This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 731,902 DUPL

1837
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN

Schiller.

39341

Von

Otto Brahm.

Zweiter Band,
erste Hälfte.

Berlin 1892
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)

58
3340
384
.2

Das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen wird vorbehalten.

Inhalt.

Seite

Drittes Buch. Körners Freund 1
Neues Leben 3
In Dresden 25
Don Karlos 48
Zweifel und ſtockendes Schaffen 92
Viertes Buch. Lehrjahre 113
Weimar 115
Die Schweſtern Lengefeld 129
Volkſtädt und Rudolſtadt 144
Abſchied von Weimar 159
Der Profeſſor 178
Bräutigam 188
Geſchichte 206
Die Krankheit 222
Wieder im Leben 234
Das Heimathsjahr 252
Aeſthetik 270

Anmerkungen 308

Schiller.

39341

Von

Otto Brahm.

Zweiter Band,
erste Hälfte.

Berlin 1892
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besser'sche Buchhandlung.)

Drittes Buch.

Körners Freund.

Neues Leben.

Meine Bekanntſchaften ſind auch die Geſchichte meines Lebens.

Schiller an die Gräfin Schimmelmann.

Wie ſchön liegt die Zukunft vor meinen Augen, wie fange ich jetzt an mich meines Lebens zu freuen, weil ich es würdig genießen will. Ich ſage mit Julius von Tarent: In meinen Gebeinen iſt Mark für Jahrhunderte.

Schiller an Körner.

In freudiger Erwartung war Schiller nach Sachſen aufgebrochen; und wie er einſt, Stuttgart entfliehend, in der Pfalz ein Eldorado ſich erhoffte, ſo ſah er nun das neue Daſein an der Seite der Freunde in lockendem Scheine vor ſich liegen. Aber wenn ihm der Eintritt in die Mannheimer Welt Enttäuſchung und Fehlſchläge gebracht ohne Unterlaß, ſo fand er, in Leipzig angelangt, enthuſiaſtiſch alles erfüllt, worauf er gehofft, und er geſtand dem Freunde in überſtrömender Empfindung: 'Eine dunkle Ahnung ließ mich ſo viel, ſo viel von Euch erwarten, als ich meine Reiſe nach Leipzig beſchloß, aber die Vorſehung hat mir mehr erfüllt, als ſie mir zuſagte, hat mir in Euren Armen eine Glückſeligkeit bereitet, von der ich mir damals auch nicht einmal ein Bild machen konnte.'

An Körner richtete Schiller dies begeiſterte Wort; und Körners Weſen, ſeine männlich-treue Freundſchaft war es auch, welche dem Dichter das frohe Gefühl des Glückes und neu aufquellender Kraft zuerſt erweckte: in dem Quartett der Leipziger Verehrer, deren Ruf Schiller aus dem ſüdlichen ins nördliche Deutſchland herübergezogen, war Chriſtian Gottfried Körner die erſte, führende Stimme.

Körner war drei Jahre älter als Schiller und ſtand an der Pforte der Ehe, als ihn der Dichter zuerſt ſah: ein fertiger Mann in äußerer und innerer Rückſicht, durch Amt, Beſitz und geiſtige Cultur in geſicherter Lage. Schillers ſchwäbiſche und pfälziſche Freunde (von dem einzigen Scharffenſtein vielleicht abgeſehen) hatten einen Einfluß auf ihn nach keiner Richtung üben können, weder die Hoven und Peterſen, noch die Streicher und Beck: ſie waren Verehrer und wackere Männer, aber nichts als ein Echo der Begeiſterung kam von ihnen dem Dichter zurück. Jetzt zuerſt ſah er einen Mann ſich gegenüber, von eigenen Anſchauungen, von gefeſteten, ſelbſtändigen Ueberzeugungen; und voll Achtung blickte er zu der Sicherheit der Lebensführung empor, zu welcher der Freund, glücklicher als er, gelangt war: 'Es iſt Deine Sache, lieber Körner', ſo ſchreibt er noch 1788 mit Rückſicht auf ſich und Huber, 'weil Du doch von uns Dreien mit Dir ſelbſt am meiſten fertig geworden biſt, der Aufſeher über uns zu ſein und, wenn ich ſo ſagen ſoll, die zwei Uhren nach der Deinigen zu ſtellen.'

Aus einem vornehmen Bürgerhauſe war Körner hervorgegangen: der einzige Sohn eines ordentlichen Profeſſors der Leipziger Univerſität, Superintendenten und Domherrn zu Meißen. Die Bürde theologiſcher Beſchränkung hatte auf ſeiner Jugend gelaſtet, und nur allmälig, in Studienjahren und auf ausgedehnten Reiſen, hatte er gelernt, ſie abzuwerfen. In mancherlei Wiſſenſchaften hatte er ſich umgetrieben, hatte zuerſt klaſſiſche Autoren ediren, dann im Geiſte Garves, des von Schiller Verehrten, Philoſophie treiben wollen, war in die Jurisprudenz übergegangen, von da in die Mathematik und Naturwiſſenſchaften gerathen und hatte ſich zuletzt zur Rechtslehre nur eben zurückgefunden: als Privatdocent der juriſtiſchen Facultät ließ er ſich, zu Oſtern 1781, in Leipzig nieder. Völlig kennzeichnet dieſes Schwanken und Umirren Körners Begabung: fleißig hatte er überall gelernt und beobachtet, aber zu einer entſchiedenen Theilnahme war er nirgends gelangt. Er war keine productive Natur, kein heftiger Drang wiſſenſchaftlicher oder literariſcher Aeußerung lebte in ihm; ſondern ihn erfüllte das gelehrte und ſchöngeiſtige Intereſſe einer

klugen Receptivität: Juriſt, Schriftſteller, Hiſtoriker, Komponiſt — alles miteinander iſt er, in allem beſteht er mit Ehren, aber ſein zauderndes, durch tauſend Bedenken gehemmtes Schaffen kommt über die höchſt ehrenwerthen Leiſtungen eines Liebhabers doch nicht hinaus. Seltſam contraſtirt mit der Schwerfälligkeit dieſer Production die ſpielende Leichtigkeit der Formgebung, welche in Körners Sohn Theodor lebte. 'Mein Hang war immer mich dahin zu ſtellen,' ſo bekennt Körner, 'wo es gerade an Arbeitern fehlte. Die intereſſanteſte Beſchäftigung hatte für mich nichts Anziehendes mehr, ſobald mir eine dringendere aufſtieß. So flog ich von einer Gattung Wiſſenſchaft zur anderen.' Deutlicher konnte Niemand es ausſprechen, als Körner hier gethan hat: daß er wohl Talente, aber kein Talent beſaß.

Allein eine Gabe ſchreibt Schiller dem Freunde zu, die ihm in Schillers Lebensgeſchichte ſeinen einzigen Platz giebt: das 'Talent zur Begeiſterung'. Dieſe war es, welche ihn den Entfernten zum Freunde gewinnen ließ, ſie war es, welche den Dichter feſthielt durch ſo viel Wechſelfälle des Schickſals und die Folge der Zeiten. Mit Körner gemeinſam zu leben, zu wirken, an der Seite ſeiner Begeiſterung beglückt zu ſchaffen, ward ihm ein Ideal. Und er lernte im ſteten herzlichen Verkehr mit dem älteren Freunde den Ueberſchwang dämpfen, den er zuerſt in dieſe Verbindung hineingetragen; an dieſer ſpröderen, norddeutſchen Natur mäßigte ſich des Dichters unſtet aufflammende Empfindſamkeit, und ſo ward der Briefwechſel zwiſchen Schiller und Körner zu einem der mächtigſten Denkmale geiſtiger Freundſchaft: nachdem die ſchwärmende Zeit des erſten beſeligten Findens vorüber iſt, bleibt ruhige, offene Sachlichkeit der ſtete Grundton. Das Ringen um die Wahrheit, ohne jede andere Rückſicht als die der inneren Ausbildung, erfüllt die Freunde; und mit einer bewunderungswürdigen Schärfe, mit einer rührenden Lauterkeit der Selbſtkritik ſprechen Schiller und Körner oft und oft es aus, wie ihre Gaben ſich begrenzen. Mit Recht ſchreibt Körner ſich das Talent zu, leſen zu können und meint, daß auch dies eine Kunſt ſei, die geſchätzt ſein will; und er wird ſo Schillers idealer Leſer,

derjenige, der aus einer allgemeinen Verehrung heraus, mit seinem schönen Talent zur Begeisterung, jedes einzelne Product entgegennimmt, und es dann mit ruhigem Blick und seiner Sicherheit zu erfassen strebt nach seinem Wesen wie nach seiner künstlerischen Absicht. Ueber die Richtung, in der Schillers Schaffen sich bewegen sollte, hatte er früh eine feste Vorstellung gehabt, und es mochte den Freund in Erstaunen setzen, als Körner ihn, bevor er noch von seinem 'Karlos' erfahren hatte, auf das große historische Drama hinwies: 'Alles, was die Geschichte in Charakteren und Situationen Großes liefert und Shakespeare noch nicht erschöpft hat', schrieb er ihm nach Mannheim, 'wartet auf Ihren Pinsel. Das ist gleichsam bestellte Arbeit.' Daß es ihm jedoch bei aller Sicherheit und Billigkeit des Urtheils an jener Selbständigkeit der Auffassung häufig mangeln konnte, welcher der Freund bedurft hätte, zeigt manche Körnersche Aeußerung: und Schiller selbst ist es dann, dessen eigene Kritik das Treffendste erst ausspricht.

Wie arg griff Körner etwa daneben, als er dem Freunde 1789 schrieb, daß er in dem lyrischen Fach einzig sei, während er im dramatischen an Goethe einen gefährlichen Nebenbuhler habe; und mit viel Einsicht und erschöpfender Klarheit nahm darauf Schiller als sein Eigenthum das Drama in Anspruch: 'Mit dem Dramatischen will ich es noch auf mehrere Versuche ankommen lassen. Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten Kunstsinn. Hätte ich nicht einige andere Talente, und hätte ich nicht soviel Feinheit gehabt, diese Talente und Fertigkeiten in das Gebiet des Dramas herüberzuziehen, so würde ich gar nicht neben ihm sichtbar geworden sein. Aber ich habe mir eigentlich ein eigenes Drama nach meinem Talente gebildet, welches mir eine gewisse Excellence darin giebt, eben weil es mein eigen ist. Je mehr ich empfinde, wie viele und welche Talente mir fehlen, desto lebhafter überzeuge ich mich von der Realität und Stärke desjenigen Talentes, welches mich so weit gebracht hat, als ich schon bin. Denn ohne ein

großes Talent von der einen Seite hätte ich einen so großen Mangel von der anderen nicht so weit bedecken können.'

In der Originalität seines Urtheils ward Körner von den größeren Freunden übertroffen, welche der Dichter noch finden sollte; aber worin ihn keiner übertraf, das war sein Herz. Das 'Talent zur Begeisterung' blieb nicht in den Lüften hängen, es stieg herab auf diese Erde und wirkte kräftig als thatenfrohe Opferlust. Daß der Freund dem Freunde, der Mensch dem Menschen helfen soll, erschien Körner allezeit als ein Selbstverständliches, von dem zu reden ihm widerstand; und als Schiller später von Kopenhagener Verehrern die Zusicherung einer jährlichen Gabe empfing, rief er aus: 'Eine traurige Empfindung mischt sich bei mir in die Freude über Dein Glück — daß wir in einem Zeitalter und unter Menschen leben, wo eine solche Handlung angestaunt wird, die doch eigentlich so natürlich ist.' Ohne Zögern hatte er dem Freunde geholfen, als es galt, ihn von Mannheim frei zu machen, und ohne Zögern half er immer von Neuem; und was eben so viel zählte wie klingender Beistand — unermüdlich wußte er die Zuversicht des Dichters zu heben, er gab ihm das Gefühl, empfangen zu dürfen, was Freundeshand bot, und er verschmähte, um nur Schillers Selbstvertrauen zu stärken, auch die Mittel frommer Täuschung nicht: offen half er, und im Stillen, mit Wort und mit That. Als Schiller 1789 für den Geldverleiher Beit den Theil einer alten Schuld ihm einsendet, da meldet er ganz trocken: 'das Geldgeschäft ist besorgt, und ich freue mich, daß Du etwas hast abzahlen können' — obgleich er selbst schon vor Jahren heimlich diese Schuld getilgt hatte; und erst als Schiller 1792 auch den Rest zahlen will, bekennt er ruhig: 'Beits Wechsel sind schon lange in meinen Händen. Du schicktest mir vor ein Paar Jahren etwas auf Abschlag und gabst mir Auftrag, das Übrige zu prolongiren. Beit machte zu große Forderungen, und nach Deinen Briefen sah ich die Unmöglichkeit, daß Du ihm damals mehr bezahlen oder anderwärts das Geld aufnehmen konntest; also legte ich es einstweilen für Dich aus.' Die gleiche ruhige Güte aber, welche

Körner dem großen Freunde erwies, hatte er auch für ungezählte Andere bereit, die ihm nahe kamen; und weder die Enttäuschungen, die seine edle Absicht erfuhr, noch eine ängstliche Rücksicht auf die wachsende Zahl der Seinen konnte den immer Hilfsbereiten aufhalten.

Die Frau, welcher Körner sein Herz geschenkt hatte, stammte aus einem Künstlerhause; und der Sohn des Theologen hatte zu kämpfen gehabt, ehe er das Kind des Kupferstechers Stock, die arme, hilflose Waise, öffentlich seine Braut nennen konnte. In jenem altberühmten Breitkopfschen Hause zu Leipzig, in dem die alte und die junge Literatur sich einfand, seit den Zeiten Gottscheds des Würdigen her, hatte Körner Dora und Minna Stock zuerst getroffen; sie bewohnten in dem Hause die Zimmer unter dem Dache, wie zu Lebzeiten ihres Vaters, da der lernbegierige Student Wolfgang Goethe die Mansarde des 'silbernen Bären' erklomm, dem Meister Stock aus Nürnberg die Geheimnisse des Aetzens abzusehen: 'ich attachirte mich sehr an den Mann', so erzählt er, 'der bei seinem anhaltenden Fleiße einen herrlichen Humor besaß und die Gutmüthigkeit selbst war. So saß er an einem breiten Arbeitstisch, an einem großen Giebelfenster in einer sehr ordentlichen und reinlichen Stube, wo ihm Frau und zwei Töchter häusliche Gesellschaft leisteten; sie sind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben.' Die künstlerische Begabung und den Humor des Vaters scheint die ältere Tochter geerbt zu haben, während auf Minna seine Gutmüthigkeit und Liebenswürdigkeit kam: sie war es, die Körners Neigung gewann und das Glück seines Lebens ward. Eine sächsische Lieblichkeit lacht uns aus ihren Zügen entgegen, wie Graff sie dargestellt: das lockige Blondhaar von einem seidenen Bande zusammengehalten, das Auge unschuldig glänzend, und der zierliche Mund halb geöffnet. So sanfte Reize lockten in Dora nicht, die schärferen, doch nicht unschönen Züge zeigten ein selbständiges Geistesleben an, festen Willen und Eigenwillen. Von Gestalt war sie nicht groß und ein wenig verwachsen; und vielleicht hat auch ihr Humor etwas von der Bitterkeit der Verwachsenen gehabt. Es gab

Augenblicke, wo sie durch ihre heftigen Launen die liebsten Menschen verletzte, und andere, wo sie dem Aufschwung der Freunde nicht zu folgen vermochte, und den Bund der 'heiligen Fünf' zu stören schien: zwar den ersten Anstoß, die Verbindung mit Schiller zu knüpfen, hatte einst sie gegeben; aber selbst der maaßvolle Körner klagte 1789: 'An D(ora) fange ich an zu verzweifeln. Ihre Seele scheint gar zu sehr von prosaischer Natur zu sein.'

Die Gegensätze ziehen sich an: die energische Dora hatte ihre Neigung Ludwig Ferdinand Huber geschenkt, einem um fünf Jahre jüngeren Mann in ungewisser Stellung, von schwanker Gesinnung. Der hübsche Junge mit den verschwimmenden Zügen war der Sohn eines bayrischen Bauernkindes und einer liebenswürdigen Französin, deren weiche Bestimmbarkeit auf ihn übergegangen war: 'so schwach, daß nur Eindrücke des Augenblicks sie leiten und füllen', nennt er selbst die Mutter, und auch sein eigenes Wesen hat er damit ausgesprochen. Unter übergroßem Zwange aufgewachsen, gerieth er nur aus einer Abhängigkeit in die andere, da er Doras Bräutigam ward: der lange, zwanzigjährige Mensch blieb schüchtern und gedrückt, und im Bunde der Fünf ward er auch geistig der Jüngste, das zu behütende Kind. 'Es gehört zu meinen schönsten Träumen, die Epoche seines Geistes lenken zu helfen', sagte Schiller 1785; und: 'auf diesem Instrument wird noch mancherlei gespielt werden', sagte er noch 1788. Für den Verlobten eines achtundzwanzigjährigen Mädchens klang das bedenklich genug; und in der That sollte das Ungesunde in diesem Verhältniß bald offenbar werden. Hubers ungewisse Aussichten, die auf eine diplomatische Carriere und seine flinke Schriftstellerfeder miteinander gegründet waren, ließen eine Verbindung in absehbarer Zeit nicht zu, und so gab es früh Mißverständnisse; Freunde mischten sich mit Klatschereien ein, und schon 1787 dachte man daran, das Verhältniß aufzulösen und ein anderes für Dora anzubahnen. Aber erst nach weiteren fünf langen Jahren kam es, auf Körners Andrängen, zu einer Erklärung: Huber gestand, daß er sich verändert fühle, und gab Dora ihr Wort zurück. Schiller urtheilte hart über ihn, noch

ohne den Grund des Bruches zu kennen: ‘Huber hat ſich benommen, wie zu erwarten war’, ſagte er, ‘ohne Charakter, ohne alle Männlichkeit. Ich bin nicht überraſcht, und er hat auch bei mir weiter nichts dadurch verloren, denn auf denjenigen Werth, den Grundſätze und Stärke des Geiſtes geben, mußte man bei ihm Verzicht thun. Er bleibt was er iſt, ein räſonnirender Weichling und ein gutmüthiger Egoiſt.’ Erſt ſpäter erfuhr man, daß neue Neigung die alte verdrängt und daß Huber zwei Freunde zugleich hintergangen hatte: er hatte in Mainz an Georg Forſter und deſſen Frau ſich nahe angeſchloſſen, und mitten in den Wirren der Mainzer Clubbiſtenzeit erklärte Thereſe Forſter nun, demjenigen offen folgen zu wollen, dem ſie heimlich ſchon lange angehört hatte. Sie ward Hubers Gattin; und in einem angeſtrengten Literatenleben verzehrte ſich der ſchwache Mann vor der Zeit und ſtarb 1804, kaum vierzigjährig. Dora blieb unvermählt.

Nur Huber und die beiden Schweſtern fand Schiller in Leipzig vor, als er am 17. April 1785 eintraf; Körner hatte das Leipziger Docententhum, da die Schüler ihm ausblieben, an den Nagel gehängt und war als Oberconſiſtorialrath nach Dresden gegangen. In einem Billet aus dem ‘blauen Engel’ begrüßte der Dichter Huber und bezeigte ſich ‘voll Ungeduld’, ihn kennen zu lernen: ‘Verſchweigen Sie, mir zu Lieb, unſern Mädchen’, bat er, ‘daß ich hier bin. Wir wollen erſt einen kleinen Betrug miteinander verabreden.’ In den Ton der harmloſen Neckerei, des freundſchaftlichen Spaßes und Spottes, der in dieſem Kreiſe herrſchte, ſtimmte er ſo von Anfang an ein; und bald ward er in der Manſarde des ‘ſilbernen Bären’ heimiſch, ein frohbegrüßter Gaſt. Er hatte eine angeſtrengte Fahrt hinter ſich, aufgeweichte Wege, Schnee und Moraſt hatten ſeine Ungeduld aufgehalten: ‘Unſere Hieherreiſe war die fatalſte, die man ſich denken kann’, ſo meldet er an Schwan, den 24. April. Er ſpricht die erſten Eindrücke Leipzigs aus, aber ſchnell wendet er ſich von der ſächſiſchen Gegenwart zur pfälziſchen Vergangenheit zurück, und was er mündlich zu bekennen gezaudert, das wagt er nun zu ſagen: um die Hand

Margarethens bittet er den Vater. Das Studium der Medicin, das am Horizont seiner Absichten abermals auftaucht, soll seine Stellung befestigen, und die Verbindung mit dem Herzog von Weimar, dem er seine Neigung eröffnet hat, schon in Darmstadt, soll helfen ein Glück zu vollenden, das seit der bewegten Abschiedsstunde doppelt lockend vor ihm steht: 'Ich fühl' es, wie viel ich begehre', sagt er, 'wie kühn und mit wie wenigem Recht ich begehre. Von Ihrer Entscheidung, der ich mit Ungeduld und furchtsamer Erwartung entgegensehe, hängt es ab, ob ich wagen darf, selbst an Ihre Tochter zu schreiben.' Das ist die Sprache der Leidenschaft nicht; und der Dichter selbst, in den Worten des Musikus Miller, hatte zu sagen vermocht, wie echte Neigung wirbt: 'Einem Liebhaber, der den Vater zu Hilfe ruft, trau ich — erlauben Sie — keine hohle Haselnuß zu. Da! hinter dem Rücken des Vaters muß er sein Gewerb an die Tochter bestellen. Machen muß er, daß das Mädel lieber Vater und Mutter zum Teufel wünscht, als ihn fahren läßt — das nenn ich einen Kerl! Das heißt lieben!' Und wohl wußte Schiller solchen Weg zu gehen, als die Stunde seiner Liebe endlich schlug; hier aber, da er beim Vater um Margarethen warb, wie er um Lotten geworben bei der Mutter, ward seine Hoffnung enttäuscht: Schwan, dessen Ideal eines Tochtermannes weniger genial und mehr zahlungsfähig aussehen mochte, lehnte den Antrag ab, weil, wie er wohlwollend meinte, Margarethens Charakter für Schiller nicht passe. Die Tochter selbst, die Schiller freundlich gesinnt war, ward nicht befragt. Ihrer Neigung gewiß, hatte Schiller schon das Spiel gewonnen geglaubt und seinem Vater am 4. Mai geschrieben: eine Neuigkeit aus Mannheim sei zu erwarten. Daß der Fehlschlag auf ihn sehr tief gewirkt habe, ist nicht erkennbar; und bald mögen die Erlebnisse an dem neuen Ort, unter den neuen Freunden die Erinnerung an die schöne Mannheimerin verdunkelt haben.

Schiller war zur Meßzeit in Leipzig eingetroffen und willig ließ er sich von dem bunten Gewühl der zuströmenden Menge umfangen. Es mochte ihm ergehen wie Goethe, als er zwanzig Jahre zuvor,

gleichfalls um die Meßzeit, aus Süddeutschland nach Leipzig gekommen — 'woraus ihm ein besonderes Vergnügen entsprang': 'Ich durchstrich den Markt und die Buden mit vielem Antheil,' erzählt er, 'besonders aber zogen meine Aufmerksamkeit an sich, in ihren seltsamen Kleidern, jene Bewohner der östlichen Gegenden, die Polen und Russen, vor allem aber die Griechen, deren ansehnlichen Gestalten und würdigen Kleidungen ich oft zu Gefallen ging.' Schiller liebte es, diese ganze mannigfache Gesellschaft von Fremden und Einheimischen in 'Richters Kaffeehaus' zu beobachten, einem prächtigen, palastartigen Hause am Brühl. Man spielte, zechte, schwatzte; und manche Schilderung und manches Bild hat das belebte Treiben in dieser 'Assemblée publique' festgehalten, an dem theilzunehmen Schillers 'angenehmste Erholung' ward. Bekanntschaften aller Art machte er hier im 'Getümmel', angenehme und lästige, er ward von mittelmäßigen Scribenten, die sich 'einiger vollgeklexter Bogen wegen, zu Collegen aufwarfen', angegafft und umlagert; aber er hatte auch nach wenig Tagen schon die ganze Leipziger Literatur in Person kennen gelernt, Christian Felix Weisse, Lessings alten Freund, Oeser, den Lehrer Goethes, Zollikofer, den liberalen Theologen, den Lustspieldichter Jünger, den Schauspieler Reinecke und viele Andere. Auch Sophie Albrecht und ihren Gatten fand er in Leipzig wieder, und wohnte als ihr Nachbar im kleinen Joachimsthal nahe dem Markt, in einem von Huber besorgten, bescheidenen Studentenzimmer, das der Freund mit ihm theilte.

Eine nähere Berührung mit den schriftstellerischen Größen Leipzigs war für Schiller nicht möglich; diese angejahrten Berühmtheiten waren hinter dem Tage zurückgeblieben, und seinen jungen Idealen hatte ihre Betriebsamkeit nichts zu sagen. Aber der Einblick in eine vielfach bewegte literarische Welt brachte Nutzen, und derjenige, der auf publicistische Wirksamkeit jetzt all sein Hoffen gestellt hatte, fand sich hier, am Mittelpunkt des Buchhandels, eben recht am Ort. Auch Körner, von dem Geist der Stadt erfaßt, hatte einen Theil seines Vermögens dem Buchhandel anvertraut und war als stiller Theil-

haber in Göſchens Verlag eingetreten; ſo fand Schiller, aus dem lauteren Kreiſe der Leipziger Literaten in den ſtilleren der Freunde zurückkehrend, auch hier alle Intereſſen ſeiner gegenwärtigen Exiſtenz wieder. Ideales Streben umgab ihn und heitere Geſelligkeit, reges, jugendliches Leben und geiſtiges Genießen; dem Entfernten in Dresden aber, dem Bräutigam und Freunde, galt das Gedenken jedes Tages. Lebhaft ging die Briefpoſt hin und her zwiſchen Schiller und Körner; und ehe ſie noch einander von Angeſicht zu Angeſicht geſehen, ward das brüderliche Du zwiſchen ihnen getauſcht, nach Körners Wunſch.

Körner zuerſt treibt es an, bevor ihre perſönliche Bekanntſchaft das Letzte hergiebt zur Vollendung der Freundſchaft, die Summe ſeines Lebens zu ziehen und in voller Offenheit darzulegen: wie er geworden, wer er ſei, und wohin er ſtrebe. Er ſchildert ſeine Wanderung durch die Reihe der Wiſſenſchaften, und daß er jetzt erſt anfange zu leben wie ein Mann: ‘bisher habe ich nur vegetirt und zuweilen vom künftigen Leben geträumt.’ Glücklich zu werden hält auch er, mit den Garve und Genoſſen, für das Ziel des Menſchen, allein er will, aus einem ſtrengeren Sinn heraus, ſein Glück nicht empfangen, ohne es verdient zu haben, er will ‘einen Theil ſeiner Schulden dem Glücke abtragen’: ‘um ganz glücklich zu ſein’, ruft er, ‘das heißt beim Genuß der angenehmſten Empfindungen mit mir ſelbſt zufrieden zu ſein, muß ich ſo viel Gutes um mich her gewirkt haben, als ich durch meine Kräfte zu wirken fähig bin.’ Und hier iſt es, wo ſeine Freundſchaft einſetzt und ihre ethiſche Begründung erfährt: wenn er ‘ſeinen Schiller an ſeiner Seite hat’, empfindet er, wird er alles erfüllen, wonach er ringt: ‘Einer wird den Andern anfeuern, einer ſich vor dem andern ſchämen, wenn er im Streben nach dem höchſten Ideal erſchlaffen ſollte.’ Solche Geſinnung traf ganz in Schillers Sinn, und mit enthuſiaſtiſchem Wort ſprach er dem Freunde Zuſtimmung aus, ſogleich nach ſeiner Art die knappe Sachlichkeit Körners in eigenen, zuſtrömenden Ideen aufnehmend und weiterführend. Neues Leben, frohes, aufquellendes Gefühl begeiſterter Vorſätze ſpricht aus

dem Schreiben, das er an Körner nun sendet; gemeinsam mit dem Freunde nach dem Höchsten zu streben, von ihm begleitet die ‘romantische Reise zur Wahrheit, zum Ruhme, zur Glückseligkeit anzutreten’ — der Gedanke erfüllt ihn freudig und nimmt sein ganzes Herz gefangen. ‘Einzeln können wir nichts’, ruft er aus, aber ‘Verbrüderung der Geister ist der unfehlbarste Schlüssel zur Weisheit.’ Nichts scheint ihm zu existiren, in dem ganzen unermeßlichen Reiche der Wahrheit, über das er, dem edelsten Freunde verbündet, nicht sollte Meister werden; über die Grenzen der Menschheit sich zu erheben, schwärmt er, und den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur zu durchbrechen, treibt es seinen unausrottbaren Idealismus von Neuem an: ‘Tausend Menschen gehen wie Taschenuhren, die die Materie aufzieht’, klagt er, ‘der Körper usurpiert sich eine traurige Dictatur über die Seele; aber sie kann ihre Rechte reclamiren, und das sind dann die Momente des Genius und der Begeisterung. Den preise ich selig, dem es gegeben ward, der Mechanik seiner Natur nach Gefallen mitzuspielen und das Uhrwerk empfinden zu lassen, daß ein freier Geist seine Räder treibt.’ Der Begeisterung gilt sein Wort, der großen Macht seines Lebens; und wie viel Enthusiasmus wirken kann, sucht er dem an strengere Normen glaubenden Freunde zu erweisen: ‘Enthusiasmus’, sagt er, ‘ist der erste Gewinn von unserm Bunde. Danken Sie dem Himmel für das beste Geschenk, das er Ihnen verleihen konnte, für dies glückliche Talent zur Begeisterung.’ Gedanken seiner Frühzeit, nur feiner entwickelt und freier aufblühend, werden in ihm wieder lebendig, die Vorstellung der Freundschaft greift über in philosophisch-begeistertes Erfassen des Weltganzen, und abermals erkennt er Liebe als die treibende Macht des Universums: ‘dies lag aufgedeckt vor dem großen Meister der Natur, darum knüpfte er die denkenden Wesen durch die allmächtige Magnetkraft der Geselligkeit aneinander.’ Und ungleich dem bedächtigeren Freunde, fühlt er sich zu productiver Gestaltung jener Anschauungen schnell fortgetrieben: ‘über den Bau unserer Freundschaft habe ich tausend Ideen’, sagt er, er will die ‘unzähligen, zuströmenden Gedanken in seinem Kopfe läutern

und reinigen', und Philosophie und warmes Blut miteinander sollen formen, was er 'den Riß zu dem schönen, stolzen Gebäude der Freundschaft' nennt. Mit seinem Karlos schien Schiller dem Freunde damals zuzurufen: 'Arm in Arm mit dir — So fordr' ich mein Jahrhundert in die Schranken'; und er gestaltete die Gedanken dieser Zeit in den 'philosophischen Briefen', in dem 'Lied an die Freude' noch einmal enthusiastisch aus.

Die Pläne der Freunde waren auch Schillers Pläne; und so beschloß er sogleich, als er erfuhr, daß die Schwestern Stock und Huber den Sommer auf einem nahen Dorfe zubringen würden, auch seinerseits diesen Aufenthalt zu wählen: nach wenigen Wochen, mit dem kommenden Frühjahr, verließ er Leipzig wieder und siedelte sich in Gohlis an: 'Ein sehr angenehmer Spaziergang durch das Rosenthal', so meldete er an Schwan, führt dahin.

Noch nicht lange war unter den Leipzigern die Sitte aufgekommen, den Sommer über, wie Schiller sagt, 'auf den benachbarten Dörfern zu campiren und das Land zu genießen'; und besonders der Aufenthalt in Gohlis hatte noch ganz den Reiz der ersten Frische und einer unberührten Natur. In dem kleinen Orte von nicht mehr als 450 Einwohnern war der Besitzer des prächtigen, von Oeser ausgemalten Schlosses, der Erb-, Lehn- und Gerichtsherr auf Gohlis der erste Mann; Hofrath Böhme zuerst hatte es inne gehabt, der Lehrer Goethes, dessen kluge Gattin dem jugendlichen Dichter die 'schönen bunten Wiesen' der Pleißenpoesie einst unbarmherzig niedergemäht; dann war Hofrath Hetzer ihm gefolgt, mit dem Schiller bald freundliche Beziehungen knüpfte. Für die Cultur des Ortes hatten sie eifrig gewirkt, und von der 'dasigen Gemeinde' wurden sie zum Danke fleißig angesungen; als ihr Verdienst ward es bezeichnet, wenn man sich heimisch fühlte:

In Gohlis wo Kunst und Natur
So schön verbunden ist;
Wo Fluß und Wiese, Wald und Flur
Wo alles reizend ist.

Böhme hatte erreicht, daß 1777 ein neuer Weg durch das Rosenthal (oder wie das Volk sagte, durch den Rosenthal) gelegt wurde, den die ehrbare Welt gehen konnte: denn einen großen Theil des Gehölzes hatten allerlei lustige und freche Leute in Besitz genommen, und man nannte ihn bezeichnend 'das wilde Rosenthal'. Aber der alte, von Dichtern und Philosophen anerkannte Ruhm des Wäldchens hatte davon nicht gelitten, und schnell belebte es sich nun auf diesen Wegen, unter diesen Buchen, Linden, Eichen. Hier waren einst Paul Fleming und Christian Günther sinnenden Gemüthes geschritten; hier, 'dans le petit bois agréable, nommé le Rosendal', hatte Leibniz ganze Tage meditirend verbracht, und Gellert war auf seinem berühmten Schimmel einhergetrabt; hier hatte, vor Schiller, Goethe geweilt und spät noch erinnerte er sich des 'wirklich herrlichen Rosenthals'. Zu Fuß und zu Schiffe, in Gondeln und Gesellschaftskähnen durchzog man das von der Pleiße und der Elster umflossene Gehölz: doch sei bei dieser Flußfahrt, meinte ein Chronist, 'vorher Geduld zu empfehlen, welche in Hinsicht der Langsamkeit dieser Fahrzeuge nöthig ist'. Durch wechselnd enge und weite Pfade wandelnd, durch schweigendes Gebüsch und schönen Laubwald, dessen freien Wuchs die französische Scheere nicht gehemmt hatte, an Schneißen und malerischen Durchblicken vorüber, gelangte man, immer zur Rechten des Thales an der baumbestandenen Pleiße verbleibend, an eine Wassermühle inmitten des Holzes, deren Räder der Fluß munter trieb; umsäumt vom Laub lag die Schenke 'zum geselligen Vergnügen' da, und das kräftige Grün ringsum ward von dem Grau der Esche und der dunkleren Tanne gedämpft; der Sang der Vögel begleitete den Wandernden, Friede der Natur umfing ihn, bis er zuletzt, an breiten Wiesen, an weidenden Kühen vorbei, nach Gohlis gelangte, zu den ehrwürdigen Lindenalleen und allem Duftenden und Blühenden ringsum, das der Frühling gebracht hatte. Bis unmittelbar an das Dorf hin reichte damals noch das Gehölz, und eben hier nahm Schiller die Wohnung, mit hübschem Blick auf das grünende Thal und die Mühle: in einem kleinen Bauernhause miethete er sich ein, im oberen Stockwerk der Besitzung, welche

dem ehrsamen Gohliser Christian Schneider gehörte. Die ganze rührende Anspruchslosigkeit der Zeit und der Menschen stellt sich uns vor Augen, in dieser nichts weniger als geräumigen und einladenden Wohnung: zu winzigen Fensterchen drang das Licht herein in die niedrige, holzgetäfelte Mansarde und auf das bescheidene Tischchen am Wandpfeiler, das Schiller zu seinem Schreibtische erhoben hatte; die Wände waren einfach gekalkt, die Möbel spärlich. Aber draußen vor der Thür, zwischen Haus und Scheune, erhob sich ein großer Lindenbaum, und er ward ein Lieblingsplatz für den sinnenden Poeten, dessen früh erschlossener Natursinn in dieser Zeit von Neuem emportrieb. Und wie ihm überall die Einsamkeit nicht einsam genug war, wie an allen Orten das Andenken die Plätze bezeichnet, an denen die Naturliebe des Dichters geweilt, die Buchen über Bauerbach, das Gartenhaus auf der Mühlau und den Freischützengarten zu Mannheim, so fand er auch hier, im großen Park des Schlosses und bei gastfreundlichen Nachbarn, stille Orte zum Träumen und Schaffen sich aus.

Seine liebsten Nachbarn fand er gleich im Nebenhause vor: die Schwestern Stock, die bei ihrem Stiefbruder, dem Kupferstecher Endner einquartiert waren; und der freundschaftliche und heitere Verkehr mit ihnen entfaltete sich nun, in der Zwanglosigkeit des Landes, erst völlig. Damals hat Dora Stock den Dichter gemalt und in einem energischen Bilde sein Wesen festgehalten: mit klugem, festem Blick sieht er dem Beschauer entgegen, die Nase, ‚eine wahre Künstlernase', wie ein Leipziger Verehrer sagte, zeichnet sich scharf ab, den schlanken Hals giebt der lose Hemdkragen ungezwungen frei, und das erhobene Haupt und die sichere Haltung vollenden den Eindruck männlicher Kraft und Entschlossenheit.

Ein neuer Freund trat mit Georg Joachim Göschen in den Kreis ein: er war eben, zu Ende des Mai, aus Weimar zurückgekehrt und brachte nun begeisterte Anschauungen von der Größe der Weimarer Poeten mit. Auch er nahm im Hause Christian Schneiders Wohnung, als Schillers Stubengenosse; bald schlossen sich neue Freunde an, der

Luſtſpieldichter Jünger, der Landſchaftsmaler Reinhart, der Kaufmann Kunze, und ein heiteres geſelliges Treiben begann, vom Anhauch der Natur, der Jugend und Poeſie umſpielt, das für allezeit unvergeßlich blieb. 'Einen der vergnügteſten Sommer ſeines Leben mit Schiller verbracht zu haben', bekannte Jünger dem Intendanten Dalberg; und Reinhart ſchrieb noch 1808 aus Rom im Gedenken an dieſe Tage: 'Wer möchte ſich auch nicht mit Vergnügen des Frühlings erinnern! und jene Zeit war unſer Frühling!' Zwangloſes Beiſammenſein brachte jeder Abend, der im 'geſelligen Vergnügen' auf der Mühlinſel die Genoſſen vereinte; beim frugalen Mahl, beim Merſeburger Bier und der landesüblichen Goſe feierte man in hellen Sommernächten Sympoſien, und alle guten Geiſter deutſcher Fröhlichkeit umſchwebten die von jugendlicher Thatenluſt und idealen Plänen erfüllten Zecher. In ſolcher Stimmung ward ſelbſt der grimme Recenſent von 'Kabale und Liebe', Karl Philipp Moritz von Schiller freundlich empfangen; und nach einem angeregten Abend war man einander ſo weit nahe gekommen, daß Schiller am nächſten Morgen dem Kenner der 'deutſchen Verslehre' Scenen aus ſeinem 'Karlos' vorlas. Als ein Bund der Strebenden, als eine Vereinigung, die zur geiſtigen Vollkommenheit die Theilnehmer führen ſollte, erſchien dem Dichter auch dieſer Kreis, und 'mit dem größten Ernſt, mit hinreißender Beredſamkeit, mit Thränen in den Augen' forderte er die Freunde auf, 'alle Kräfte anzuwenden, um Menſchen zu werden, die die Welt einmal ungern verlieren möchte'. Göſchen, der uns dieſes Zeugniß überliefert hat, fügt noch hinzu: 'Wir alle haben Schiller viel zu verdanken; und in der Stunde des Todes werd ich mich ſeiner mit Freude erinnern. Ich habe mit ihm ein halbes Jahr auf einer Stube gewohnt, und er hat mir die zärtlichſte Achtung und Freundſchaft eingeflößt. Es iſt mir ſein ſanftes Betragen und die ſanfte Stimmung ſeiner Seele im geſelligen Cirkel, verglichen mit den Produkten ſeines Geiſtes, ein großes Räthſel. Ich kann nicht ſagen, wie nachgebend und dankbar er gegen jede Kritik iſt, wie ſehr er an ſeiner moraliſchen Vollkommenheit arbeitet.'

Zu all diesem angeregten Verkehr aber brachte der Anfang des Juli das Beste: Schillers persönliche Bekanntschaft mit Körner. Auf dem stattlichen Rittergute Kahnsdorf, bei Körners Verwandten hatte sich das Brautpaar Rendezvous gegeben; und Schiller, Huber, Göschen begleiteten die Schwestern und verlebten mit Körner den 1. Juli. War auch die Zeit zu kurz für Schillers Wünsche gewesen und hatte die Gegenwart so vieler Menschen den unmittelbaren Austausch der Empfindung gehemmt, so ward doch dieser Tag ein unvergeßlicher, und höher noch stieg der Sinn enthusiastischer Hingebung in Schiller an. Am 2. Juli, ganz erfüllt von den Eindrücken der ersten Begegnung, begab er sich auf den Heimweg; gemeinsam mit Huber und Göschen gedachte er, noch ohne den Namen auszusprechen, des theueren Mannes, und wogende Vorsätze künftiger Thaten traten ihnen vor die Seele. Mit Beschämung, doch nicht verzagend, blickte Schiller zurück in die vergangene Zeit, mit fester Gewißheit blickte er voraus in die herrliche kommende: 'ich fühlte die kühne Anlage meiner Kräfte', bekennt er dem Freunde, 'das mißlungene (vielleicht große) Vorhaben der Natur mit mir. Eine Hälfte wurde durch die wahnsinnige Methode meiner Erziehung, die zweite und größere aber durch mich selber zernichtet. Tief, bester Freund, habe ich das empfunden, und in der allgemeinen feurigen Gährung meiner Gefühle haben sich Kopf und Herz zu dem herkulischen Gelübde vereinigt, die Vergangenheit nachzuholen, und den edlen Weltlauf zum höchsten Ziele von vorn anzufangen.' Wieder empfindet er Freundschaft als die hebende, spornende Macht für alle: 'Mein Gefühl war beredt', ruft er, 'und theilte sich den anderen elektrisch mit. Unsere Augen begegneten sich und unser heiliger Vorsatz zerschmolz in unsere heilige Freundschaft. Es war ein stummer Handschlag, sich wechselweise fortzureißen zum Ziele — sich zu mahnen und aufzuraffen, einer den andern — und nicht stille zu halten bis an die Grenze, wo die menschlichen Größen enden.' In solcher Stimmung traten die Reisenden in eine Schenke ein und tranken mit thränendem Auge auf Körners Gesundheit; und so feierlich ward ihnen zu Sinne, daß Schiller an die Einsetzung des

Abendmahls ſich gemahnt fand: 'Dieſes thut, ſo oft ihr's trinket, zu meinem Gedächtniß.' Jetzt erſt fiel es ihnen auf die Seele, daß der Tag Körners Geburtstag war; ohne es zu wiſſen, hatten ſie ihn heilig gefeiert.

'Ich habe jetzt einige Fragen an dich zu thun, deine Verbindung mit Göſchen betreffend', fährt Schiller fort und gelangt damit aus der Sphäre der idealen Vorſätze zu den näheren realen, welche über ſeine Zukunft beſtimmen ſollen. Er denkt an eine neue Ausgabe des 'Fiesko' in der Theaterform, an eine verbeſſerte Ausgabe der 'Räuber' nebſt dem Nachtrag 'Räuber Moor's letztes Schickſal', er plant die Fortſetzung der 'Thalia' und des 'Karlos': und alle dieſe Werke ſoll Göſchen in Verlag oder in Commiſſion nehmen, ſei es nun, daß Körner und Schiller an dem Ertrage direct oder indirect theilhaben. Die Nothwendigkeit treibt ihn an, dieſe Arbeiten zu unternehmen; denn vergebens hat er für die Rheiniſche Thalia von der Mannheimer Poſt Subſcriptionsgelder erwartet, er hat keinen Heller empfangen und muß dem Freunde geſtehen: daß er völlig auf dem Sande iſt, und Honorar ſich wünſcht, je eher, je lieber. Körners Antwort auf dieſe Fragen muß man im Wortlaut leſen, ſie zeichnet den braven, herzlichen Menſchen völlig. 'Ueber die Geldangelegenheit', ſchreibt er, 'müſſen wir uns einmal ganz verſtändigen. Du haſt noch eine gewiſſe Bedenklichkeit mir deine Bedürfniſſe zu entdecken. Warum ſagteſt Du mir nicht ein Wort in Kahnsdorf davon? warum ſchriebſt Du mir nicht gleich, wieviel Du brauchſt? Kommt es blos darauf an, einige currente Ausgaben zu beſtreiten, ſo iſt vielleicht das hinreichend, was ich hier beilege. Aber ſobald Du im mindeſten in Verlegenheit biſt, ſo ſchreibe mit der erſten Poſt und beſtimme die Summe. Rath kann ich allemal ſchaffen. — Wenn ich noch ſo reich wäre, und Du ganz überzeugt ſein könnteſt, welch ein geringes Object es für mich wäre, Dich aller Nahrungsſorgen auf dein ganzes Leben zu überheben: ſo würde ich es doch nicht wagen, Dir eine ſolche Anerbietung zu machen. Ich weiß, daß Du im Stande biſt, ſobald Du nach Brod arbeiten willſt, Dir alle Deine Bedürfniſſe zu verſchaffen. Aber ein

Jahr wenigstens laß mir die Freude, Dich aus der Nothwendigkeit des Brotverdienens zu setzen. Was dazu gehört, kann ich entbehren, ohne im Geringsten meine Umstände zu verschlimmern. Auch kannst Du mir meinethalben nach ein paar Jahren alles wieder mit Interessen zurückgeben, wenn Du im Ueberfluß bist.'

Hatte Körner in diesem Schreiben die Aufgabe erfüllt, schön zu geben, so wußte Schiller nun die schwerere zu lösen: schön zu empfangen; und auf das knappe, aller Rührung scheinbar trocken ausweichende Anerbieten antwortete er mit einem herzlichen, lautern Dank. 'Du hast recht, lieber Körner,' schreibt er, 'wenn Du mich wegen der Bedenklichkeit tadelst, dir meine Verlegenheit zu gestehen. Ich hätte zu mir selbst sagen können: Dein Freund kann unmöglich einen größeren Werth in seine Glücksgüter setzen, als in sein Herz, und sein Herz gab er dir ja schon.' Für die schöne, edle Absicht Körners erklärt er, nur einen einzigen Dank zu wissen: die Freimüthigkeit und Freude, mit der er sie annimmt. 'Durch dich, theurer Körner', ruft er, 'kann ich vielleicht noch werden, was ich je zu werden verzagte. Meine Glückseligkeit wird steigen mit der Vollkommenheit meiner Kräfte, und bei Dir und durch Dich getraue ich mir, diese zu bilden. Die Thränen, die ich hier an der Schwelle meiner neuen Laufbahn, Dir zum Danke, zur Verherrlichung vergieße, werden wiederkommen, wenn diese Laufbahn vollendet ist. Werde ich das, was ich jetzt träume — wer ist glücklicher als Du? Eine Freundschaft, die so ein Ziel hat, kann niemals aufhören. Zerreiße diesen Brief nicht. Du wirst ihn vielleicht in zehn Jahren mit einer seltsamen Empfindung lesen, und auch im Grabe wirst Du sanft darauf schlafen. Leb tausendmal wohl. Mein Herz ist zu weich. Lebe wohl.' Doch auch diese rührenden Worte vertrieben Körner aus der ruhigen Zurückhaltung nicht, hinter der der hilfsbereite Freund seinen milden Sinn verschanzt hatte; und mit knapper Sachlichkeit antwortete er noch einmal: 'So ist's recht, daß die Geldangelegenheit ganz durch Briefe abgethan ist. Ich hoffe, daß es nun keiner mündlichen Auseinandersetzung darüber bedürfen wird. Von jeher habe ich das Geld so gering geschätzt, daß es mich immer

geekelt hat, mit Seelen, die mir theuer waren, davon zu reden. Nicht einen Augenblick habe ich gezweifelt, daß ich bei umgekehrten Verhältniſſen eben das von Dir zu erwarten hätte. Ich hoffe alſo nicht, daß Du das jemals in Anſchlag bringen wirſt, wenn von dem, was wir einander ſind, die Rede iſt. Lebe wohl jetzt, wir ſehen uns bald.'

Ein zweites Zuſammentreffen folgte nun; Körner war nach Leipzig gekommen, um die letzten Anordnungen für ſeine Hochzeit zu treffen, und froh empfing ihn der dankbare Freund. Auf den 7. Auguſt war die Trauung angeſetzt, und mit Geſchenken und poetiſchen Gaben, mit einem umfangreichen Hochzeitsgedicht und immer neuen Wünſchen nahte Schiller den Vermählten. Er brachte ihnen Vaſen dar und ſchilderte in einer jener kleinen Paramythien, wie ſie Herder ausgebildet hatte, Streit und Verſöhnung der glückbringenden drei Gottheiten: Tugend, Liebe und Freundſchaft; er erbat neben der Seligkeit der jungen Ehe für die Freundſchaft ſich einen Platz, und ſang in weichen Klängen zu Ehren Körners. Vergleicht man dies Gedicht etwa mit dem Bauerbacher Hochzeitslied, ſo fällt der mildere Ton ſogleich auf, den Schiller jetzt findet; das Kämpfende, Polemiſche, das ſich dort eindrängte, der Widerſpruch gegen die ſocialen Bedingungen der deutſchen Gegenwart iſt geſchwunden, und nur in allgemeinen menſchlichen Empfindungen, in rhetoriſchen Schilderungen bewegt ſich die Betrachtung des Dichters. Selbſt das Versmaß dort und hier ſcheint den Gegenſatz auszuſprechen: der kräftige Jambus des Bauerbacher Liedes iſt von dem bei Schiller eigenthümlich ſingenden, vierfüßigen Trochäus abgelöſt, welcher von nun an für ihn ein Lieblingsmaaß wird. Aus der Wirklichkeit des Lebens einzelne Züge aufzufaſſen, und das Bild derjenigen, welchen ſein Lied gilt, in charakteriſtiſchem Detail feſtzuhalten, treibt es den Dichter nicht; nur das Glück der typiſchen Liebe, der typiſchen Ehe ſtellt er dar, nicht das Körners und Minnas; und er contraſtirt, wiederum in allgemeinen Linien nur, in gedankenmäßiger Aufzählung, die den Ruhm der Welt begehrende geiſtreichelnde Schöne und die

dem Manne treu sich anschmiegende Gattin nach seinem Sinn, welche:

Jauchzet, wenn Du fröhlich bist,
Trauert, wenn Du klagest,
Lächelt, wenn Du freundlich siehst,
Zittert, wenn Du wagest.

Das Fest, welchem dies Gedicht galt, ward in Körners Gartenhaus an der Pleiße, draußen in der grünenden Vorstadt, gegenüber dem alten Schlosse Pleißenburg, gefeiert; man versammelte sich am Nachmittag, um fünf Uhr, zur Trauung, und ein fröhlicher Kreis der Freunde beging Körners und Minnas Ehrentag in herzlicher Lust, mit vollem Antheil an dem Glück der Liebenden, das nach so viel Hemmungen und Kämpfen schön sich krönte. Noch einige Tage verweilte das junge Paar in Leipzig, dann ward nach Dresden aufgebrochen, wo Körner für die Gattin und Dora das neue Heim mit liebender Sorgfalt hergerichtet hatte. Den Trennungsschmerz erleichterte für Schiller die Aussicht, in einiger Zeit nachkommen zu dürfen; und er gab den Scheidenden, gemeinsam mit Huber, zu Pferde das Geleit. Bei Hubertusburg trennten sich die Freunde. Auf der Rückreise erlitt Schiller einen Unfall; er stürzte mit dem Pferde und quetschte sich die rechte Hand. 'Mir war ein bischen bange für die Folgen,' erzählt er dem Freunde, 'doch hoffe ich nun das Beste, und ein kleines Ueberbleibsel an der Hand soll mir herzlich lieb sein, weil es mich mein Leben lang an Deinen glücklichen Einzug in Dresden erinnert, — und was wären unsere Freuden, wenn sie uns nicht auch etwas kosteten?' Noch im Anfang des September ward ihm das Schreiben schwer, die Hand zitterte und er dictirte die Veränderungen des 'Fiesko', welche er für das Leipziger Theater vornahm, einem Schreiber. Das Drama sollte in vierzehn Tagen gespielt werden; allein Schillers Lust, die Vorstellung abzuwarten, war gering: nach den begeisterten Tagen im Kreise der Freunde erschien ihm der Aufenthalt in Gohlis nun traurig und leer, und in einsiedlerischer Verstimmung lebte er dahin. 'Was soll ich denn auch hier', fragt er.

'Die Natur ſelbſt war nicht mehr ſchön — düſtere feindſelige Herbſttage mußten ſich mit Eurem Abſchiede verſchwören, mir den Aufenthalt hier ſchmerzlich zu machen. Ich gehe an den vorigen Tummelplätzen meiner Freude, wie der Reiſende an den Ruinen Griechenlands, ſchwermüthig und ſtill vorüber.' Noch einmal wird der Dichter, wie in den Tagen da er die Heimath floh, da er aus Mannheim ging, mit unbezwinglicher Gewalt zum Scheiden angetrieben, er glaubt einem Müſſen zu gehorchen, und mit einem plötzlichen Entſchluſſe, einem heftigen Ruck wirft er alle früheren Pläne um und zerreißt die Feſſeln des Gegenwärtigen. Es war verabredet, daß er gemeinſam mit Huber, ſobald dieſer nach Dresden in den diplomatiſchen Dienſt berufen werde, den Freunden folgen ſolle; aber ſeine Ungeduld findet nun plötzlich, daß dieſe Angelegenheit ſich allzuſehr verzögere, und daß er unmöglich ihre Entwickelung abwarten könne: 'Ich muß zu Euch', ruft er, 'und auch meine Geſchäfte fordern Ruhe, Muße und Laune. In Eurem Zirkel allein kann ich ſie finden. Schreibe mir, beſter Körner, mit dem erſten Poſttag — nur in zwei Zeilen — ob ich kommen kann und darf.'

Es war am 6. September, daß der Dichter, mit dem ganzen Affect ſeines Begehrens, dieſe Fragen ausſprach, die Körner ſogleich bejahte; und ſchon fünf Tage ſpäter, am 11. September Nachts, fuhr ſeine Ungeduld mit Extrapoſt über die große Elbbrücke in Dresden ein.

In Dresden.

Ich fühle es ſchmerzlich, daß ich noch ſo erſtaunlich viel lernen muß, ſäen muß, um zu ernten. Ich wollte, daß ich zehen Jahre hintereinander nichts als Geſchichte ſtudirt hätte. Ich glaube, ich würde ein ganz anderer Kerl ſein. Meinſt Du, daß ich es noch werde nachholen können?

Schiller an Körner.

Ich habe es oft bedacht, und mags bedenken
Wie ich es will — auf dieſem ſchönen Boden,
Wohin das Glück dich zu verpflanzen ſchien,
Gedeihſt du nicht. Du ſollteſt dich entfernen!

'Taſſo.'

'Guten Morgen in Dresden, lieber Körner!' ruft Schiller dem Freunde zu, am 12. September 1785. 'Die vorige Nacht um 12 Uhr kam ich hier an.' Aus ſeinem Gaſthaus, dem goldenen Engel in der Altſtadt, ließ er ſich am Vormittag, bei ſtrömendem Regen, in einer Portechaiſe zu Körners in die Neuſtadt tragen und genoß in vollen Zügen die Freude des Wiederſehens: 'wie im Himmel' befand er ſich inmitten ſeiner Lieben, und beglückt fühlte ſich der lang Heimathloſe nun 'endlich zu Hauſe'. Nachmittags gegen 5 Uhr fuhr man nach Loſchwitz hinaus, dem kleinen Ort ſtromaufwärts an der Elbe gelegen, an einer Biegung des Fluſſes. Hier hatte Körner, kurz vor ſeiner Vermählung, einen großen Weinberg nahe der Elbe erworben, nebſt einem freundlichen Garten; ein kleiner Pavillon krönte den Berg, mit ſchönem Blick nach dem gegenüberliegenden Blaſewitz und den Hügelreihen der Sächſiſchen Schweiz; und der Poet, der auch jetzt die

unberührte Natur und die Stille bald suchte, machte hier oben sich heimisch, auf die Cultur des großen Wohnhauses verzichtend. Der Contrast von Hügel und Fluß, Weinbergen und Wäldern erfreute ihn, und daß die neue Heimath ihm das Gedenken an die alte und einen Hauch der Kindheit heraufführte, stimmte ihn froh: 'Meißen, Dresden und seine Gegenden', rief er entzückt, 'gleichen ganz in die Familie meiner vaterländischen Fluren.'

Gleich der erste Abend auf dem Weinberg erschien dem Dichter von guter Vorbedeutung für alle folgenden, und es trieb ihn an, Huber, den Zurückgebliebenen, zum Theilnehmer seiner Stimmung zu machen. Während die 'lieben Weiberchen' auspackten und sich den häuslichen Beschäftigungen hingaben, hatten er und Körner philosophische Gespräche, und Schillers Schaffenskraft schien sich auf den Freund übertragen zu wollen: 'Jetzt wird er anfangen thätig zu werden', ruft Schiller, 'das sollen göttliche Tage werden.' Als ein liebes Hausweib erschien ihm Minna, und ihr frauenhaftes Thun erfreute ihn herzlich; in feierlicher Procession ward er Abends auf sein Zimmer geleitet, wo er alles aufs Beste hergerichtet fand, und in frohem Behagen fühlte er sich mit den liebsten Menschen unter einem Dache. Beim Erwachen hörte er über sich auf dem Klavier spielen: 'Du glaubst nicht, wie mich das belebte,' sagt er, 'wie viel Stimmung mir das giebt.' So trat er in den Kreis der Freunde nun völlig ein, mit herzlichem Antheil an dem Kleinen und dem Großen, an den Freuden des Tages und der Seligkeit jungen Glückes, das über dem Paare ruhte; inmitten dieser gesicherten Existenzen, dieser Heiterkeit und sächsischen Gemüthlichkeit wollte die Noth vergangener Tage, die Ungewißheit der kommenden verblassen, und ein Froher unter Frohen erschien der Dichter. Seine gute Laune und jenes 'bequem-Gesellige', das Goethe ihm nachrühmt, entfaltete sich nun frei, an aller Lustigkeit, an allen Späßen des Kreises, der sich so eng zusammenschloß, nahm er unbefangen Theil, und er sprach, nach seiner Art, auch dichterisch die herzliche, von aller empfindsamen Verstiegenheit entfernte Zwanglosigkeit dieses Verkehrs aus. Gleich im Herbst 1785, wenige

Wochen nach seiner Ankunft, richtete er ein 'unterthänigstes Pro Memoria an die Konsistorialrath Körnersche weibliche Waschdeputation', und schilderte mit harmlosem Humor die Situation des 'Haus- und Wirthschafts-Dichter F. Schiller in seinem jammervollen Lager ohnweit dem Keller', als die scharrende Küchenzofe das poetische Sinnen ihm störte, und klatschende Waschfrauen Prinzessin Eboli feind wurden:

Schon ruft das schöne Weib Triumph
schon hör ich — Tod und Hölle!
Was hör ich? — einen nassen Strumpf
geworfen in die Welle.
Und weg ist Traum und Feerey,
Prinzessin, Gott befohlen!
Der Teufel soll die Dichterei
beim Hemderwaschen hohlen.

Auch zu Körners Geburtstag lieferte Schiller nun humoristische, nicht pathetische Beiträge; und hatte er für seine Glückwünsche zum 2. Juli 1785 noch den allgemeinen mythologischen Apparat, von Seraph und Elysium, spielen lassen, so ging er 1786 und 1787 mit gesunder Realistik in das Detail des täglichen Lebens ein, als Maler, wie als Dichter. 'Avanturen des neuen Telemachs oder Leben und Exsertionen Körners des decenten, consequenten, piquanten u. s. f. von Hogarth in schönen illuminirten Kupfern abgefaßt und mit befriedigenden Erklärungen versehen von Winckelmann, Rom 1786', so nannte sich die eine Gabe; Winckelmann war Huber, Schiller war Hogarth, und mit ergötzlicher dilettanthafter Ungeschicklichkeit erprobt er seine Zeichen- und Tuschkünste an kleinen Scenen aus dem Leben der Freunde. Mit einer Freiheit des Geistes, welche die gesunde Natürlichkeit dieses Verkehrs kennzeichnet, spottet Schiller selbst, der Körners Güte in so ernsten Tagen erfahren, der unvorsichtigen, über Gerechte und Ungerechte gleichmäßig scheinenden Mildthätigkeit des Mannes, und stellt ihn dar, wie er an einem kritischen Momente mit 'bewunderungswürdiger Gelassenheit' spricht: 'ich zahle für alles.'

Auf einem andern Bilde ſieht man das Brautpaar, Dora und Huber, ſich küſſen, während aus dem Munde Minnas, auf einem ausdrucksvollen Zettel, ein ſtrafendes 'Allezeit' geht; und dieſes nämliche Wort, ein Lieblingswort der Hausfrau offenbar, wendet ſie auch gegen Schiller, als er Körners Vorbereitungen zum Gang ins Amt unterbricht:

Da ſteht er wieder und hält meinen Mann auf. Sieht er denn nicht, daß er in's Konſiſtorium muß? — Hanswurſt!

Schiller. Nu! nu! ich ſage nur —

Minna (ſteht lange in einer arbeitenden Stellung, endlich mit ſchröllichem Durchbruch) Allzeit!

Der Satz ſteht in einer kurzen dramatiſchen Scene, die Schiller zum 2. Juli 1787 dem Freunde darbrachte, und die in ergötzlichem Durcheinander, mit lauter knappen, eilenden Sätzen eine Fülle von Menſchen vorführt, wie ſie zu Körner ſich hineindrängen und ſeinen Vormittag ſtören; ſo zwar, daß der gutmüthige, ſchwerfällige, von Hinz und Kunz überlaufene und geplagte Mann die ſchöne freie Zeit, die er hat nutzen wollen, dahinſchwinden ſieht, und zuletzt ſogar vor lauter Nichtsthun ſein Amt verſäumt: 'Da iſt's zu ſpät ins Conſiſtorium! Lauf er hinein, Gottlieb! Ich laſſe mich für heute entſchuldigen.' Und auf die erſtaunte Frage von Dora und Minna, Huber und Schiller, womit er denn dieſen ganzen Vormittag verbracht habe, antwortete er 'in wichtiger Stellung: Ich habe mich raſiren laſſen!' — und der Vorhang, nach dieſem Trumpfe, geht herunter. Völlig ungezwungen, in vielen realiſtiſchen Zügen, und doch wieder mit freier humoriſtiſcher Steigerung des Wirklichen, hat der Dichter hier abgeſchildert, was er im Daſein der Freunde geſchaut hat, ganz ſteht er auf dem Boden der Beobachtung, und er entnimmt mit keckem Griffe dem Leben des Tages den Reichthum des Details, im Kleinen jetzt, wie einſt im Großen ſeines 'bürgerlichen Trauerſpiels': Satiriker dort und hier, ſtellt er den Körnerſchen Kreis, bis herab auf den Diener Gottlieb, mit voller Deutlichkeit dar, er verſpottet die

Wichtigthuerei des Einen, die ariſtokratiſchen Manieren des Andern, und auch wo die Deutung des Einzelnen uns entgeht, glauben wir noch die Sicherheit der Zeichnung zu erkennen, glauben wir das Gelächter der leicht Getroffenen zu hören. Für Schillers immer ins Allgemeine ſtrebende Pathos war ſolche Production, Gelegenheitsdichtung im beſten Sinne, eine geſunde Cur; und wie lange die Erinnerung an dieſe Zeit in ihm fortwirkte, zeigte ſich, als er an 'Wallenſteins Lager' ſchritt, und auch hier eine Anſpielung an die alte Zeit auftauchen ließ: 'Was? der Blitz! Das iſt ja das Guſtel aus Blaſewitz!' ließ er den Holkiſchen Jäger ſagen, zum Ergötzen der Dresdener Freunde, die gleich dem Dichter die ſchöne Wirthstochter Juſtine Segedin aus Blaſewitz nicht vergeſſen hatten. Noch einmal hatte hier Schiller, an der Schwelle einer neuen Kunſtanſchauung, den Realismus ſeiner Jugend walten laſſen, und wie er von Moor und Schweitzer in die Räuber eingeführt, ſo führte er die luſtige Blaſewitzerin in ſeine große hiſtoriſche Tragödie unbefangen ein.

Aber noch ein anderes Gelegenheitsgedicht hat dieſe Zeit geboren, eines, das an weithinſtrahlender Wirkung alle anderen übertraf: das Lied 'An die Freude'. In demſelben Herbſt 1785 muß es gedichtet ſein, der Schiller nach Dresden brachte, damals, als Huber gegen Ende des October dem Freunde nachkam, und das fünffache Kleeblatt ſich nun endlich, wie man es ſo lange erträumt hatte, vereinigt ſah. Körner hatte für Schiller und Huber eine gemeinſame Wohnung ausgemittelt, ſeinem eigenen Hauſe gerade gegenüber; beim Hofgärtner Fleiſchmann am Kohlenmarkt fanden ſich die Freunde eingemiethet, in einem friedlichen Winkel der Neuſtadt, mit dem Blick auf die Elbe und den hübſchen 'japaniſchen Garten': zwei Schritte über die ſtille Gaſſe, und ſie waren bei Körner, deſſen Gaſtlichkeit ſie Tag für Tag erfuhren. Als man nun in Körners Garten, ſo wird erzählt, zum erſten Mal tafelnd beiſammen ſaß, brachte Schiller einen Trinkſpruch aus; beim Klingenlaſſen der Gläſer zerſtieß er im Affect Minnas Glas, und ſo ließ man dieſer unfreiwilligen Opferung die vier anderen ſogleich folgen: der Inhalt ward ausgegoſſen, die Scherben flogen

empor, und ein feierliches Gelübde ewiger Freundschaft ward abgelegt. Darauf wurden, an Stelle der zerbrechlichen Pokale, fünf silberne Becher erworben, welche noch lange als Symbol des Bundes galten: und im Gedenken an dieses Erlebniß scheint es, als ein Stiftungslied der 'heiligen Fünf', ist das Lied 'An die Freude' entstanden. Elemente der Wirklichkeit, wie in jenen humoristischen Gedichten, schimmern auch hier hervor: beim 'goldenen Wein' vereinigt, schließt sich der 'heilige Zirkel dichter', und feierliche Gelübde steigen auf zum Himmel; der Pokal, der volle Römer kreist, und das goldene Blut der Traube (man darf auch an den Aufenthalt auf Körners Weinberg denken) wird gepriesen; und glücklich wird der genannt, der, gleich Körner, ein holdes Weib errungen, glücklich der, dem, gleich Schiller, der große Wurf gelungen: eines Freundes Freund zu sein.

Aber nicht im Kreise der Nächsten verbleibt der Dichter, von dithyrambischer Begeisterung fortgerissen. Wieder strebt sein Gefühl ins Allgemeine auf; und wie einst Karl Moor, am Glücke verzweifelnd, allem was Menschenantlitz trägt, geflucht hatte, so schließt nun der beglückte Poet alles Menschliche in sein Empfinden ein: 'Seid umschlungen Millionen! Diesen Kuß der ganzen Welt!' Der Gedanke einer großen Verbrüderung, vollzogen unter der fortreißenden Macht der Göttertochter Freude, erfaßt ihn, er sieht vereint, was Vorurtheil und Mode getrennt haben, sieht den Menschen gerührt in des Menschen Arme sinken: 'Bettler werden Fürstenbrüder, wo dein sanfter Flügel weilt'. Wie einst in den Stuttgarter Tagen die 'Liebe', so sieht er nun 'Freude' überall herrschen, sieht Freude die Welt bewegen und die Herzen rühren; und zu den unbekannten Sphären im All, zu den Sonnen, die des Himmels Plan durchfliegen, und der Pracht des Firmaments schwingt sich der Dichter, entzückter Anschauungen voll, in schöner Trunkenheit auf. Die Lebenden und die Todten, die Gerechten und die Sünder umfaßt sein stürmisch dahinrollendes, vom Chorgesang umfluthetes Lied; und nur vor dem Hochmuth des Tyrannen hält die alles verzeihende Milde inne: 'Männerstolz vor Königsthronen — Untergang der Lügenbrut'.

Nicht in einer gedankenmäßigen Folge, — mit den kühnen Sprüngen einer fortgeriſſenen Phantaſie bewegt ſich das Gedicht, dem die Stärke der Empfindung und ein feurig tönendes und ſchwingendes Pathos dennoch die innere Einheit giebt; und dieſen ganzen wogenden und klingenden Gehalt im Liede zu faſſen, hat es die Componiſten angetrieben, die kleinen und die großen, die Körner, Schubart, Zumſteeg, Zelter, bis daß der Gewaltige des Tones den größten Platz ausfand für Schillers Schöpfung, bis daß Ludwig Beethoven den Hymnus an die Freude in dem triumphirenden Finale ſeiner Neunten unſterblich fortleben machte.

Das Daſein inmitten der Freunde, welches jenes Lied entſtehen ließ, nahm den Dichter jetzt ganz hin; und da er mit Körner und Huber, Minna und Dora ſich vereinigt fand, entſchwinden uns die Zeugniſſe völlig, die von ſeinem innern Leben erzählen. Seine Correſpondenz, während des ganzen Winters, verſtummt, und nur einige Geſchäftsbriefe an Göſchen ſchreibt er, die vom Fortgang der 'Thalia' knapp berichten. Er ſendet ihm Manuſcript ein, zwei Monate ſpäter als verſprochen und mißt die Schuld dafür der Anziehungskraft des Körnerſchen Kreiſes bei: 'machen Sie mir vorher meine lieben Freunde zu ſchlechten Geſellſchaftern', ruft er, 'wenn Sie haben wollen, daß ich fleißiger ſein ſoll.' Allein mancherlei Anzeichen lehren, daß nicht nur die Luſt der neuen Exiſtenz ihm die Arbeit aufhielt: auch vor ſchwere innere Hemmungen ſah Schiller ſich bald geſtellt, und die Reaction blieb nicht aus, die den Dichter der 'Freude' in einen 'Hypochonder', einen 'Menſchenfeind' wandelte.

Schon ſehr früh, während Huber noch in Leipzig iſt, treten die erſten Anzeichen einer ſich verdüſternden Stimmung auf. In nicht ganz klaren Worten, hinter denen aber eine ſtarke Enttäuſchung dennoch ſichtbar wird, wendet ſich Schiller, am 5. October, dem jüngern Freunde zu: 'Ich habe Dir viel zu ſagen,' ſchreibt er, 'doch bin ich ungewiß, ob ich dirs ſagen werde. Meine Seele iſt beklemmt, gieb Dir keine Mühe, Sinn aus meinen Worten zu ziehen, und wenn Du nach Deiner Ankunft mich fragen ſollteſt und ich Dir ausweichen will,

ſo forſche nicht weiter.' Und nun bekämpft derjenige, welcher eben erſt die allwirkende Macht der Begeiſterung geprieſen, in einer bilderreichen, blühenden Sprache — die Begeiſterung: 'Enthuſiasmus und Ideale,' ſchreibt er, 'ſind unglaublich tief in meinen Augen geſunken. Ich lobe die Begeiſterung und liebe die ſchöne ätheriſche Kraft, ſich in eine große Entſchließung entzünden zu können. Sie gehört zu dem beſſeren Mann, aber ſie vollendet ihn nicht. Das Knabenjahr unſeres Geiſtes wird jetzo aus ſein, wie ich mir einbilde. Laß unſere Herzen ſich männlich anſchließen aneinander, wenig ſchwärmen und viel empfinden, wenig projectieren und deſto fruchtbarer handeln.' Er erinnert ſich an eine Stelle in Werthers Leiden, welche ſein Schickſal, alles menſchliche Schickſal umſchreibt, und wie ein Orakel über ſein ganzes Leben ſcheint ausgeſprochen zu ſein: 'Es iſt mit der Ferne wie mit der Zukunft. Ein großes dämmerndes Ganze liegt vor unſerer Seele, unſere Empfindung verſchwimmt ſich darin, und wenn das Dort nun Hier wird, iſt alles nach wie vor und unſer Herz lechzt nach entſchlüpftem Labſal.'

Den Menſchen und den Poeten zugleich ſcheint die Enttäuſchung getroffen zu haben, welche hier nach Ausdruck ringt. Zu hoch war die begeiſterte Vorſtellung geſtiegen, von dem befreienden, ſpornenden Beiſammenſein mit den Freunden, als daß ein Rückſchlag der Empfindung hätte ausbleiben ſollen. Grade im Beginn der neuen Lebensepoche ſtockt nun dem Dichter die Production, und was ihm von geiſtiger Anregung zuſtrömt, philoſophiſches Erörtern und hiſtoriſches Forſchen, kann die Arbeit zunächſt nicht treiben, nur hemmen. Er hat, von Körners Gründlichkeit berathen, in Watſons Geſchichte Philipp des Zweiten eifrig geleſen, und die neue Kenntniß will ſeine Geſtalten umbilden: 'meinem Philipp und Alba drohen wichtige Reformen', ſagt er. 'Mit Kleinmut und Schrecken ſehe ich die chaotiſche Maſſe des Karlos an. Liebſter Freund, warum wird mir noch immer ſo ſchwindelnd, wenn ich am Enceladus Shakeſpear hinaufſehe!' Er vergleicht ſein Talent einem Pfirſichbaum, der in leerer Erde ſteht und dem, um volle, ſaftige Blätter zu treiben, das Elementare fehlt,

der Stoff, 'ich muß ganz andere Anſtalten treffen mit dem Leſen', ſchreibt er, er bekennt, daß ihm die Geſchichte täglich theurer wird, und daß die Gattung von Philoſophie, wie ſie etwa in Thomas Abbts Schriften ſich darſtellt, unendlich viel Anziehendes für ihn habe: 'Eine ſolche Miſchung ungefähr von Speculation und Feuer, Phantaſie und Ingenium, Kälte und Wärme meine ich zuweilen an mir zu beobachten. Uebrigens auch dieſe Anarchie der Ideen, welche, wie ich faſt glaube, durch eine Zuſammengerinnung der Ideen und des Gefühls, durch eine Ueberſtürzung der Gedanken erzeugt wird.' Während aber das gelehrte Intereſſe in ihm vordringt, läßt die Freiheit dichteriſchen Schaffens nach, und er ſteht, wie im Herbſt 1785, ſo im Frühjahr 1786 voll Unmuth vor dem ſtockenden 'Karlos': kaum eine Seite hat er in acht Tagen gearbeitet, weil Wärme und Laune ihn verlaſſen haben; und verſtimmt und unluſtig, wie er iſt, hat er nur neuen Wiſſensſtoff ſich angeeignet, und ſtatt zu produciren, hat er 'viel geleſen'.

Allein neue Bedrängniß kam hinzu, Schillers Stimmung zu verfinſtern. Die Frage nach der Zukunft trat bang vor ſeine Seele, und er erkannte, daß er in einer unhaltbaren Poſition auch jetzt noch ſtand. Welche tiefere Begründung hatte ſeine Exiſtenz in Dresden, welche Ausſichten erwarteten ihn hier? Einzig die Rückſicht auf die Freunde, auf den zufälligen Umſtand, daß Körner Dresdener Conſiſtorialrath war, hatte ihn in die ſächſiſche Hauptſtadt geführt; aber er ſollte bald inne werden, daß nur den Antrieben des Gemüths zu folgen, demjenigen ſich verbot, der noch mit ehrgeizigem Begehren und idealem Fordern inmitten einer heftigen Entwicklung ſtand. Keinen Wiederhall ſeines Wollens fand er außerhalb des Freundeskreiſes, ein Zug von Zagheit und Mattheit ging durch die Dresdener Geſellſchaft, und eine ſächſiſche Geſchliffenheit konnte über den kleinlichen Geiſt, der Adel und Bürgerthum hier erfüllte, nicht lange forttäuſchen. Als eine 'Wüſte der Geiſter' erſchien dem Dichter die Stadt, als ein 'ſeichtes, zuſammengeſchrumpftes, unleidliches Volk' erſchienen ihm die Dresdener; und ein anderer Zeuge, Heinrich Beck beſtätigte, daß an

dieſem Ort 'der Geſchmack gar nicht zu Hauſe, der Hof bigott, der Adel ſteif, der Bürger arm und feig' ſei. Von dem katholiſchen Hof kam Bedrückung und Beſchränkung herab auf das geiſtige Leben der Stadt, und zumal das Theater ſtand unter einer ängſtlichen Cenſur, welche ſelbſt die Worte 'Gott' und 'Beten' aus religiöſen Rückſichten auf der Bühne verpönte. Und ein ſolches Theater vor Augen, das von einem kunſtfremden Italiener, Bondini, geleitet ward, ſollte der Dichter Stimmung finden, ſeinen 'Karlos' zu vollenden.

Doch auch in dem ſtillen Winkel des 'Kohlenmarkts', welcher das Beſte ſeiner Dresdener Exiſtenz umſchloß, wich nicht aus Schillers Seele alle Bedrängniß dieſer Zeit. Er hatte die Güte des Freundes in Freimuth empfangen; aber nicht nur, daß Stunden kommen mochten, in denen die Wohlthat ihn bedrückte — auch neue Sorgen um das tägliche Leben entſtanden, und es ward Schillers Wunſch, aus eigener Kraft ſie zu löſen. Wieder und wieder bittet er Göſchen, ſeinen Verleger, um ſchnelle Zahlung: 'ich bin ganz erſtaunlich en peine', bekennt er um Weihnachten 1785, und erſucht das Jahr darauf um neue Sendung 'etwas bald': 'denn ich brauche Geld'. Und nicht zu Unrecht hatte Hauptmann Schillers geſundes Urtheil von Anbeginn an auch die Kehrſeite der Verbindung mit Körner wahrgenommen: 'wir beſorgen aber gar ſehr', ſo hatte er geſchrieben, 'Er möchte dorten in ſolche Verbindlichkeiten gerathen, die Ihm eine anderweite Veränderung des Orts, in dem Verfolg eines beſſeren Glücks, ſchwer machen dürften.' Gefeſſelt in der That mochte ſich Schiller nun zu Zeiten fühlen; gefeſſelt von der zarteſten, liebendſten Freundſchaft, aber doch gefeſſelt. Zwar giebt er ſich noch immer dem traulichen Verkehr von ganzem Herzen hin und nimmt an den kleinen Erlebniſſen des Hauſes, an dem Spott über läſtige Freunde und allen familiären Intereſſen Theil; zwar empfindet er die lebhafteſte Sehnſucht, als Körner und die Frauen im April und December 1786 kurze Reiſen unternehmen, und er klagt über die 'freundeloſe Einſamkeit'; aber ſein inneres Daſein, ſcheint es, leidet unter manchem Zwange und jener Tyrannei der Freundſchaft, der auch die Beſten nicht leicht entgehen:

'es iſt traurig', ſo klagte er ſpäter, 'daß die Glückſeligkeit, die unſer ruhiges Zuſammenleben mir verſchaffte, mit der einzigen Angelegenheit, die ich der Freundſchaft ſelbſt nicht zum Opfer bringen kann, mit dem innern Leben meines Geiſtes, unverträglich war. Hätte ich nicht die Degradation meines Geiſtes ſo tief gefühlt, ehe ich von Euch ging, ich hätte Euch nie verlaſſen.'

Auch als die Freunde im Frühjahr 1786 nach Dresden zurückkehrten und die erſte Luſt des Wiederſehens verklungen war, zeigte ſich Schillers Stimmung in nichts erheitert. 'Ich bin jetzt faſt unthätig', ſchreibt er den 1. Mai an Huber, der noch in Leipzig zurückgeblieben war; und für Schiller, deſſen innerſtes Weſen Thätigkeit, war damit alles bereits ausgeſprochen. 'Ich bin mürriſch und ſehr unzufrieden,' fährt er fort, 'kein Pulsſchlag der vorigen Begeiſterung. Mein Herz iſt zuſammengezogen und die Lichter meiner Phantaſie ſind ausgelöſcht. Sonderbar, faſt jedes Erwachen und jedes Niederlegen nähert mich einer Revolution, einem Entſchluſſe um einen Schritt mehr, den ich beinahe als ausgemacht vorherſehe. Ich bedarf einer Kriſis — die Natur bereitet eine Zerſtörung, um neu zu gebären. Kann wohl ſein, daß Du mich nicht verſtehſt, aber ich verſtehe mich ſchon. Ich könnte des Lebens müde ſein, wenn es der Mühe verlohnte zu ſterben.' Ohne Zweifel iſt der Entſchluß, welchem Schiller entgegenzuſchreiten meinte, der Abſchied von Dresden, und die 'Revolution' in ihm will abermals zu einem Wechſel des Aufenthaltes, wie in Stuttgart und Mannheim, treiben; aber mehr als ein Jahr noch ſollte diesmal vergehen, ehe die Abſicht Wirklichkeit ward, und eine letzte Kriſis Heilung brachte.

Auf Weimar richtet ſich Schillers Blick zuerſt. Mitte Mai war Schwan nach Dresden gekommen, von ſeinen Töchtern begleitet; und Schiller, der den Beſuch mit Spannung erwartete, war ihnen nach alter Art freundſchaftlich entgegengekommen, ohne doch ſeine Werbung wieder aufzunehmen. Als nun Schwan nach Weimar weiterging, gab Schiller ihm mündliche und ſchriftliche Aufträge an Wieland mit, zu dem er in flüchtiger Beziehung bereits ſtand. Er bat, die gütigen

Gesinnungen, welche Wieland gegen ihn hege, bis zu einer eifrig erhofften persönlichen Bekanntschaft fortdauern zu lassen, und schilderte seinen Aufenthalt in Dresden, unter Freunden, deren Anhänglichkeit und Liebe sein Dasein verschöne; für die Zukunft sei er dennoch nicht völlig bestimmt, und es werde seiner Ueberlegung schwer, einen Entschluß für's Leben zu fassen: 'Die schwankende Lage meines Schicksals hat mich gezwungen, manche Idee abzuweisen, die meine Phantasie sich gebildet hatte. Unabhängigkeit, die ich sonst für das höchste Gut gehalten, wird mir nunmehr eben dadurch lästig, weil sie mir aufgedrungen wird.' Kurz, aus allen Wendungen und Windungen des Briefes blickt der Wunsch hervor: eine Anknüpfung zu finden, eine Einladung vielleicht zu erhalten, die ihn nach Weimar bittet. Auch die Verbindung zum Herzog Karl August suchte der Dichter in dieser Zeit zu erneuen, und erbat sich von Göschen, am 2. Juni, ein gut conservirtes Exemplar des ersten Thalia-Heftes: 'Ich möchte es gern meinem Herzog von Weimar schicken', schreibt er. 'Aber es eilt.'

Manche Projecte erfüllten, als die Antwort von Weimar ausblieb, die unruhige Phantasie des Dichters: er schrieb an Lotte Wolzogen und an seine Schwester Christophine, die inzwischen Reinwalds Gattin geworden war, von einem längeren Besuch in Meiningen, er blickte nach Wien hin, wo Kaiser Josephs Theilnahme für das National-Theater Gutes zu verheißen schien. Und er ergriff sogleich, als er von Beck erfuhr: Schröder in Hamburg sei für die Fragmente des 'Karlos' interessirt, den Gedanken einer näheren Verbindung mit dem Hamburger Theater, und setzte sich mit Schröder, am 12. September 1786, in Verbindung. Zu solchem Schwanken und Umirren trieb den Dichter die Zerrissenheit der deutschen Zustände und der Mangel einer Hauptstadt: Shakespeare, als seine Stunde gekommen war, empfand, daß sein Weg nach London nur gehen konnte; Schiller mußte seine Gedanken in alle Richtungen der Windrose umherschicken, von Weimar nach Wien, von Wien nach Hamburg, und den natürlichen Mittelpunkt dramatischen Wirkens suchte er vergebens.

Noch am selben Tage, da er Becks Mittheilung erhielt, schrieb Schiller an Schröder: daß der Freund ihm in Ausführung eines alten Wunsches zuvorgekommen sei. Er spart die Höflichkeiten für Schröder den Schauspieler und Schröder den Autor nicht und ruft: 'Lange schon, ich gestehe es Ihnen, habe ich mir die angenehmsten Hoffnungen in der Verbindung mit einem Manne gebildet, der im ganzen Deutschland der einzige ist, alle meine Ideale über die Kunst zu erfüllen.' Grade zwei Jahre waren damals verflossen, seit Schiller aufgehört hatte, Theaterdichter zu sein, und das Interesse am Bühnenleben will in ihm um so lebhafter nun wieder aufwachen, als die vorrückende Arbeit des 'Karlos' den Wunsch nach einer Aufführung nahe bringt. Zwar war grade in Dresden, wo die realistische Richtung der Schauspielkunst in Reinecke einen ebenso hervorragenden, wie engherzigen Vertreter hatte, die Aussicht gering, ein Drama in Versen auf das Theater zu bringen; aber selbst der Forderung Reineckes, den 'Karlos' in Prosa aufzulösen, zeigte sich Schiller geneigt und nahm zugleich den Anlaß, das breit anschwellende Werk für die Bedingungen des Theaters zurechtzurücken. Auch Schröder gegenüber denkt er zumeist an den 'Karlos', den er mit Ende des Jahres zu vollenden hofft: 'Mein Verlangen nach Ihrer Bekanntschaft', sagt er, 'ist sehr eigennützig. Ich habe bis jetzt Forderungen an die Schaubühne gemacht, die noch keines von allen Theatern, die ich kenne, befriedigte. In Mannheim habe ich vollends, aus Ursachen, die hier zu weitläufig wären, beinahe allen Enthusiasmus für das Drama verloren. Jetzt fängt er wieder an in mir aufzuleben, aber mir graut vor der schrecklichen Mißhandlung auf unsern Bühnen. Mit ungeduldiger Sehnsucht habe ich bisher nach derjenigen Bühne geschmachtet, wo ich meiner Phantasie einige Kühnheiten erlauben darf und den freien Flug meiner Empfindung nicht so erstaunlich gehemmt sehen muß. Ich kenne nunmehr die Grenzen recht gut, welche bretterne Wände und alle nothwendigen Umstände des Theatergesetzes dem Dichter vorschreiben, aber es giebt engere Grenzen, die sich der kleine Geist und der dürftige Künstler setzt, das Genie des großen Schauspielers und Denkers aber

überſpringt. Von dieſen Grenzen wünſche ich freigeſprochen zu werden, und darum iſt der Gedanke mir um ſo willkommener, durch eine genauere Verbindung mit Ihnen ein Ideal zu realiſiren, das ich ohne Sie ganz verloren geben muß. Wenn ich mir ſchmeicheln kann, daß Sie mir hierzu die Hände bieten wollen, ſo ſollen alle meine Stücke für Ihre Bühne beſtimmt ſein, und ich werde ſie unter dieſer Aufſicht mit um ſo größerer Begeiſterung ſchreiben.'

Die Hand, welche Schiller dem Theater entgegenſtreckte, ſuchte Schröder mit feſtem Griff zu erfaſſen. Er antwortete, am 18. October, mit einer Wärme, welche zeigte, daß ſeine alte Abneigung gegen Schiller vor dem 'Karlos' zu ſchwinden begann. Schillers Abſichten, ſchrieb er, ſeien ihm die willkommenſten, und nichts wünſche er ſo ſehr, als ſich mit Schiller zu verbinden, mit Schiller, der allein ſeine Ideen verwirklichen könne. Aber müſſe nicht ein dramatiſcher Dichter an derjenigen Bühne, für welche er wirke, auch leben? 'Sind Sie frei?', fragte er, 'können Sie Dresden gegen Hamburg vertauſchen? und unter welchen Bedingungen?' Damit aber Schiller nicht, durch die Pfälziſchen Erfahrungen geſchreckt, vor dem neuen Antrag zurückſcheue, fügte er hinzu: nie ſoll er in Hamburg einer Behandlung begegnen, wie jene, die ihn aus Mannheim getrieben. Sei er aber am Kommen völlig gehindert, ſo möge er alles, was er für die Bühne ſchreibe und ſchreiben werde, an Schröder ſogleich ſenden.

Mit ſeiner Antwort nahm ſich Schiller diesmal Zeit. An dem Project einer Hamburger Thätigkeit hatte er ſich, nach ſeiner Art, erfreut; nun es Ernſt werden ſollte, kamen Bedenken und eine beſſere Ueberlegung. Zwiſchen Gehen und Bleiben ſchwankt er: denn er war nun wirklich in Dresden 'in ſolche Verbindlichkeiten gerathen, die ihm eine anderweite Veränderung des Orts, in dem Verfolg eines beſſeren Glücks, ſchwer' machten. Er wollte gehen — und wollte doch wieder nicht; und ſo deutlich der Gedanke des Scheidens vor ihm ſtand, ſo deutlich ſtand auch vor ihm die Erinnerung an alles Hohe und Heitere, das dieſer Kreis umſchloß. Auch mochten ihn aus Schröders Worten, wie freundlich ſie geſtellt waren, alle jene Nothwendigkeiten der

Theaterwelt erſchreckend anblicken, vor denen er entflohen war, der Zwang des Alltäglichen, die Rückſichten auf das Publikum, die wirklichen oder eingebildeten Geſetze der Scene; er mochte erwägen, wie ſein Streben nach ſich vertiefender Bildung und die drängende Unruhe des Bühnenlebens einander widerſtreiten würden — und ſo erwiederte er, am 18. December, ausweichend, hinhaltend, diplomatiſch. Er giebt Schröder zu verſtehen, daß er glaube, auch aus der Ferne für Hamburg wirken zu können — ſo begierig er übrigens ſei, die perſönliche Bekanntſchaft Schröders zu machen; er meint, daß bei guten Bühnen auf die lokalen Bedingungen weniger Rückſicht zu nehmen ſei und ſchreibt ſich eine gewiſſe, in Mannheim und auch in Dresden erworbene, theatraliſche Fertigkeit zu, welche jenen Mangel an Lokalkenntniß wohl erſetzen könne. 'Außerdem glaube ich überzeugt zu ſein,' fährt er fort, 'daß ein Dichter, dem die Bühne, für die er ſchreibt, immer gegenwärtig iſt, ſehr leicht verſucht werden kann, der augenblicklichen Wirkung den dauernden Gehalt aufzuopfern, Claſſicität dem Glanze — vollends, wenn er in meinem Fall iſt, und noch über gewiſſe Manieren und Regeln ſich nicht beſtimmt hat. Und dann, glauben Sie mir, gewinnt auch mein Enthuſiasmus für die Schauſpielkunſt dadurch ſehr, wenn ich mir die glückliche Illuſion bewahren kann, welche wegfällt, ſobald Couliſſen und papierne Wände mich unter der Arbeit an meine Grenzen erinnern. Beſſer iſt es immer, wenn der erſte Wurf ganz frei und kühn geſchehen kann, und erſt beim Ordnen und Revidiren die theatraliſche Beſchränkung und Convenienz in Anſchlag gebracht wird. Auf dieſe Art, glaube ich, laſſen ſich Kühnheit und Wahrheit mit Schicklichkeit und Brauchbarkeit vereinigen.'

Das Schreiben kennzeichnet die Anſchauung gut, in welcher Schiller damals ſtand: im Uebergang zu einer neuen Kunſtanſicht lebt er, welche auf 'Claſicität' hinſtrebt, aber noch ſind 'Kühnheit und Wahrheit' ihm Ideale, wie in den Tagen ſeines bürgerlichen Trauerſpiels. Ueber die Schranken der Bühne hinaus drängt die Weite ſeiner Erfindung; und mit einem äſthetiſchen Dualismus, welcher die erſte Conception von der Ausführung ſchärfer ſcheidet, als dem Drama

nützlich sein kann, glaubt er die Erfordernisse der Scene im Anfang bei Seite setzen, und sie dann später von Außen hinzutragen zu können. War er einst, in 'Kabale und Liebe', der Besonderheit eines bestimmten Theaters so weit entgegen gekommen, daß er selbst auf die Typen ihrer Mitglieder hin seine Gestalten regelte, so lehnt er nun die Rücksichtnahme auf lokale Bedingungen ab: und einzig inneren Forderungen will derjenige gehorchen, welcher der noch vorschreitenden Entwickelung seines Talentes zu unentdeckten Regeln gewiß ist. Von solchen Auffassungen aus mußte das Bündniß zwischen Schiller und dem Theater scheitern; und so löste sich die bedeutsame Beziehung wiederum, welche in Schillers Production tief hätte eingreifen können, und nicht Hamburg ward das Ziel des in die Welt Hinausstrebenden.

Vielleicht hatte die letzte Entscheidung für Schillers Antwort an Schröder jene Frau hergegeben, welche in seine Lebensgeschichte nun wiederum eingreift: Charlotte von Kalb. Die Beziehung zu ihr hatte fortgedauert, auch als Schiller Mannheim verließ; und schon im ersten Monat seines sächsischen Aufenthaltes, noch in Leipzig, empfing er ein Billet Charlottens, voll des Ausdruckes ihrer Sehnsucht und Neigung. 'Nach einem wüsten lermenden Tag', schreibt sie ihm, am 11. Mai 1785, 'zu Ihnen mein Bester! zu Ihnen — denn bey Ihnen war meine Seele in diesem lerm .... Ich wuste nicht wie verlassen, wie Einsam ich werden würde, als Sie giengen! Gütiger Gott was sind sich unsere Herzen gewesen! was sind sie sich noch! Sie — mein bester! meinem Geist so viel! — meinem Herzen immer mehr — wenn sich die Hoffnungen erfüllen, die von Ihnen habe. .... Die Empfindungen können wiederholt, nicht erhöht werden! Die Erinnerung giebt sie mir im Trauergewande. Wie ich ängstlich das Bild eines Entschlafenen hervorrufe, so rufe ich Dein Bild hervor!' So ausdrucksvolle Klagen sollten nicht ungehört verhallen; schon zwei Tage später empfing Charlotte von dem Freunde einen 'lieben', einen 'vortrefflichen' Brief, sie ward durch Uebersendung der Thalia-Hefte erfreut, und als sie Mannhein verließ, um nach ihrer thüringischen Heimath zurückzugehen, verstand es sich von selbst, daß eine persön-

liche Begegnung, früher oder ſpäter, erwartet wurde. Schon im April 1786 hatte Schiller durch Beck erfahren, daß Charlottens Abreiſe von Mannheim beſchloſſene Sache ſei, und daß ſie ihn in Dresden überraſchen wolle — ihn und die Freunde: denn auch zu dieſen ſah ſich Charlotte, als eine Genoſſin im Bunde ſchöner Seelen, in Beziehung gebracht. Als er dann hörte, daß ſie auf ihr Gut Kalbsrieth überſiedele, machte er ihr den Vorſchlag, ſie dort einige Monate zu beſuchen; aber auch diesmal bereute er, kaum daß er ihn ausgeſprochen, den Plan, und der unerwünſchten Trennung von den Freunden gedenkend, ſchrieb er am 30. December: 'Ich hoffe, daß meine Wünſche — in Kalbsrieth — einige Zeit unentſchieden bleiben werden.' Mehrere Monate darauf, in der Mitte des April 1787, erfuhr er von einem neuen Plan der Frau von Kalb: 'Charlotte wird einige Monate in Weimar zubringen', ſchrieb er an Körner: 'Sie läßt ſich euch herzlich empfehlen.' Ohne Zweifel hätten Schillers Abſichten auf Weimar aus dieſer Mittheilung neue Nahrung geſchöpft, — wäre nicht grade damals ſein Empfinden von einer neuen Erſcheinung ganz erfüllt geweſen: die geiſtige Macht Charlottens verblaßte vor dem Bilde von Schönheit und Reiz, welches in Henriette von Arnim vor ihn trat.

Auf einem Maskenball, gegen Ende des Januar 1787, war Schiller von einer wahrſagenden Zigeunerin angeſprochen worden, welche ſein Intereſſe feſthielt, auch als die Carnevalslaune des heitern Abends verflogen war: denn eine der anziehendſten Erſcheinungen der Dresdner Frauenwelt hatte ſich hinter der Larve verborgen, die neunzehnjährige Eliſabeth Henriette von Arnim. Schiller ſuchte und fand Gelegenheit, dem ſchlanken Mädchen mit den funkelnden, lebensluſtigen Augen und dem goldblonden Haar näher zu kommen; bei Sophie Albrecht, wo eine frohe, aus mancherlei Elementen zuſammengeſetzte Geſellſchaft ſich gern einfand, traf er Henriette wieder, und ihr graziöſer Reiz und die vollendete Anmuth ihres Weſens nahm ihn nun ganz gefangen. Bald ward er in das Haus der Geliebten geladen, in die Schloßgaſſe, wo Henriettens Mutter, die prachtliebende

Wittwe eines Offiziers ohne Vermögen, und Gouvernante der Hoffräulein Wohnung genommen hatte: eine Dame von nicht eben großen moraliſchen Qualitäten, welche das Glück ihrer Tochter, ſo oder ſo, gemacht wiſſen wollte. Die Stellung der beiden Frauen war zwar in der Geſellſchaft nicht ganz erſchüttert, aber doch auch die ſicherſte nicht: ‘elles sont trés-sujettes à caution’, ſagte man von ihnen. Mancherlei Verehrer hatten ſich eingefunden, von Henriettens prangender Schönheit angezogen; ein reicher jüdiſcher Banquier ward von einem corpulenten Ariſtokraten, Graf Waldſtein-Dux abgelöſt, und mit dieſem hatte nun Schiller den Kampf aufzunehmen. Er ſchien zu ſiegen, ſoweit Henriette in Frage kam; und er brachte, die Mutter zu gewinnen, auch reellere Gaben als ſeine liebende Zuneigung ins Haus. Eifrig iſt er damals bemüht, die Theaterbearbeitung ſeines ‘Karlos’ zu verkaufen, gegen gutes Geld: von Schröder, von Großmann, von Bondini in Dresden, von Koch in Riga wünſchte er zu gewinnen, was man in der Schloßgaſſe zu ſchätzen wußte. Vergebens, daß Körner und Huber und nicht zum Wenigſten die Frauen den Dichter aus ſeiner Verzauberung zu löſen ſtrebten: er blieb gefangen, wie er war, und ſein ganzes Denken nahm Henriette nun hin.

Endlich, zu Oſtern 1787, als Arnims einige Zeit verreiſen, und der Dichter, aller dringenden Arbeit zum Trotz, in ſeinem ‘Karlos’ nicht vorrücken will, als ihm Dresden leer und reizberaubt und das Leben kahl erſcheint, verſucht es Körner mit einer Gewaltskur: er beredet Schiller zu einer Ortsveränderung und bringt ihn ſelbſt, am 17. April, in die ſchönen Berge von Tharandt hinaus, daß er den aufwachenden Frühling genieße und zur Freude am Daſein zurückkehre. Allein alles, Inneres und Aeußeres, ſchien ſich verſchworen zu haben, Körners Plan zu durchkreuzen: ein rauhes Aprilwetter trat ein und ſcheuchte den gelangweilten Dichter in ein ödes Wirthshaus zurück, wo ſeine verfinſterte Laune ſich einen Robinſon nennt, auf wüſter Inſel ausgeſetzt: ‘Eine reizende Landpartie, weiß Gott!’ ruft er, mit erzwungenem Humor. ‘Da ſitz ich drei Tage und kann nicht vor's Haus. Schnee und Hagel wirft mir beinahe Thür und Fenſter ein. In dieſem

erbärmlichen Zuſtande ſoll ich mich — nicht nach Dresden zurückſehnen! Es iſt eine Aufgabe, die ſchwer zu beantworten iſt: ob ich es ſchlechter hätte treffen können? Doch will ich mir einbilden, daß ich für begangene Sünden büße!' In einer ſchnellen Folge kurzer, haſtiger, zerſtreuter Billets, die in dem, was ſie ſagen und nicht ſagen, die ganze wogende Unruhe ahnen laſſen, die den Dichter damals erfüllte, wendet er ſich an die Dresdener Freunde: an Körner, an Huber, aber auch an Arnims gehen Briefe ab, und ſorgſam erkundigt ſich Schiller, ob ſie auch alle richtig ankommen, und ob die intereſſanten Reiſenden ſchon zurückgekehrt ſind. In einem Zuſtande innerer Zerriſſenheit lebt er, der nicht enden will, wie tapfer er ihn auch zu beſiegen ſucht: 'Ich bin noch betäubt und kann nicht viel Geſcheidtes denken', ruft er. 'Gearbeitet habe ich doch. Wie? Darauf kommt's nicht an. Viel Kluges erwartet nicht von meinem Fleiße. Der Wille iſt gut, aber Wind und Wetter kämpfen dagegen.' Alle Ruhe und allen Schlaf droht ihm der Wirbel der Empfindungen zu rauben, und ſchon beim Tagesgrauen treibt es ihn vom Lager: 'Ich ſtehe jetzt immer um 5 Uhr auf', ſagt er. 'Ich weiß nicht, woher es kommt, denn mein ernſtlicher Vorſatz iſt es nicht, auch weckt mich kein Geräuſch.' Und in drängenden Worten erbittet er ſich, die Zeit zu betrügen, zerſtreuende Lectüre: 'Schickt mir um Gottes willen Bücher. Ich habe des Tages ein halb Dutzend fürchterlich leere Stunden, wo ich melancholiſch werden müßte, wenn ich ſie nicht verleſen könnte.' Körner glaubte die paſſendſte Wahl zu treffen, wenn er dem Freunde Goethes Werther und die 'Liaisons dangereuses' ſchickte: den einen zur Warnung, die andern zur Cur. 'Von Werther habe ich noch keinen Gebrauch machen können', antwortet Schiller, aber die 'Liaisons dangereuses' finden ſeinen vollen Beifall und er wünſcht: 'von dieſen und ähnlichen Büchern die nachläßig-ſchöne und geiſtvolle Schreibart annehmen zu können, die in unſerer Sprache faſt nicht erreicht wird.'

Aber der Robinſon ſollte auf ſeiner Inſel nicht allein bleiben; ſchon am ſiebenten Tage ſeiner Verbannung aus Dresden ſtellte ein Beſuch ſich ein: Frau und Fräulein von Arnim. Henriette mochte

fühlen, welche Einflüsse gegen sie arbeiteten, sie mißtraute Körners, und indem sie nun von Neuem vor den Dichter hintrat, ließ sie das wirksamste Kampfmittel spielen: ihre eigene reizende Persönlichkeit. Doch Arnims waren nicht allein gekommen oder geblieben: Graf Waldstein störte das Beisammensein der Liebenden, und Schiller, von Zweifeln der Eifersucht erfaßt, forderte von Henriette eine Erklärung und wünschte die Briefe zu sehen, welche sie von diesem und andern Verehrern erhalten hatte. Henriette lehnte das Verlangen ab, indem sie ihrerseits auf Frau von Kalb sich eifersüchtig zeigte: sie habe diese Briefe, sagte sie, in denen wenig Erbauliches zu lesen, und die wie aus einem alten Roman geschrieben seien, kaum bewahrt; aber wohl möchte sie erfahren, wie es um diejenige denn stehe, welche Schiller als seine Freundin bezeichne: ‚Da mag es doch wohl nicht ganz richtig sein, denn Sie thun ganz entsetzlich geheimnißvoll mit ihr, und darum wünschte ich doch diese liebe Freundin näher kennen zu lernen. Wollen oder können Sie das?' Dann wieder kommt sie dem Dichter entgegen, sie scheint in seine Abneigung gegen den Grafen einzustimmen und erzählt: ‚Vorhin wurde ich gestört, es kam der dicke Graf, ich habe den ehrlichen Mann nun auch balde satt, er hat uns schon um manchen schönen Augenblick gebracht, besonders letzten Dienstag (in Tharandt). Daß er uns auch da störte, das vergebe ich ihm so balde nicht.' Und ein Ton wahrer Empfindung scheint durchzubrechen, wenn sie ausspricht, daß alle ihre Gedanken nur Schiller gehören, und daß er es sei, dessen leidenschaftliches Fühlen auch sie von der spielenden Koketterie früherer Tage zu echter Neigung emporgetragen habe: ‚Der Gedanke an Sie', schreibt sie, ‚ist jetzt der Einzige der mir wichtig ist. Alles Andere (und wenn es des Reichs Wohlfahrt beträfe) kann ich nur als Nebensache betrachten. Adieu auf heute, morgen erwarte ich einen Brief von Ihnen, schon diese Erwartung erheitert mich vor den ganzen Tag, nochmals Adieu, ewig unverändert Ihre Henriette.' Aber auch daß sie ihm mit solchen Worten ihre Seele ganz zu eigen gab, konnte den in der Sicherheit seiner Empfindung aufgestörten Dichter nicht begütigen; und er erwiderte, am 2. Mai, mit einem reflectirenden Gedicht,

das in der eifrig wiederholten Versicherung steter Freundschaft die Entfremdung von der schönen Reuigen ausspricht, und jenes andere Wort, welches Schiller sonst so leicht findet, sorgsam vermeidet: das Wort Liebe. 'Ich kann dir nichts als treue Freundschaft geben', so erklärt jetzt der Dichter; aber weder die Tochter, noch die auf Realitäten dringende Mutter wird solches Versprechen erfreut haben, und seiner Lösung schien das Verhältniß entgegenzutreiben.

Die Katastrophe beschleunigte sich noch durch eine Mittheilung, die Huber dem Freunde nach Tharandt hinausbrachte, und die Schiller über den eigentlichen Sinn einer Zeichensprache aufklärte, welche zwischen Henriette und ihm verabredet worden. Oft, wenn Schiller am Abend nach der Geliebten sich gesehnt hatte, war er durch ein am Fenster aufgestelltes Licht vom Besuch zurückgehalten worden; denn dieses Licht, hatte Henriette ihm gesagt, bedeutete, daß sie an diesem Abend ihrer Familie gehöre und ihren Anblick dem Dichter entziehen müsse. Aber dasselbe Zeichen, welches Schiller fortwies, so hatte nun Huber erfahren, diente noch einem andern, wesentlichen Zwecke: es zog den begünstigteren, vornehmen oder reichen Verehrer herbei und versprach ihm ein ungestörtes Beisammensein. Die Mittheilung wirkte, wie sie mußte; und vergebens sucht Henriette nun in einem zweiten Briefe, vom 5. Mai, den Fliehenden zu halten. Sie setzt seiner Kühle ihre wachsende Leidenschaft entgegen und fragt vorwurfsvoll: 'Gilt bei Ihnen das vor kein Verdienst was ich mir doch darzu rechne, nehmlich Sie über alles zu lieben? Das sehe ich leider recht gut ein, daß sie von mir eine sehr conträre Idee haben. Was vor eine Ursache könnte ich haben Ihnen Liebe zu lügen. Leben Sie wohl und ruhiger als ich, und bedauren Sie zum wenigsten mich — nein nein um Himmels Willen bedauren Sie mich nicht.'

Noch einen letzten Versuch wollte Henriette wagen, das Verlorene zurückzugewinnen: sie stellte einen zweiten Besuch in Tharandt in Aussicht, und es läßt sich vermuthen, daß der aristokratische Störenfried diesmal daheimblieb. Aber der freiwillig Verbannte blieb stark; er verweilte noch bis Mitte Mai in Tharandt, und als ein Genesender

kehrte er heim. Zu einem offenen Bruche kam es nicht, vielmehr blieb Schiller dem ſchönen Mädchen freundlich geſinnt, und noch ſcheint ein altes Gefühl lebhaft in ihm nachzuklingen, wenn er am 9. Auguſt an Huber ſchreibt: 'Im A(rnimſchen) Haus empfiehl mich. Sage Jettchen recht viel ſchönes von mir. Ich muß geſtehen, daß ich faſt zu oft an ſie denke. Treibe ſie an mir recht bald zu ſchreiben. Meinen Brief wird ſie doch haben?' Wie vielen Antheil auch der Antrieb der Sinne an Schillers Neigung gehabt hatte, ein Bedürfniß des Herzens hatte er auch in dieſes Verhältniß hineingetragen: denn immer, ſagt Caroline Wolzogen, 'war ihm die Liebe etwas Ernſtes — eine Gottheit — der Jüngling, der mit Pſyche ſich vermählt, nicht der leichtſinnig flatternde Knabe.'

Nicht auf lange kehrte Schiller nach Dresden zurück. Sein Entſchluß zu ſcheiden, war nun zur Reife gekommen; mehr als je war ihm die Stadt verleidet, und nur in neuen Verhältniſſen konnte er volle Geneſung hoffen. Charlottens Geſtalt, nachdem die Macht Henriettens gebrochen war, erſchien von Neuem lockend vor ihm, und abermals richtete er auf Weimar den Blick. Auf den 'Karlos' geſtützt, der nun endlich fertig dalag, und der in zwiefacher Geſtalt, als dramatiſches Gedicht und als Bühnenſtück in Proſa, vor die literariſche und theatraliſche Welt treten ſollte, hoffte er in Weimar in Ehren beſtehen zu können; und es trieb ihn an, die Meinung der Großen der Poeſie nun endlich zu vernehmen, in perſönlicher Begegnung. An einem für alle Zeit unvergeßlichen Abend las er den Freunden, im Walde gelagert, noch die letzten Akte des 'Karlos' und nahm, am 20. Juli, von Dresden Abſchied. Nicht eine dauernde Abweſenheit, nur ein längerer Beſuch war geplant; und nur allgemach löſt ſich, jetzt in Dresden wie einſt in Bauerbach, der Dichter aus dem Kreis der Freunde los. Auch einen Beſuch in Hamburg ſtellte er Schröder in Ausſicht; und er gedachte, wenn er dann nach Dresden wiederkehrte, dem Bund der Fünf in Charlotten ein neues Mitglied zuzuführen.

Nach einem Aufenthalt von zwei Jahren ſcheidet ſo Schiller aus Dresden; und was ihn aus dem Cirkel der Freunde im Letzten

getrieben, das hat Huber ausgesprochen, als er beim Erscheinen des 'Tasso' an Körner schrieb: 'Tasso lebt für uns in Jemand, dessen Bild bei seiner Trennung von uns mich nicht verlassen hat, von dem Augenblick, da Tasso nach Rom will.' Und wirklich, wie es Tasso, eben da er sein Werk vollendet, nach Rom zieht, so zieht es den Dichter des 'Karlos' unwiderstehlich nun nach Weimar, und er mochte sprechen, mit dem Helden Goethes:

Am meisten liegt mir mein Gedicht am Herzen.
Ich habe viel gethan und keine Mühe
Und keinen Fleiß gespart; allein es bleibt
Zu viel mir noch zurück. . . .
Ich finde viele Männer dort versammelt
Die Meister aller Art sich nennen dürfen.
. . . Dort möcht ich in die Schule
Aufs neue mich begeben.

So, auf den 'Karlos' und seinem Stern vertrauend, ein rastlos Strebender, trat Schiller in Weimar ein.

Don Karlos.

Der Hauptfehler war, ich hatte mich zu lange mit dem Stück getragen, ein dramatiſches Werk aber kann und ſoll nur die Blüthe eines einzigen Sommers ſein.

Schiller, Briefe über Don Karlos.

Was hier dem deutſchen Geiſte gelungen war, iſt und bleibt erſtaunlich. In welcher Sprache der Welt finden wir Menſchen aus den höchſten Lebensſphären, in den heftigſten und zarteſten Affecten mit ſolch vornehmer Natürlichkeit, ſo ungezwungen würdevoll und doch ſo kenntlich erhaben, ſo draſtiſch ungemein ſich ausdrückend? Selbſt Shakeſpeare war hierzu kein ausreichendes Muſter, denn die vom Dichter des Don Karlos beſchrittene Sphäre des Erhabenen hatte ſich dem Blick des großen Britten noch nicht eröffnet.

Richard Wagner.

I.

Den erſten Gedanken an einen 'Karlos' hat Schiller im Sommer 1782 gefaßt, und abgeſchloſſen hat er die Dichtung im Sommer 1787: fünf volle Jahre laufen vom Augenblick der aufdämmernden Conception bis zur letzten Ausgeſtaltung. In Stuttgart und Bauerbach, in Mannheim, Leipzig und Dresden hat ihn das Werk, in Plan und Ausführung, feſtgehalten, und noch in Weimar, im Sommer 1788, wird er zu erläuternden 'Briefen über Don Karlos' fortgeführt. So langgeſtreckte Dauer des Schaffens hat die Einheit der Dichtung durchbrechen müſſen, und Schiller ſelbſt geſtand damals: er habe das Unglück gehabt, während der Arbeit ſich zu verändern, weil er noch im Fortſchreiten ſei und alſo am Ende eines ſolchen Products anders als bei deſſen Anfang denke und empfinde: 'Oft', ſo ſchrieb er an

Körner, 'kann mich eine einzige und nicht immer eine wichtige Seite des Gegenstandes einladen, ihn zu bearbeiten, und erst unter der Arbeit selbst entwickelt sich Idee aus Idee. So war's beim Karlos.' Das eigene Zeugniß des Dichters treibt uns also an, dem Werden des Dramas nachzugehen und zu ergründen: von welcher Seite aus er den Gegenstand zuerst erfaßte, und wie sich ihm, in währender Arbeit, die Ideen entwickelten, in denen das vollendete Werk ruht.

Wie Schiller seinen Gegenstand erfaßte, dessen können wir nur inne werden, wenn wir sehen: wer ihn zuerst dem Dichter darbot. Wir fragen nach den historischen Quellen des Dramas und gelangen an ein aus Geschichte und Fabel frei gemischtes Werk: 'Dom Carlos, nouvelle historique et galante' vom Abbé St. Real. Hundert Jahre vor Schiller hatte Real vom Leben, Lieben und Sterben des Karlos erzählt, und auf das 'galante' des Titels einen gar nicht priesterlichen Nachdruck gelegt; gleich der erste Satz seines Buches stellte das erotische Interesse in den Vordergrund und hob an: 'Alle Geschichtschreiber des verflossenen Jahrhunderts, die von dem unglücklichen spanischen Prinzen reden, erwähnen zugleich seiner Liebe gegen seine Stiefmutter.' Und von eben dieser Seite ergriff nun Schiller seinen Gegenstand, und in zahlreichen Einzelheiten folgte er der Erzählung St. Reals.

Dom Karlos, so berichtet der Abbé, war der schönen Prinzessin Elisabeth von Frankreich verlobt worden und sah seiner Heirath mit Sehnsucht entgegen, als plötzlich sein Vater Wittwer ward: sogleich beschloß König Philipp sich von Neuem zu vermählen, und warb selbst um die Braut seines Sohnes. Die Kunde war 'ein Donnerschlag' für Karlos und warf ihn in tiefe Schwermuth; in der Einsamkeit verbarg er seinen Schmerz und lebte in völliger Zurückgezogenheit dahin, durch den Argwohn seines Vaters verfolgt, der ihn von der Sucht nach Herrschaft erfaßt glaubte. Inzwischen trat die junge Prinzessin die Reise nach Madrid an, und Dom Karlos, begleitet von Rui Gomez, Prinz von Eboli, und dem Prinzen von Parma, Alexander

Farneſe, zog ihr entgegen; und wie er hier, beim erſten Anblick der Eliſabeth, in ſeiner Neigung ſich ſchnell beſtärkte, ſo wuchs im ſteten Verkehr mit der Königin ſein Empfinden leidenſchaftlich an, und mit Freiheit ſprach er es aus. Eliſabeth duldete ſeine Liebe, doch ſie wußte ihn in Schranken zu halten; und was ſie fühlte an der Seite eines Greiſes, verſchwieg ſie ſcheu. So 'brachten die beiden erlauchten Perſonen die Zeit hin, als das Geſchick, welches müde war, ſie zu begünſtigen, Dom Karlos in eine Begebenheit verwickelte, die der erſte Urſprung ihres Unglücks wurde': Prinzeſſin Eboli trat in die Handlung ein.

Sie war die Gattin des Rui Gomez, Prinzen von Eboli, eines Günſtlings des Königs; ſchön, begehrlich und ohne ſittliche Scrupel, 'erwartete ſie von ihren Reizen alles' und machte einen Anſchlag, den Prinzen für ſich zu gewinnen, welcher ſcheiterte: zwar nahm Karlos zuerſt ihre Erklärungen mit einer unbefangenen Freundlichkeit auf, die ihr für Neigung galt; aber daß ſein Herz nicht ihr gehörte, mußte ſie bald inne werden, und die Verſchmähte ſann auf Rache.

Um dieſe Zeit ward Dom Karlos, welcher durch freimüthige Aeußerungen ſich den Haß der Inquiſition zugezogen, für eine Weile von Madrid entfernt und auf die Univerſität zu Alcala geſchickt. Eben dort angekommen, ſtürzte er mit dem Pferd und ſchien dem Tode nahe; er ſandte der Königin durch ſeinen Freund und Vertrauten, den Marquis von Poſa, ein letztes Lebewohl und empfing von Eliſabeth, unter dem Eindruck der traurigen Kunde, einen Brief ſo voll von zärtlicher Theilnahme — daß er ſogleich genaß. Nach Madrid zurückgekehrt, ſuchte er die alte Vertraulichkeit des Umgangs wiederzugewinnen, aber die Eiferſucht der Prinzeſſin Eboli und der Haß der Höflinge beobachtete Eliſabeth und Karlos ſcharf, das Mißtrauen Philipps ward erweckt, und der Verkehr ſtieß auf Hinderniſſe.

So ſtanden die Dinge, als zwei Fremde am ſpaniſchen Hofe eintrafen: de Bergh und Montigni aus Flandern. Sie ſollten zwiſchen dem König und dem flandriſchen Adel vermitteln, wie vor ihnen Graf Egmont; und wie dieſer, fanden ſie die lebhafteſte Theilnahme für ihr

bedrücktes Land bei dem Prinzen, in welchem eine urſprüngliche Neigung zum Ruhm und allen Heldentugenden lebte. Die Abgeſandten erweckten in ihm den Wunſch: die Verwaltung der flandriſchen Provinzen ſelbſt zu übernehmen; und die Königin, um eine Neigung abzubrechen, welche immer bedrohlicher ward für beide, ſtärkte den ſchwankenden Willen des Liebenden, und ſo erbat denn Karlos, 'in ſeiner blinden Gefälligkeit für die Königin', von Philipp die Statthalterſchaft über die aufrühreriſchen Provinzen. Mit halben Verſprechungen hielt der König ſeinen Sohn eine Weile hin, und unter immer drückenderen Verhältniſſen mußte Karlos in Madrid verbleiben; den Verkehr mit der Königin vermittelte jetzt ſein Jugendgenoſſe Marquis von Poſa, welchem der Prinz, ohne das Wiſſen des neugierigen Hofes, durch herzliche Neigung verbunden war. 'Trotz ſeines lebhaften Temperaments', ſo ſagt Real, gehörte Poſa doch 'zu jenen bevorzugten Naturen, die in gleicher Weiſe der Kraft wie der Mäßigung fähig ſind; es hatte ſich zwiſchen ihm und Dom Karlos ein Freundſchaftsverhältniß gebildet, wie es zwiſchen einem Prinzen und einem Hofmanne ſelten iſt, weil es allein auf gegenſeitiger Bewunderung beruhte.' Dieſer Poſa nun ward der Vertraute der Liebenden; die Schönheit und die ſanften Reize der Königin gewannen auch ihn, und Eliſabeth und der Marquis faßten für einander 'die ganze Werthſchätzung und Freundſchaft, die ſie beide verdienten'. Allein ihr Verkehr erweckte den Verdacht des Hofes und zuletzt des Königs, und als einſt Poſa bei einem Turnier für Eliſabeth focht, ſtieg die Eiferſucht des Philipp aufs höchſte an: ohne Verzug ließ er den Marquis Nachts auf der Straße überfallen und tödten.

Eine erneute Bitte des Karlos, ihn in die Provinzen zu entlaſſen, ward abgewieſen, und Herzog Alba ging nach Flandern; ſo neigte ſich der Prinz dem Vorſchlag der Rebellen zu, gegen den Willen des Vaters das Königreich zu verlaſſen und ſich an ihre Spitze zu ſtellen, er ſchloß Bündniſſe ab mit auswärtigen Gegnern Philipps und war zur Flucht entſchloſſen, als die Wachſamkeit des Don Raimond von Taxis ſeine Vorbereitungen entdeckte: er ward gefangen,

der Inquiſition überliefert und ſtarb im Bade mit geöffneten Adern, das Porträt der Königin bis zum letzten Athemzuge vor ſich. Bald darauf ſtarb auch die Königin unter verdächtigen Umſtänden; Prinzeſſin Eboli aber ward die Geliebte des Königs, doch nur um einen ſchnellen Sturz zu erfahren, und ihre Schuld, gleich den andern Theilnehmern an der Verſchwörung, durch ein unheilvolles Ende zu büßen.

Dies war der Inhalt der Erzählung, welche im Sommer 1782 Schillers Intereſſe weckte und ihm die Anſchauung gab: ein ſo beſchaffener Stoff 'verdiene allerdings den Pinſel eines Dramatikers'. Klar liegt vor Augen, was ihn an der Erzählung Reals anziehen mußte, was er in dem Stoff damals ſah, und was er in ihn hineintrug. Das Grundthema, welches der Franzoſe angeſchlagen: Liebe des Sohnes zur Mutter, erregte den Dramatiker; aber auch der Satiriker in Schiller fand ſich den reichſten Stoff hier aus. Es war in jener letzten Stuttgarter Periode, da ſeine Exiſtenz im Vaterlande anfing, unhaltbar zu werden; eben hatte er die Tage des Arreſts hinter ſich, eben waren ihm, in der bittern Stimmung dieſer Zeit, die Umriſſe von 'Kabale und Liebe' erſchienen, als ihn auch der Gedanke an einen 'Karlos' erfaßte: in der gleichen zweifelnden Laune, verneinend und verſpottend, wie vor der gegenwärtigen deutſchen Welt, ſteht Schiller nun vor den Zuſtänden ſpaniſcher Vergangenheit. Sein Ausgangspunkt iſt ein polemiſcher, hier wie dort; und er kämpft, in dem bürgerlichen, wie in dem hiſtoriſchen Trauerſpiel, gegen den Zwang der Empfindung, welcher die Seelen feſſelt, die Ferdinand und Louiſe, die Karlos und Eliſabeth, er kämpft gegen die knechtenden Mächte im Staat, den abſoluten Fürſten und ſeine Diener, heißen ſie nun Präſident Walter und Hofmarſchall Kalb, oder Herzog Alba und Pater Domingo. Indem er in die Schilderung Reals ſein eigenes ſtürmiſches Wollen hineinträgt, ſieht er den Karlos als einen 'feurigen und empfindenden' Jüngling vor ſich ſtehen, als eine Sturm- und Drangnatur, welche den Conventionen Krieg anſagt und Empörung zuruft ſelbſt dem eigenen Vater; und ein neuer großer Feind der Freiheit, ihr mächtigſter, tödtlichſter Gegner tritt ihm in jener Inquiſition

entgegen, welche das Schickſal ſeines Helden beſtimmt, und welcher ſein ganzer Zorn gilt: ‘Ich will es mir in dieſem Schauſpiel zur Pflicht machen’, ſo ſchrieb er, ‘in Darſtellung der Inquiſition die proſtituirte Menſchheit zu rächen und ihre Schandfleken fürchterlich an den Pranger zu ſtellen. Ich will, und ſollte mein Karlos dadurch auch für das Theater verloren gehen, einer Menſchenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur geſtreift hat, auf die Seele ſtoßen. Ich will — Gott bewahre, daß Sie mich nicht auslachen.’

Der Dichter ſchrieb jene Zeilen aus der Einſamkeit von Bauerbach, als er im Frühjahre 1783 ernſtlicher zu dem Plane des ‘Karlos’ zurückkehrte. In Tagen der Wanderſchaft hatte unterdeſſen Schiller, der Proteſtant, die Eindrücke einer ſtreng katholiſchen Umgebung erfahren, und vor der ſeelenbeherrſchenden Macht der Capuziner von Oggersheim ſich im Widerſpruch gegen das Pfaffenweſen erſt völlig befeſtigen können. Aber wenngleich er die Stimmung, in welcher der Gedanke eines ‘Karlos’ ihn zuerſt erfüllt hatte, noch feſthielt, ſo trug doch das neue, quellende Leben rings um ihn herum, all das Keimen und Sproſſen der erwachenden Natur einen frühlingshaften Hauch in ſein Drama nun hinein: der ſatiriſchen Stuttgarter Laune geſellte ſich ein Bauerbacher lyriſcher Zug bei. Damals, aus der Morgenſtille der ‘Gartenhütte’, ſchrieb Schiller vom Karlos: daß er ihn auf ſeinem Buſen trage, daß er mit ihm die Gegend durchſchwärme. ‘Julius von Tarent’, das gefühlſam reflectirende Drama, dem die Verehrung des Akademieſchülers einſt gegolten, ſchwebt ihm nun von Neuem als Muſter vor, und er ruft: ‘Karlos hat, wenn ich mich des Maaßes bedienen darf, von Shakeſpeares Hamlet die Seele — Blut und Nerven von Leiſewitz’ Julius, und den Puls von mir.’ Der Puls iſt Schilleriſch — das will ſagen, der Dichter ſelbſt empfindet den ſubjectiven Gehalt der Figur, ihren lyriſchen Grundton: einen ‘feurigen und empfindenden Jüngling’ will er darſtellen, und ſeinem eigenen Gemüth entfließt die Schilderung. Und Hamletiſch nennt er die Seele des Karlos: in der Geberde des zweifelnden Willens ſieht er ihn, in zerſtreuter Schwermuth, in melancholiſcher Einſamkeit. Ein

'Familiengemälde aus einem fürstlichen Hause' will der Dichter entrollen, in welchem der Erbe der Krone gegen den König streitet, wie Hamlet gegen Claudius, in welchem der Held sein Geheimniß vor der Neugier des Hofes scheu verschließt, und es nur seinem Horatio vertrauend offenbart: dem Marquis Posa. Wie neben Hamlet sein Freund von der Wittenberger Schule, wie neben Julius von Tarent der getreue Aspermonte dienstwillig steht, so sollte neben Karlos sein 'akademischer Freund' Posa stehen, sein ergebenster Genosse.

In dieser Zeit hat Schiller einen Plan zum Karlos niedergeschrieben, eine kurze, schnelle Skizze nur, die aber den aufmerksameren Blick manches erkennen lassen kann. Der Entwurf, welcher fünf 'Schritte', will sagen Akte unterscheidet, lautet in seinen wesentlichen Zügen so:

Dom Karlos, Prinz von Spanien.

Erster Schritt. Der Prinz liebt die Königin. Das wird gezeigt.
Aus seiner Lage in ihrer Gegenwart.
Seiner ungewöhnlichen Melancholie und Zerstreuung.
[illegible]korb, den die Prinzessin von Eboli von ihm bekom[illegible]
Seiner Scen[illegible]Marquis de Posa.
Seinen einsamen [illegible]chen mit sich selbst.
Diese Liebe hat Hindernisse und scheint gefährlich für ihn werden zu können — diß lehren:
Karlos heftige Leidenschaft und Verwegenheit.
Seines Vaters Neigung zur Eifersucht, seine Rachsucht.
Interesse der Grandes, die ihn fürchten und hassen.
Rachsucht der beschämten Prinzessin von Eboli.
Auflauschung des müssigen Hofes.
Zweiter Schritt. Karlos Liebe nimmt zu — Ursachen:
Die Hindernisse selbst.
Gegenliebe der Königin, diese motivirt sich:
Aus ihrem zärtlichen Herzen, dem ein Gegenstand mangelt.
Aus ihrer anfänglichen Bestimmung und Neigung für den Prinzen. Sie nährt diese angenehmen Erinnerungen gern.

Aus ihren Aeußerungen in Gegenwart des Prinzen.
Inneres Leiden. Furchtſamkeit. Antheil. Verwirrung.
Aus einem Geſpräch mit dem Marquis.
Aus einer Szene mit Karlos.

Die Hinderniſſe und Gefahren wachſen. Dieſes erfährt man:
Aus einigen Entdeckungen, die die Prinzeſſin von Eboli macht.
Aus der immer wachſenden Furcht und Erbitterung der Grandes, die vom Prinzen bedroht und beleidigt werden. Complott derſelben.

Dritter Schritt. Die Gefahren fangen an auszubrechen.
Der König bekömmt einen Wink, und geräth in die heftigſte Eiferſucht.
Dem Karlos erbittert den König noch mehr.
Die Königin ſcheint den Verdacht zu rechtfertigen.
Alles vereinigt ſich, den Prinzen und die Königin ſtrafbar zu machen.
Der König beſchließt ſeines Sohnes Verderben.

Der Prinz ſcheint allen Gefahren zu entrinnen.
Sein Heldenſinn erwacht wieder und fängt an, über ſeine Liebe zu ſiegen.
Der Marquis wälzt den Verdacht auf ſich, und verwirrt den Knoten aufs neue.
Der Prinz und die Königin überwinden ſich.

Vierter Schritt. Der König entdeckt eine Rebellion ſeines Sohnes.
Dieſe erweckt die Eiferſucht wieder.
Beide zuſammen vereinigt, ſtürzen den Prinzen.

Fünfter Schritt. Regungen der Vaterliebe, des Mitleids u. ſ. f. ſcheinen den Prinzen zu begünſtigen.
Die Leidenſchaft der Königin verſchlimmert die Sache und vollendet des Prinzen Verderben.
Das Zeugnis des Sterbenden und das Verbrechen ſeiner Ankläger rechtfertigt den Prinzen zu ſpät.
Schmerz des betrogenen Königs, und Rache über die Urheber.

Auch in dem Stadium, welches diese Skizze festhält, scheint 'Dom Karlos' dem bürgerlichen Trauerspiel Schillers noch sehr nahe zu stehen: das zeigt die Katastrophe vor allem, welche durch ein schicksalsvolles 'zu spät' nur erfolgt, und welche mit einer eng moralisirenden Wendung 'Rache über die Urheber' verhängt. So hatte auch in 'Kabale und Liebe' an den Tod der Helden die Strafe für die Bösen sich sogleich geknüpft. Eine volle 'Rechtfertigung' reinigte den Prinzen, und seine Ankläger waren Intriganten, waren 'Verbrecher'. In der Erzählung Reals ist dieser Ausgang nicht unmittelbar gegeben; und wie hier, hat die Erfindung des Dichters an zahlreichen anderen Punkten nach einer engeren Verknüpfung des Geschehenden erfolgreich gestrebt, sie hat die in seiner Quelle noch unruhig hin und her wogenden Ereignisse mit scharfem Verstand in streng causale Zusammenhänge gezwungen, wie sie die poetische Darstellung fordert, und an die Stelle von Zufällen hat sie dramatische Nothwendigkeiten gesetzt. Die Opferung des Posa, welche bei Real einem bloßen Irrthum des Königs entspringt, machte sie zu einer freiwilligen: der Marquis selber 'wälzt den Verdacht auf sich'; und sie that mit dieser Aenderung einen wichtigen Schritt auch für die Charakteristik Posas und seine Geltung im Drama, welche in der Folge für die Entwicklung des ganzen Werkes entscheidend werden sollte. Ueber eine episodische Bedeutung kam jedoch zu jener Zeit die Gestalt des Marquis noch nicht hinaus, er ist zunächst der Vertraute der französischen Tragödie, mit welchem man aufklärende Gespräche führt, und erst sein Opfertod erhebt ihn aus dieser Sphäre des confident; in die politische Handlung des Stückes greift er nicht ein, Karlos selbst, ohne Zuthun eines Berathers, fühlt 'seinen Heldensinn wieder erwachen'. Und erst spät, wie bei St. Real, tritt das Staatsinteresse des Dramas vor, die Mitte des dritten Aktes deutet es an, der vierte läßt es bis zum Vorsatz der 'Rebellion' erwachsen: geraume Zeit ist auch die Tragödie nur 'galante', und erst allmählig wird sie 'historique'. Schillers Auffassung und diejenige des Abbé gehen hier gut zusammen, der Dichter des 'Fiesko' hatte von der 'unfruchtbaren Staatsaktion' und ihren

menſchlichen Triebfedern nicht anders gedacht, und bis in die Zeiten des 'Wallenſtein' und des 'Tell' hinein hielt ſeine Erfindung an dieſer Vermiſchung von großen hiſtoriſchen Vorgängen und von Liebesgeſchichte eifrig feſt.

Auffallend iſt in dem Entwurf, wie wenig eigentliche Situationen Schiller notirt: mit eindringender, dialektiſcher Schärfe entwickelt er die fünf 'Schritte' der Tragödie, er ſtellt dar, durch welche ſeeliſchen Affekte der Knoten ſich ſchürzt, verwirrt und löſt, aber die Anſchauung von ausgeprägten Scenen, von dramatiſchen Bildern empfangen wir nicht. So wird wohl feſtgeſtellt, daß der Marquis 'den Verdacht auf ſich wälzt', aber wie, durch welche Mittel dies geſchieht, ſchreibt der Dichter nicht nieder — weil er vermuthlich ſelber den Weg noch nicht ſieht, dieſes aus allgemeiner ſchwärmeriſcher Empfindung für Freundſchaft theoretiſch Geforderte nun auch poetiſch zu verwirklichen. Aus der Erkenntniß heraus, wie vieles im 'Karlos' noch plaſtiſch zu formen war, mochte er dann wohl klagen: daß er die chaotiſche Maſſe des Gedichts mit Kleinmuth und Schrecken anſehe; und in einer zögernden Ausführung des Geplanten verſchob ſich ihm die erſte Intention, weil ſie nicht mit voller, zwingender Deutlichkeit in die dichteriſche Anſchauung hinausgetreten war.

Auch in der Form wird der 'Karlos' von Bauerbach dem bürgerlichen Trauerſpiele noch nahe geſtanden haben: Schiller wollte ihn in Proſa ſchreiben, in jener Sturm- und Drangproſa, welche durch Goethe, Klinger, Leiſewitz das Ausdrucksmittel des Dramatikers geworden war, für das hiſtoriſche Schauſpiel ſo gut wie für das moderne. Zumal 'Julius von Tarent' mit ſeiner ſtimmungsvoll gehobenen Sprache und dem lyriſch ſanften Schwunge der Rede mag als Muſter damals vorgeſchwebt haben. Aber mit dem Sommer 1784, als der Dichter in Mannheim die Arbeit wieder begann, ſtand der Entſchluß zu einer wichtigen Aenderung in ihm auf: zum erſten Mal griff er im Drama zum Vers. Wielands theoretiſche und vielleicht auch Dalbergs praktiſche Rathſchläge, vor allem aber Leſſings Vorbild hatte ihn dabei geleitet. Er wählte den fünffüßigen Jambus,

wie er in 'Nathan dem Weisen' ausgebildet, und bereits im August 1784 konnte er Dalberg bekennen, daß er nunmehr 'Meister über den Jamben' sei: 'es kann nicht fehlen', schrieb er, 'daß der Vers meinem Carlos sehr viel Würde und Glanz geben wird.' Nicht mühelos ward diese Herrschaft über den Jambus erworben, sagt Streicher uns: seit zwei Jahren hatte Schiller so gut wie nichts in gebundener Rede geschrieben, und eifrig suchte er nun 'die ganz neue Art von Sprache', welche mit allem Fluß und Wohllaut sich schmücken sollte. 'Er mußte', sagt Streicher, 'seine Ausdrücke jetzt rhythmisch ordnen, er mußte, um die Jamben fließend zu machen, versuchen, schon rhythmisch zu denken.' Den beginnenden Proceß förderte das Studium der französischen Dramatiker, das er nun begann, und das er aus zwei Gründen zu betreiben erklärte: 'Fürs erste erweitert es überhaupt meine dramatische Kenntniß und bereichert meine Phantasie, fürs andere hoffe ich dadurch zwischen zwei Extremen, Englischem und Französischem Geschmack, in ein heilsames Gleichgewicht zu kommen.' Deutlich bereitet sich hier eine Abwendung von dem größten Muster des Sturmes und Dranges vor, von Shakespeare; und wie auf der Composition des 'Karlos', weil sie in St. Real fußte, ein französischer Accent bereits ruhte, so läßt auch das vollendete Werk, in dem zusammengehaltenen Bau und der gedrängten Folge der Scenen, in der Vermischung von Staatsaction und Liebeshandel, die Kunstweise des Racine deutlich nachklingen. Und eine unmittelbare Verwandtschaft im Stoff fand zwischen dem 'Karlos' und einem Hauptwerk des Racine statt, seiner 'Phädra': damals zuerst trat Schiller der Dichtung näher, welche er später für die Weimarer Bühne sollte gewinnen helfen.

Nicht nur die Form des Dramas, auch sein Gehalt erfährt in jenen Mannheimer Tagen Wandlungen, die durch Schillers Erlebnisse sowohl, als durch seine reifende Anschauung bestimmt werden. Das Interesse am Staatsleben und die Freiheitsideen drängen nun kräftiger vor; und ein erneutes Studium der Quellen, führte ihn zu einer veränderten Auffassung zumal der einen Hauptgestalt: des König Philipp. Für den satirisch gestimmten Stuttgarter Poeten

mochte der Repräſentant des Abſolutismus in dunkelſten Farben noch erſcheinen, als ein kleinlicher, heimtückiſcher Tyrann: ſo zeichnete St. Real ihn, ſo auch ſah ihn verächtlich der Dichter von ‘Kabale und Liebe’. Aber der ruhiger werdenden Anſchauung bot ſich nun, aus einem hiſtoriſchen, wie aus einem poetiſchen Bedürfniß heraus, eine neue Geſtalt dar: die franzöſiſchen Quellen corrigirten ſich durch die ſpaniſchen, und der Tyrann gewann menſchliche Züge. Einſeitig hatten die Franzoſen (wie Brantome und Mercier) den König ins Schwarze gemalt, ſo erkannte jetzt Schiller, einſeitig hatten die Spanier (wie Ferreras) den Karlos geläſtert; zwiſchen beiden will er die Mitte halten, doch ſo, daß er von jedem das Gute nimmt: mit den Spaniern glaubt er an Philipp, mit den Franzoſen glaubt er an Karlos. Und im vollen Eifer einer eben erſt erworbenen Einſicht nennt er dieſe idealiſirende Auffaſſung die poetiſch einzig mögliche: ‘Wenn dieſes Trauerſpiel ſchmelzen ſoll’, ſagt er im Vorwort, ‘ſo muß es durch die Situation und den Charakter König Philipps geſchehen. Auf der Wendung, die man dieſem giebt, ruht vielleicht das ganze Gewicht der Tragödie. Man erwartet — ich weiß nicht welches? Ungeheuer, ſobald von Philipp die Rede — iſt mein Stück fällt zuſammen, ſobald man ein ſolches darin findet, und doch hoffe ich der Geſchichte — das heißt der Kette von Begebenheiten getreu zu bleiben.’

In einem Punkte aber hielt Schiller an der Polemik der erſten Conception noch feſt: in dem Kampf gegen Inquiſition und Pfaffen. Jenes ‘Ich will — ich will’ des Bauerbacher Briefes führt er aus in zahlreichen Verſen desjenigen ‘Karlos’, welchen er in ſeiner Mannheimer ‘Thalia’ zuerſt veröffentlichte; er nannte den Domingo in dieſer Faſſung einen ‘geweſenen Inquiſitor’ und ließ den Groll des Satirikers offen hervorſtrömen, in der Anklage des Karlos:

> Biſt du nicht der Dominikanermönch,
> der in der fürchterlichen Ordenskutte
> den Menſchenmäkler machte?

Biſt du es nicht, der die Geheimniſſe
der Ohrenbeicht' um baares Geld verkaufte?
Biſt du es nicht, der unter Gottes Larve
die freche Brunſt im fremden Ehbett löſchte,
den heißen Durſt nach fremdem Golde kühlte,
den Armen fraß und an dem Reichen ſaugte?
Biſt du es nicht, der ohne Menſchlichkeit
ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes
die fetten Kälber in das Meſſer hezte?
Biſt du der Henker nicht, der übermorgen,
zum Schimpf des Chriſtenthums, das Flammenfeſt
des Glaubens feiert, und zu Gottes Ehre
der Hölle die verfluchte Faſtung gibt?

Zu alledem hatte St. Real, der Abbé, den Anlaß nicht gegeben. Schillers eigene Stimmung hatte die Schilderung hinzugetragen; Eindrücke des Mannheimer Lebens, vor und nach der Bauerbacher Zeit, mögen ihn auch hier geleitet haben, und in der ſtreng katholiſchen Stadt erſt beſtärkte er ſich recht im Widerſpruch gegen die knechtende Macht der Prieſter. Er ſelbſt hatte beobachten können, an dem Fall des ihm befreundeten, aus ſeiner Pfarre verdrängten Pater Trunk, an den Intriguen gegen die Ehe des Proteſtanten Beck mit der Katholikin Caroline Ziegler, daß 'die Pfaffen viel Böſes zu ſtiften im Stande ſind'; und noch ſpät gedachte er Mannheims als einer rechten Pfaffenburg: 'Dalberg', ſo berichtete er an Körner, 'ließ den Domingo als Jeſuiten auftreten. Alles murmelte ſich zu: Pater Frank! und dieſer Umſtand allein hatte dem Stück in einer Stadt wie Mannheim den Hals brechen können.' Was aus Mannheimer Eindrücken mit entſtanden war, ſtellte ſich ſo den Zuſchauern als ein Abbild der Mannheimer Zuſtände, auch in dem ſpaniſchen Gewande, dar.

Noch von einer anderen, perſönlicheren Seite trug Schillers Leben Stoff heran an ſeine Dichtung, und es wiederholte ſich ihm in Mannheim beim 'Karlos', was er in Bauerbach bei 'Kabale und Liebe' erfahren hatte: dem ſchon in voller Entwicklung begriffenen

Werk kam zu Hilfe ein leidenſchaftliches Erleben. Schiller hatte ſeine Königin aufgefaßt, wie ſie ihm aus St. Real und der eigenen poetiſchen Anſchauung entgegengetreten; nun lieferte ihm die Wirklichkeit das reizvollſte Modell: Charlotte von Kalb. Lebendiger ward jetzt das Bild, wahrer, treuer; die Kenntniß der höheren Geſellſchaft erſchloß ſich im Umgang mit Charlotte dem Dichter des 'Karlos' eben recht zur Zeit, und er, deſſen Amalien und Leonoren blutleere Geſtalten geweſen, ſtellte nun mit ſicherer Anſchauung weibliche Würde und milde Anmuth dar, und ſchuf einen ſeiner ſchönſten Frauencharaktere in Eliſabeth von Valois. Den Zwang des Standes und der Empfindung, den er im Drama zu ſchildern hatte, ſah er jetzt lebend vor ſich in dem Schickſal Charlottens; und er ſelbſt empfand gegenüber der Frau, die durch Ueberredung und ariſtokratiſche Rückſichten einem ungeliebten Manne verbunden war, was Karlos empfindet vor Eliſabeth, in kühner 'Freigeiſterei der Leidenſchaft':

Die Rechte meiner Liebe
ſind älter als die Formel am Altar . . .
Und weiß er auch wie reich er iſt? Hat er
auch warmes Blut, ſich ſeines Raubs zu freu'n?
Hat er ein Herz, das Ihrige zu ſchätzen?
Allmächtige Natur! ein ſolch Geſchöpf
wie keines dir noch ſeit Jahrtauſenden
gelungen iſt, wie in Jahrtauſenden
dir keines mehr gelingen wird —
auf Krämerart gefeilſcht, und dann dem Käufer
nach abgeſchloſſ'nem Handel ausgeliefert!

Schillers Arbeit am 'Karlos' war bis an den Beginn des zweiten Aufzugs vorgerückt, als er von Mannheim nach Leipzig überſiedelte; hier, zu Gohlis, Loſchwitz, Dresden führte er die Arbeit zögernd fort und war nach Verlauf eines Jahres, im Frühjahr 1786, bis an den Schluß des zweiten Aktes erſt gelangt. In ſeiner Zeitſchrift Thalia veröffentlichte er das Vollendete mit einigen Auslaſſungen, ſo daß den Leſern im Mai 1786 der 'Karlos' bis zur Verſchwörungsſcene

zwiſchen der Prinzeſſin Eboli, Alba und Domingo vorlag, bis zu den Worten:

Herzog, dieſe Roſen
und Ihre Schlachten —
Und Dein Gott — So will ich
Den Blitz erwarten, der uns ſtürzen ſoll.

Hier aber, unmittelbar vor der Scene im Karthäuſerkloſter, trat eine plötzliche Stockung ein; und erſt ein halbes Jahr ſpäter, im December, konnte das vierte Thalia-Heft die Fortſetzung bringen. Wir ſtehen an dem wichtigſten Wendepunkt in der Entwicklung des Gedichts: an der Stelle, wo Schillers Theilnahme ſich von Karlos abkehrt, dem Poſa zu. 'Karlos ſelbſt', ſo bekennt der Dichter in den 'Briefen' über das Drama, 'war in meiner Gunſt gefallen, vielleicht aus keinem andern Grunde, als weil ich ihm in Jahren zu weit vorausgeſprungen war, und aus der entgegengeſetzten Urſache hatte Marquis Poſa ſeinen Platz eingenommen.'

Daß die Figur des Marquis eine Wandlung durchgemacht, ſtellt ſomit das eigene Bekenntniß Schillers feſt; und die Frage entſteht noch einmal: welchen Platz Poſa im Drama inne gehabt, vor jener entſcheidenden Aenderung? Die Frage ſteht: wie die Entwicklung verlaufen, welche den getreuen Horatio des ſpaniſchen Prinzen zu der beherrſchenden Geſtalt des Maltheſerritters anwachſen ließ? Die Ausſprüche des Dichters, gemeinſam mit den Fragmenten der Thalia, mögen uns helfen, die Antwort zu finden.

'Vier große Karaktere' nannte Schiller dem Mannheimer Intendanten, als er ihm von Karlos, dem 'herrlichen Sujet', ſprach: Karlos, Philipp, die Königin und Alba; der Name Poſa ward nicht ausgeſprochen. Aehnlich ſchrieb er an Reinwald zwar von dem 'grauſamen, heuchleriſchen Inquiſitor', von dem 'barbariſchen Herzog Alba', welche er ſchildern wollte, aber von der Geſtalt des Marquis hat er nichts zu erzählen. Und noch als er den erſten Akt vollendet vor ſich ſah, konnte er im Vorwort ſagen: 'Der ganze Gang der Intrigue wird ſchon in dieſem Aufzug verrathen ſein. Beide Hauptcharaktere

laufen hier ſchon mit derjenigen Kraft und nach derjenigen Richtung aus, welche den Leſer errathen läßt, wo und wann und wie heftig ſie in der Folge widereinander ſchlagen.' Beide Hauptcharaktere? Kein Zweifel, daß der Dichter Karlos und Philipp meint; alle andern, die Königin, Alba und Domingo, die Eboli und Poſa ſah er nur an einem zweiten Platz. Er ſah die Handlung, wie im Bauerbacher Plan, noch beherrſcht von Karlos, noch erfüllt von dem einen Gegenſatz zwiſchen Vater und Sohn; und dieſem bewegenden Princip des Stückes hatten alle anderen Elemente der Fabel ſich unterzuordnen. Nur daß der Conflict zwiſchen Philipp und Karl ſich zum politiſchen Gegenſatz von Anfang an erweiterte, und daß Poſa über den Vertrauten hinauswuchs zu einem Berather des Fürſtenſohnes, welcher an Stelle von St. Reals Bergh und Montigni Flanderns Wünſche überbrachte: nicht als des Knaben Karlos Spielgeſelle, — als ein Abgeordneter der ganzen Menſchheit ſtand er nun da, ſchon im erſten Auftreten.

Aber 'Kammerjunker des Prinzen' nennt das Perſonenverzeichniß der Thalia den Dom Rodrigo, Marquis von Poſa, und dienſtwilliger Freund des Helden bleibt er auch jetzt noch: alle Initiative liegt in Karlos, Poſa führt aus. Er blickt bewundernd zu ſeinem Karl empor, und als er ihn für die Bitten der Bedrückten taub findet, ruft er voll Staunen aus:

Spricht ſo
der große Menſch — vielleicht der einzge, den
die Geiſterſeuche ſeiner Zeit verſchonte?
Der bei Europas allgemeinem Taumel
noch aufrecht ſtand — der gegen Prieſterblize
und eines Königs ſchlaue Heiligkeit
und eines Volks andächtgen Rauſch die Rechte
der unterdrückten Menſchheit geltend machte,
der zu Madrid für Ketzer bat, am Thurme
der Santa Kaſa für die Duldung ſtimmte?

So, überragend und herrſchend, blickte damals das Bild des Karlos den Dichter an; und er ſah, aus der gleichen Stimmung

heraus, Huber ſich zur Seite ſtehen, wie Poſa neben Karlos ſteht: ‘Ich drücke Dich im Geiſte an mein Herz — mein Rodrigo’, ſchrieb er an Huber, den 5. October 1785, der aber antwortete aus dem nämlichen Sinne: ‘Mein Karlos! Ich glaube, Du bedarfſt eines Rodrigo, der zuweilen Deinen großen Genius bei ſeinem Namen ruft.’ Dies alſo iſt die Aufgabe, welche der jüngere Freund ſich zuſchreibt neben dem überlegenen Genius: ein Mahner zu ſein und ein Berather — nicht ein Führer.

Und dieſer Stellung Poſas im Drama entſpricht auch die flüchtige Art, in welcher die Geſtalt exponirt wird: während in dem vollendeten Werk Poſa eingeführt iſt als einer, deſſen Tapferkeit Eliſabeth zuerſt den Ruhm empfinden lehrte, ſpaniſche Königin zu ſein, während er als ein Fürſt in ſeinen ſtillen Mauern, als ein Freier, ein Philoſoph gefeiert wird, iſt vor dem Poſa der ‘Thalia’ von alledem nicht die Rede: er vermittelt ſchnell die Unterredung zwiſchen Karlos und der Königin, nichts darüber. Ja, ſelbſt in kleinen Zügen zeigen das Fragment und die Ausführung charakteriſtiſche Abweichungen, wenn etwa in der Thalia ‘der Prinz den Marquis auffordert, ihm eine Zuſammenkunft mit der Königin zu erwirken’, während ſpäter Poſa es iſt, welcher den erſten Vorſchlag macht und den muthloſen Karlos ſtärkt:

Wenn Sie die Königin
Geheim zu ſprechen wünſchen, kann es nirgends
Als in Aranjuez geſchehen.

Karlos. Das war auch meine Hoffnung
Doch ach, ſie war vergebens!

Marquis. Nicht ſo ganz.
Ich gehe, mich ſogleich ihr vorzuſtellen.
Find' ich zu dieſer Unterredung ſie
Geſtimmt — ſind ihre Damen zu entfernen — . . .

Als dann der Infant aus dem Zuſammentreffen mit Eliſabeth zurückkehrt, entſchloſſen für Flandern zu handeln, als er ‘ganz wieder Held ſein, ſich ganz dem Wohl ſeiner Völker hingeben’ will, da theilt die Faſſung der Thalia dem Marquis abermals eine untergeordnete, paſſive Aufgabe zu, in welcher der ſpätere Poſa nicht zu denken iſt:

Posa, so heißt es nun in jenen erläuternden Sätzen, welche die Lücken der Publikation ausfüllen, Posa 'sollte in Spanien bleiben und zwischen der Königin und Karlos eine geheime Verbindung fortsetzen.' Erscheint so der Marquis der Thalia kleiner, so erscheint ihr Karlos größer: ungestümer wogt seine Leidenschaft, kühner sein Wort, und wild stürmt er an, mit ungezügelter Geberde, gegen den Zwang des Ueberlieferten in Sitte und Staat. Im Hochgefühl seines Ranges, stolz auf seine Kraft wie auf sein Empfinden, ein echter Held von Sturm und Drang tritt er vor uns:

Dies Herz,
groß wie mein Rang, der Menschheit aufgethan,
und weit genug, die Schöpfung zu umschließen —
dies Herz allein ist mein Beruf zum Thron . . .
Laut will ich's ihm in beide Ohren rufen,
laut durch die ganze weite Erde schrei'n
ein königlicher Dieb hat mich bestohlen.

Auch den nächsten Akt, das zweite und dritte Thalia-Heft, beherrscht die Gestalt des Karlos völlig: er steht vor Philipp, er gelangt zur Eboli, gegen ihn wird das Complott geschmiedet. Posa tritt in dieser ganzen Scenenfolge weder in Person auf, noch wird seiner auch nur ein einziges Mal Erwähnung gethan: er entschwindet, als eine episodische Figur, unsern Blicken völlig, und erst nach zweitausend Versen gelangt er wieder auf die Bühne — eben in jener Scene des Karthäuserklosters, mit welcher, nach der großen Pause, die Publikation in der Thalia wieder anhebt.

Ein anderer als der Kammerjunker des Anfangs ist es, der jetzt vor Karlos hintritt. Nicht sein Berather, sein Leiter. So überlegen steht er vor ihm da, so klein fühlt sich vor seiner Erhabenheit Karlos' Selbstsucht, daß 'mit kaum unterdrücktem Weinen' der Prinz ausrufen muß: 'Ich weiß, daß Du mich nicht mehr achtest.' Und zugleich mit den Gestalten haben auch die Motive der Dichtung sich gewandelt, die Fabel verschiebt sich, Intentionen fallen zu Boden. Hatte Karlos in der Scene mit der Eboli einen Brief des Königs, in welchem Philipp um die Gunst jener warb, triumphirend davongetragen, als

einen 'unschätzbaren, schweren, theuren Brief, den alle Kronen Philipps einzulösen zu leicht, zu nichtsbedeutend sind', und hatte er, noch in der Karthäuserscene, den schicksalsreichen Irrthum gepriesen, der das Schreiben in seine Hand gegeben:

Einen Irrthum, den
der Wahrheit Schöpfer absichtsvoll erfunden.
... So vernünftig fallen
des Zufalls blinde Würfel nicht.

— so nimmt nun Posas gewaltsames Eintreten in die neue Handlung dieser Erfindung jede dramatische Folge: mit raschem Entschlusse zerreißt der Marquis den Brief, durch welchen Karlos auf Elisabeth hatte wirken wollen, und er übt in unbeschränkter Sicherheit jede Tyrannei der Freundschaft. 'Ein wilder schöner schrecklicher Gedanke' steigt ihm auf: der Gedanke an Karlos' Flucht; doch statt ihn, ein Freund dem Freunde, auszusprechen, ruft er nur:

Davon wenn es Zeit ist mehr. Du hast
mein Wort. Nun überlaß mir alles andere.

— und Karlos willigt sogleich ein: 'Alles, Alles, was Du und hohe Tugend mir gebieten.' Damit ist ausgesprochen, daß die Führung der Handlung auf Posa übergeht: weil Schiller dem Sturm und Drange sich entwachsen fühlt, wendet seine Theilnahme von dem alten Helden sich ab und gestaltet die biegsamere Figur Posas, mit ihrer noch nicht individuell geformten Physiognomie, zu einem typischen Freiheitshelden um, nach seinem Sinne. 'Neue Ideen, die indeß bei mir aufkamen, verdrängten die frühern', gesteht er dann selbst in den 'Briefen über Don Karlos'; und so völlig ins Gegentheil verkehrt ist das Verhältniß von Karlos und Posa, daß derjenige, welchem der Dichter einst die Seele eines Hamlet zuschrieb, Karlos, ihm jetzt als ein Horatio erscheint, während der Horatio von ehedem, Posa, ihm zum Hamlet anwächst: 'Im Herzen seines Herzens', so sagt er, 'würde Posa den Karl getragen haben, wie Hamlet seinen Horatio.

Den ganzen dritten Akt hindurch läßt er nun Karlos nur einmal auftreten, er verurtheilt ihn in der großen Hofscene vor König Philipp zur Statistenrolle und läßt ihn zwei Verse nur zu Medina Sidonia sprechen; und auch im vierten Akt ist er der Geführte, nicht der Handelnde, der fünfte Akt erst, nach Posas Opfertod, bringt ihm einen neuen und großartigen Aufschwung. Dieser Opfertod aber, den der Bauerbacher Entwurf noch nicht näher darzustellen weiß, liegt nun in der Karthäuserscene dem Dichter klarer vor Augen, und auch nach dieser Seite also bedeutet der Auftritt eine neue Wendung im Drama: mit der Warnung 'Briefe nach Brabant erbricht der König' endigt die Scene, und auf eben diesem Wege, durch einen Brief nach Brabant voll falscher Angaben, welche den König gegen ihn aufstacheln sollen, leitet dann Posa seinen Tod ein.

Und noch nach einer letzten, wichtigsten Seite hin hebt mit der Karthäuserscene eine Wandlung in Schillers Intention an. Die seelenbezwingende Macht der Freundschaft hatte er in den ersten Auftritten zwischen Karlos und Posa in leuchtenden Farben dargestellt, so, wie er ihr Wesen dichtend und sinnend erfaßt hatte, in der 'Anthologie', in den Briefen an Reinwald und Körner; nun, da die ruhiger werdende Anschauung des Dichters, eben unter dem Einfluß von Körners Besonnenheit, den Ueberschwang abthat, da er sich den Idealen der Geniezeit entfremdete, in welchen die Gestalt des Prinzen wurzelte, fand er ihn auch der Freundschaft des Marquis nicht mehr würdig, er dämpfte den grenzenlosen Enthusiasmus brüderlicher Hingebung, und nicht die uneigennützige, herzliche Empfindung von Mensch zu Mensch — das politische Interesse zumeist sollte jetzt Posa an den Erben der spanischen Krone knüpfen. Als darum Karlos ihn 'Bruder seiner Seele' nennt, da fragt der Marquis der Karthäuserscene bedeutungsvoll: 'Weißt du denn so gewiß, ob nicht geheime Wünsche, nicht Furcht vielmehr und Eigennutz mich leiten?'; und von hier aus schrittweise nach vorwärts schreitend, hat nun der Dichter das Gefühl des Kosmopoliten in Posa, die Hingebung an die allgemeinen Ideen immer höher anwachsen lassen, bis zuletzt der Verfasser der 'Briefe über Don Karlos'

aus ihr, nicht mehr aus einer persönlichen Freundschaft, den Opfertod des Marquis abzuleiten versuchte:

Wem bracht' er dies Opfer?
Dem Knaben, meinem Sohn? Nimmermehr.
Ich glaub' es nicht. Für einen Knaben stirbt
Ein Posa nicht. Der Freundschaft arme Flamme
Füllt eines Posa Herz nicht aus. Das schlug
Der ganzen Menschheit — Seine Neigung war
Die Welt, mit allen kommenden Geschlechtern.

— in diesen Worten, sagt Schiller, 'legte ich mein eigenes Urtheil von dem Helden des Stückes nieder'; und ohne Weiteres nennt er also, von solcher Auffassung aus, Posa den Helden des Stückes.

Denn auf die Unreife des Karlos, auf den 'Knaben' in ihm, blickt er, eben weil die überwundene Anschauung eigener Entwicklung hier dem Dichter entgegentritt, voll Geringschätzung herab; und er empfindet Karlos gegenüber, wie er gegenüber Huber empfunden: 'Das Knabenjahr unseres Geistes wird jetzo aus sein. Laß uns weniger schwärmen und desto fruchtbarer handeln.' Jetzt erst wird Schiller die Scene ersonnen haben, welche in dem vollendeten Werk der geistige Mittelpunkt ist, Posas Erscheinen vor Philipp; und jetzt erst ersann er, den Marquis zu heben, eine ganze Reihe von charakterisirenden Zügen (welche zum Theil neue Widersprüche heraufführen): er machte ihn tapfer, uneigennützig, weise ohne Gleichen, er ließ ihn zum 'Erben einer Million', zum Malteserritter werden, ließ ihn gegen die Türken fechten und geheime Bündnisse schließen; und weil die Figur nicht von Anbeginn an war psychologisch erklärt worden, so trug er immer neues Detail im Verlauf des Stückes nach, und noch als Posa gefallen, erfahren wir von geheimnißvollen, weitgreifenden Plänen, welche die Gestalt immer gebietender emporsteigen lassen: spät erst, als der Marquis aus dem Drama geschieden, wird uns sein Handeln und Sein recht exponirt.

So, unter entscheidenden Aenderungen der ersten Intention, mannigfach stockend und gehemmt, führte Schiller sein Werk zu Ende; er schränkte den in der Thalia allzu reichlich fließenden Strom der

Jamben ein, milderte und nahm fort, was seinem gereiften Geschmack widerstrebte, das Bramarbasirende, das schwäbisch Ungebundene, und es geschah ihm dabei auch wohl, daß er, zugleich mit den Uebertreibungen des Sturmes und Dranges, echten Ausdruck der Leidenschaft und wogender Empfindung abschnitt; und er bekannte zuletzt, als das Gedicht vollendet dalag, daß er in 'der erstaunlichen Eile' des Abschlusses viele glückliche Ideen, manche Forderung seines besseren Gefühls hätte abweisen müssen: 'Der Karlos ist bereits schon überladen', schrieb er, 'und diese anderen Keime sollen mir schrecklich aufgehen in den Zeiten reifender Vollendung.'

II.

Wie der 'Karlos' geworden, war das eine Problem dieser Betrachtung; wie der 'Karlos' ist, lautet nun die Frage. Form und Gehalt des so zögernd entwickelten Dramas gilt es zu kennzeichnen.

'Don Karlos kann kein Theaterstück werden', hatte Schiller geschrieben, inmitten der Arbeit; und als er das fertige Werk den Lesern vorlegte, nannte er es, nach Lessings Vorbild: 'ein dramatisches Gedicht.' Nicht nur der äußere Umfang des Stückes, seine mehr als 6000 Verse — auch sein Gedankengehalt schien ihm durch den Versuch, politische Anschauungen, 'die bis jetzt nur das Eigenthum der Lehrbücher gewesen waren, in das Gebiet der schönen Künste hinüberzuziehen', gegen die Grenze des Bühnenmöglichen anzustoßen. Aber diese 'Grenzenverletzung' zu überwinden und dem Werke dennoch die künstlerische Form zu wahren, ist bewußt und unbewußt Schillers Streben geblieben; und so sehen wir denn in diesem 'Karlos', trotz pfälzischer Erfahrungen und sächsischer Eindrücke, trotz alles Hemmenden und Ablenkenden den echten Dramatiker sich von Neuem aufrichten: über die äußeren und die inneren Hinderungen triumphirt ein geborener Bühnendichter.

Aus der bunten Folge der Situationen, welche die Erzählung des Franzosen ihm geliefert, greift Schiller mit festem Griff die

kräftigſte heraus und läßt mit ihr die Tragödie ſich eröffnen: die häufig wiederkehrenden Begegnungen zwiſchen Eliſabeth und Karl mochte der Epiker uns ſchildern — der Dramatiker erhebt den Augenblick des Zuſammentreffens zu einem ſchickſalsvoll einzigen:

Die Welt kann hundertmal
Kann tauſendmal um ihre Pole treiben,
Eh' dieſe Gunſt der Zufall wiederholt.

Er läßt den Conflikt nicht vor uns erſt entſtehen, ſondern er zeigt den Knoten geſchürzt, ſchon im Beginn, und ſogleich das erſte Wort, welches der Held ſpricht, trifft in das Herz der Tragödie:

Mutter?
O Himmel gieb, daß ich es dem vergeſſe,
Der ſie zu meiner Mutter machte!

Wie die Liebe des Karlos zu Eliſabeth geworden, wie Philipp dem Bräutigam die Braut geraubt, alles das rückt Schiller in die Vorgeſchichte, und ſtellt uns vor die eine fruchtbarſte Situation unmittelbar hin: daß der Sohn die Gattin ſeines Vaters liebt. Der Conflikt liegt fertig da, als das Drama beginnt, hier ſo gut wie in 'Kabale und Liebe'; und wenn uns Shakeſpeare den Romeo zuerſt darſtellt, den Othello, den Macbeth, wie ſie das Schickſal ſich ſchaffen, an dem ſie ſcheitern, ſo zeigt uns Schiller weniger das Anwachſen tragiſcher Empfindung, als ihre Exploſion, er zeigt uns, ein Schüler von Sturm und Drang, die Leidenſchaft ſogleich auf ihrem Siedepunkt.

Ein in ſich geſchloſſener Bau, von Reiz und eigener Form, iſt der erſte Akt des Gedichts. Wir ſind in dem königlichen Garten zu Aranjuez, in einem beſtimmt angeſchauten ländlichen Orte, für welchen der Dichter die Localfarben aus dem Schwetzinger Park gewonnen hatte; und ſchnell offenbart ſich uns, mit mancherlei anſchaulichem Detail, in den lebendigen Scenen von Karlos und Domingo, von Karlos und Poſa, von Eliſabeth und den Hofdamen die Lage der Dinge: der Zwang der Convenienz, unter dem Eliſabeth, das Mißtrauen des Vaters, unter dem Karlos lebt, ſeine vor nichts zurückſchreckende Liebe und ſeine hingebende Freundſchaft für den Marquis. Gleich geht die

Handlung vorwärts zu dem Entſchluſſe einer Zuſammenkunft zwiſchen Karlos und Eliſabeth; auf den Plan folgt die raſche Ausführung, und der Bote tritt zurück vor dem Herrn. Alles drängt nun der Dichter in dieſe eine Scene zuſammen: das 'erſte Geſtändniß des Prinzen ſchildert er, ſeinen ſtürmenden Eigenwillen und ſein verzweifelndes Begehren; er ſetzt dem maaßlos Fordernden die ſchöne Sicherheit des Maaßes in Eliſabeth entgegen, dem von widerſtrebenden Gefühlen ruhelos Umgetriebenen die ſchlichte Ruhe unbeirrter Sittlichkeit; und den Triumph reiner Weiblichkeit ſtellt er dar, welche 'in Karlos alles Erſtorbene aufweckt, und auf ſein 'großes Amt' ihn begeiſternd weiſt: 'Eliſabeth war Ihre erſte Liebe, Ihre zweite ſei ‚Spanien.' Ein poetiſches Gegenbild zu Frau von Kalb ſcheint zumal hier zu ſprechen, und mit aller Hoheit der Seele ſchmückt Schiller die geliebte Geſtalt aus; ſein eigenes, ſtarkes Empfinden aber trägt er auf Karlos über: ein 'großes Amt', ſo fühlte auch er, harrt ſeiner, und hatte noch der Bauerbacher Dichter in romantiſchen Fluren der Liebe nur leben wollen, ſo ſtrebt nun der reifende Mann, ſelbſtſüchtige Neigung und allen Egoismus der Geniezeit zu überwinden, und der ganzen Menſchheit will er ſich zu eigen geben. Ohne Zweifel hat in ſolcher Stimmung Charlottens Wollen eine ſtarke Idealiſirung erfahren; und ſie jedenfalls würde nicht geſprochen haben, mit Eliſabeth: 'Wie gerne, guter Karl, will ich der beſſeren Geliebten weichen.'

Die Handlung ſtrebt weiter, unmittelbar als ein Abſchluß zwiſchen Eliſabeth und Karlos erreicht iſt: 'Der König!' ruft der aufhorchende Marquis, und Karlos enteilt und nimmt die Botſchaft aus den Niederlanden mit ſich. Philipp erſcheint, und auch hier trifft ſogleich das erſte Wort mitten in die Empfindung, welche den König beherrſcht: 'So allein Madame?' ruft er, und all das geheime Bangen des alternden Mannes um ſein junges Weib drängt in dieſen einen Ruf ſich zuſammen. Mit einer unwahrſcheinlichen Verkettung der Scenen kehren dann Karlos und Poſa, nachdem der Hof gegangen, auf den nämlichen Schauplatz zurück, den ſie eben geflohen; der Entſchluß, Flandern zu retten, iſt fertig in Karl, und mit dem begeiſternden Ausblick auf

ruhmvolle Thaten, in hingebendem Enthuſiasmus der Freundſchaft endet der Akt: ‘Arm in Arm mit dir, ſo fordr’ ich mein Jahrhundert in die Schranken.’

An das Reſultat des erſten Aufzuges kann nun der neue Akt ſogleich anknüpfen: Karlos ſteht vor Philipp, Flandern zu erbitten. Die ganze Handlung ſcheint offen vor uns zu liegen, wir kennen die Gegner des Helden und ſeine Freunde, ſein Verhältniß zum Vater, zur Mutter, zu Poſa; und die fortreißende Heftigkeit ſeines Pathos, dieſe gegen die königliche Kälte ſturmlaufende, unmittelbare Empfindung ſcheint den Erfolg ſich erzwingen zu wollen, bis das Gebot des Herrſchers alle Hoffnung abſchneidet: ‘Du bleibſt in Spanien, der Herzog geht nach Flandern.’ Aber überraſchend nicht nur für Karlos, überraſchend auch für den Zuſchauer hebt eine neue Handlung jetzt an: plötzlich, wie in der Novelle des Real, ſchiebt ſich die Intrigue der Prinzeſſin Eboli in die Fabel ein. Was Schiller der Vorlage hinzufügt, iſt nicht glücklich gefunden: daß Karlos einem Mißverſtändniß verfällt und zur Königin zu eilen meint, da er zur Prinzeſſin gelangt, iſt ein Luſtſpielmotiv von ſtets zweifelhafter Theaterwirkung; und nur durch eine erzwungene Wendung kann Karlos in der Handſchrift der einen die der andern zu erkennen glauben, da er doch als theuerſtes Andenken einen Brief von der Hand der Königin ſelbſt verwahrt:

Stets hab ich
Auf meinem Herzen ihn getragen. Mich
Von dieſem Brief zu trennen fällt mir ſchwer.

Aber der Gegenſatz der beiden weiblichen Geſtalten, der nur erkämpften Tugend in der Prinzeſſin und der natürlichen Sittlichkeit in Eliſabeth, welche ‘die ſchmale Mittelbahn des Schicklichen in angeborener ſtiller Glorie wandelt’, zog den Dichter an; und es reizte ihn, Karlos mitten zwiſchen ſie zu ſtellen, ſo wie er Ferdinand geſtellt hatte zwiſchen Louiſe und Lady Milford, und wie Leſſing und Goethe ihre Helden gezeigt hatten zwiſchen der ſanften Tugend der Emilia Galotti und Maria von Berlichingen und der feurigen Leidenſchaft der Orſina und Adelheid. In allen wechſelnden Farben konnte er nun Karlos ſchildern,

und der ſchauſpieleriſchen Darſtellung gab er die reichſte Aufgabe; die Schüchternheit des Jünglings vor dem ſeltſamen Abenteuer, und die unbeſonnene Leidenſchaft des Liebenden, die Feinheit des Hofmannes und die Würde des Prinzen — in jede Empfindung trifft der breite Schwung und die Prägnanz der Dichtung, und ihr Vers erreicht erſt jetzt letzte Rundung und ſtrahlende Wärme: der Ton des Poeten, in der glücklichen Stimmung der erſten ſächſiſchen Zeit, hebt ſich zu vollem Glanze, und die unberührte Friſche der neu gefundenen Sprache, dieſe ſchöne Miſchung von Natur und Stil reißt hin. In dem großen Monolog der verlaſſenen Prinzeſſin dann und in der Verſchwörungsſcene zwiſchen Alba, Domingo und der Eboli triumphirt die kluge Dialektik Schillers, und ſelbſt für die grobe Hofintrigue noch weiß ſein durchdringender Scharfſinn Intereſſe zu wecken: alles iſt feſt verknüpft in dieſen Scenen, alles angeſchaut, bis zu dem 'ſparſam erleuchteten' Zimmer hin, in welchem die Gegner Karls ihr dunkles Werk beginnen; und in das eben geſponnene Netz der Alba und Domingo greift die Entdeckung der Eboli, von der verbrecheriſchen Liebe des Prinzen, unmittelbar ein: 'Nun iſt alles reif', darf Domingo rufen, und das entſcheidende Complott iſt fertig. Nur daß König Philipp um die Prinzeſſin Eboli wirbt, iſt eine jener Vorausſetzungen, welche der Dichter mit theatraliſcher Raſchheit hinzuwerfen geneigt iſt, ohne vor ihrer Unwahrſcheinlichkeit Halt zu machen: daß der König, welchen er vor uns hinſtellt, der Philipp St. Reals nicht mehr iſt, dem galante Abenteuer zuzutrauen waren, vergißt er in ſolchem Augenblick; aber nur ausſprechen kann der Dichter dieſe Neigung, nicht ſie zeigen, denn das Bild ſeines Philipp würde er völlig entſtellen, wollte er ihn im Beiſammenſein mit der Prinzeſſin uns vorführen.

Dieſes Bild voll zu entfalten, iſt dem dritten Akt aufbehalten: dem König und dem Poſa gehört er, nicht dem Karlos, der auf der Höhe des Dramas völlig paſſiv erſcheint, ein machtlos Geſchobener. Der Aufzug zerfällt in zwei große Hälften, welche die charakteriſtiſch knappe Scene mit Medina Sidonia voneinander trennt: der erſte Theil zeigt den König im Banne der Intrigue und im Kampfe wider ſie, der

zweite Theil zeigt, wie er, den alten Vertrauten abgewandt, in Posa findet, um was er die Vorsehung gebeten: einen Menschen. Mit ergreifenden Accenten schildert der Dichter, mächtig der großen Empfindung und des starken Wortes, den inneren Widerstreit in Philipp, den einsamen Schmerz des Gekrönten, dem kein Helfer naht und dem es 'König! und wieder König!' entgegentönt, da er Wahrheit fordert und menschliche Theilnahme:

Ich schlage
An diesen Felsen und will Wasser, Wasser
Für meinen heißen Fieberdurst — er giebt
Mir glühend Gold.

Nicht mehr die jugendlichen Uebertreibungen der Thalia-Fragmente sprechen hier, die den Philipp ausmalten, fast nach der Art des Märchens, mit der Krone ewig auf dem Haupte und dem Königsmantel um die Schultern, und die mit Trompetenstößen den Herrscher künden ließen: 'Mich ruft mein königliches Amt. Es ist die höchste Zeit'; sondern in einfachen, starken Zügen schildert der Dichter fürstliche Größe und fürstlichen Schmerz, und gleich das kurze Selbstgespräch im Eingang des Aktes, da wir den ermattenden König, bei hereinbrechendem Morgen, im Anblick der geraubten Briefe finden, faßt die Situation energisch zusammen: 'So ist's erwiesen. Sie ist falsch.' Wieder gewinnt der Scharfsinn des Dichters, alles, was in ihm Verstand und durchdringendes Erwägen angeschauter Möglichkeiten ist, dem Hin und Her der Intrigue das Fesselndste und Beste ab; und die Schlauheit der Alba und Domingo scheint sich des Königs bemächtigen zu sollen, als grade ihre Uebertreibungen ihn zur Wahrheit zurückführen: alle Höflinge überragend, steht nun der König da, der das sorgsam aufgespannte Netz, Masche für Masche, Faden um Faden zerreißt, und in voller Größe tritt er den Verleumdern entgegen, in der Geberde des Herrschgewohnten:

Ich bin der Bogen, bildet ihr euch ein,
Den man nur spannen dürfe nach Gefallen? —
Noch hab ich meinen Willen auch — und wenn
Ich zweifeln soll, so laßt mich wenigstens
Bei euch den Anfang machen.

Die Figur, welche einſt dem Dichter in dunkelſten Farben erſchienen war, iſt ſo zu hoheitsvoller Würde emporgewachſen; und indem er das eigene, ſtarke Fühlen in die Geſtalt hineinwirft, indem er die ſpaniſche Starrheit erweicht durch deutſches Empfinden, weckt er die Theilnahme auf für fürſtliches Leiden. Eine urſprünglich gute, aber in den Gefahren des Königthums verhärtete Natur erſcheint Philipp nun: ‘Sie waren gut’, ſo ruft ihm Poſa zu, und Karlos ſpricht: ‘Er iſt nicht ohne Menſchlichkeit, mein Vater.’ Der Stuttgarter Poet hatte ſich in jener tyrannenfeindlichen Vorſtellung noch bewegt, welche den Großen dieſer Welt das Ende ihrer Herrlichkeit vorhält, welche ihnen das jüngſte Gericht drohend ausmalt und ſie darſtellt als die ‘gekrönten Thiere’, die wollüſtig ‘unter den Menſchen hinunterkriechen’; jetzt empfindet er, aus einem völlig andern Sinne heraus, daß Fürſten Menſchen ſind, und mit poetiſcher Antheilnahme ſchildert er das Sehnen der Großen nach Liebe, nach Freundſchaft und Herzenstreue, ſchildert er den Widerſpruch, in welchen der über das Menſchliche hinausſtrebende Hoheitstraum zu menſchlicher Gebrechlichkeit und Bedürftigkeit geräth. ‘Fürſten haben keinen Freund, können keinen Freund haben’, ſo hatte Leſſing geſprochen; und dieſes tief aus dem Geiſte der Zeit geſchöpfte Wort durchklingt nun, in allen Tonarten widerhallend, das Gedicht. Fürſten haben keine Eltern, ſo klagt Karlos, ſie ſind Waiſenkinder: ‘Ich weiß ja nicht, was Vater heißt, ich bin ein Fürſtenknabe.’ Und ſelbſt Poſa zweifelt, ob der Karlos, welcher den Thron beſteigt, ihm noch Freund ſein, noch Freund bleiben kann:

Ein ungeheurer Spalt
Reißt vom Geſchlecht der Sterblichen ihn los,
Und Gott iſt heut, wer geſtern Menſch noch war.

Dem Sohne aber, der ihm zum erſten Male liebend naht, und dem es graut, ‘auf einem Thron allein zu ſein’, erwidert der König mit ſtiller Trauer: ‘Ich bin allein’; und es wird nun die Aufgabe des Dichters, dieſe furchtbare königliche Einſamkeit zu ſchildern in

dramatiſch bewegter Scenenfolge, und aus ihr heraus den entſcheidenden Umſchlag in der Tragödie zu entwickeln.

Die Rathgeber, welche Philipps Thron umſtanden haben bis nun, ſind in ihrer eigennützigen Kleinheit erkannt; ein neuer Menſch wird gefordert, der dem Herrſcher Wahrheit bringt, und mit einer ſchnellen Wendung, wie der Dichter ſie liebt, findet der König, den er ſucht, in Karlos' Freunde: den Marquis Poſa nennt ihm ſeine Tafel, Marquis Poſa ſoll kommen. Ein plötzlicher Einfall ſcheint hier zu wirken, welcher die in rechter Mitte des Dramas ſtockende Handlung wieder in Bewegung ſetzt: ſo hatte in den 'Räubern', auf der Höhe des Schauſpiels gleichfalls, ein zufällig ausgeſprochenes Wort, der Name: Amalia! der von Koſinskys Lippen fällt, den ganzen Verlauf der Fabel beſtimmt. Und wie dort die in zwei Gruppen bewegte Handlung ſich nun erſt enger zuſammenknüpft, ſo knüpft auch hier die nachträgliche Erfindung alle Fäden feſter: 'in Poſa', ſagt Schiller ſelbſt in den Briefen über Don Karlos, 'drängt ſich das bisher getrennte Intereſſe nun zuſammen.'

Schiller folgte dem Vorbilde Leſſings, als er den Marquis vor König Philipp treten ließ: wie der ſpaniſche Herrſcher den Poſa ruft, ſo hatte Leſſings Sultan den weiſen Nathan herbeigerufen, unerwartet. Von dem näheren Ziele der Unterredung fort war man ins Allgemeine aufgeſtiegen, hier wie dort: Rath und Hilfe in der Noth des Augenblicks hatte Saladin, hatte Philipp fordern wollen, aber um Toleranz, um Gedankenfreiheit geht die Rede mit weit ausgreifendem Schritt, und ſpät erſt kehrt ſie zu der Forderung des Tages zurück. Auch in der Form zeigen dieſe beiden Scenen ſich verwandt, welche den geiſtigen Mittelpunkt der Dichtungen bedeuten; und wie der 'Karlos' im Ganzen für den Bau ſeines Verſes dem Vorbilde des 'Nathan' verpflichtet war (nur daß der oft zerhackte Jambus Leſſings nun zum volleren, gleichmäßigen Strome wird), wie manche Wendungen im Einzelnen und die Technik des Dialoges an 'Nathan' anknüpfen, ſo ſcheint zumal hier der Einfluß jenes Muſters unverkennbar. Ein Monolog des vor den Thron Gerufenen geht der entſcheidenden

Unterredung vorher, bei Leſſing, wie bei Schiller, ein Monolog, in welchem Nathan und Poſa aus dem Zweifel, was zu thun ſei, zur beruhigten Gewißheit gelangen: ‘Er kömmt. Er komme nur!’ ruft Nathan, ‘In dieſem Glauben will ich handeln’, ruft Poſa gefaßt. Was die Herrſcher fordern, iſt das Nämliche, hier wie dort: ‘er will Wahrheit! Wahrheit’, ſagt Nathan, ‘war es nicht Wahrheit, was ich wollte’, fragt Philipp; und hingeriſſen von dem mächtigen Wort des Redenden, ſtehen König und Sultan gewonnen, beſiegt da: ‘Geh! Geh! — Aber ſei mein Freund’, ruft Saladin, und Philipp verkündet höchſte Huld: ‘Der Ritter wird künftig ungemeldet vorgelaſſen.’

Aber Leſſing ſtand am Ende ſeines Lebens, als er ſein Gedicht ſchuf, und die reife Weisheit des Mannes ſpricht Nathan aus; ein Abbild jugendlich feurigen Begehrens iſt Schillers Held, und über die poetiſchen und die hiſtoriſchen Möglichkeiten ſteigt er kühn empor. Und Leſſings Wollen verbleibt auf religiöſem Gebiet, wo Schillers kühnere Tendenz die ganze Weite der politiſchen Welt umfaßt: am Vorabend der franzöſiſchen Revolution fordert er Gedankenfreiheit, und das Bekenntniß ſeines Helden leitet das Wort ein: ‘Ich kann nicht Fürſtendiener ſein.’ Philipp und Poſa und ſechzehntes Jahrhundert ſcheinen zurückzutreten, und nur als Mittel zu gelten für den Zweck: den tiefſten Wünſchen der Zeit das dichteriſche Wort zu finden.

In der nächtlichen Abſchiedsſtunde zu Mannheim hatten ſich Schillers Zukunftspläne bis zu dem Bilde einer hohen Wirkſamkeit im Staatsdienſt emporgeſchwungen: erſt wenn er Miniſter geworden, ſollte Streicher von ihm wiederum hören. Das war empfunden, in der Erregung des Augenblicks, wie aus dem Geiſte Poſas: ‘Ich führe ſeine Siegel, und ſeine Alba ſind nicht mehr’; das war ein Gedanke, ganz aus dem Geiſte deutſcher Gegenwart heraus: einen Fürſten zu gewinnen, durch die Macht der Wahrheit und Beredſamkeit, für alle Güter der Cultur, für Freiheit und Recht und Gleichheit der Stände. Das unumſchränkte Herrſcherthum, als es ſich erhob zu der Vorſtellung des aufgeklärten Deſpoten, hatte ſolches Ideal den Deutſchen entſtehen

laſſen; und der Philoſoph auf dem Throne, Friedrich der Zweite, der in einem langen ruhmreichen Leben dem Intereſſe des Staates nur gedient, die edlen Männer Karl Friedrich von Baden und Wilhelm von Lippe, die in ihrem engen Kreiſe für beſſere Zeiten gewirkt, ſchienen als die lebendigen Vorbilder neuen Fürſtenthums im Reiche nun dazuſtehen. Man ſchrieb Abhandlungen, wie die Herrſcher zu erziehen ſeien, und Wieland, weil er einen 'goldenen Spiegel' der Fürſtentugend geliefert, ward in der That zum Weimariſchen 'Prinzenerzieher' erwählt; was ſein weiſer Daniſchmende am jugendlichen Tiſan geleiſtet, das ſollte nun er im Leben leiſten. Goethe aber, das bewunderte Vorbild der deutſchen Poeten, ſtieg auf zum Miniſter. Die Großen und die Kleinen, die echten und die nachgemachten Genies waren in ſolchen Vorſtellungen einig; und wenn einſt Herder ſich gewünſcht: 'ein Wort ans Ohr der Kaiſerin von Rußland zu bekommen', wenn er Geſetzgeber und Bildner des ungeheuren Czarenreiches ſich träumte, da er auf weiter See dahinfuhr, ſo ſollte an der Wende des Jahrhunderts noch dem ſtaunenden Dichter des 'Karlos' ein namenloſer Student, 'ein ſonderbares Original von einem moraliſch-politiſchen Enthuſiaſten', verwandte, kühne Pläne vortragen: das Vertrauen eines deutſchen Fürſten wollte ſich Johann Baptiſt Lacher aus Kempten unweigerlich erwerben, eines Fürſten, der dann entweder auf ſeine Abſichten eingehen müſſe, oder den er zu ſo falſchen Maßregeln verleiten wolle, daß das Volk zur Selbſtrache ſchreite. Und wie die Einzelnen, ſo ſtrebten die geheimen Geſellſchaften nach verwandten Zielen, und Schiller ſelbſt ſchrieb: 'Ich bin weder I(lluminat) noch M(aurer), aber wenn beide Verbrüderungen einen moraliſchen Zweck mit einander gemein haben, und wenn dieſer Zweck für die menſchliche Geſellſchaft der wichtigſte iſt, ſo muß er mit demjenigen, den Marquis Poſa ſich vorſetzte, ſehr nahe verwandt ſein.' Es begreift ſich von hier aus gut, wenn Schiller den Poſa ſelbſt jetzt zum Mitglied eines Ordens erhob, zum Malteſerritter.

Indem aber Schiller dieſe in deutſchen Köpfen unruhig wogenden Gedanken, von einem erhofften ſocialen Vollkommenheitszuſtande

von einer goldenen Zeit erfüllter Ideale und freien Seins, im Bilde nun aufgriff und gestaltete, that er den bedeutsamsten Schritt, die Vorstellungen seiner Jugend zu überwinden: nicht mehr Kritik des Bestehenden spricht er aus, sondern er gelangt dazu, die positiven Forderungen der Zukunft zu formuliren. Aus dem Zusammenprall zwischen den idealen Anschauungen, die er tief in seiner Seele trug, und der Wirklichkeit, die er klein und niedrig fand, waren seine Jugendwerke hervorgegangen: so hoffnungslos war dem Dichter des Karl Moor die deutsche Welt erschienen, daß er seinen Helden einzig in die verzweifelte Selbsthilfe zu stoßen vermochte; so trüb war dem Dichter des 'Fiesko' die Vergangenheit erschienen, daß er das erstrebte Neue elend zu Grunde gehen und das abgelebte Alte wiederum Macht gewinnen ließ; und so bitter hatte der Dichter von 'Kabale und Liebe' noch die Gegenwart seines Volkes angeschaut, daß er einzig den Zusammenbruch des Bestehenden schilderte, einzig die Verrottung und die Krankheit, nicht die Aussicht auf Genesung. Jetzt zuerst wandelt sich der Satiriker um in einen enthusiastischen Propheten besserer Zeiten; er zeigt in Karlos und in Posa Gedanken mächtig, welche die Welt neu gestalten werden; und wenn er auch ihre Träger unterliegen läßt in diesem Kampfe, — die fortreißende Gewalt der Ideen bezeugt er dennoch, für welche Posa in den Tod geht, welche Karlos zum Manne reifen, und an ihren endlichen Sieg läßt sein begeistertes Wort uns glauben:

Er mache das Traumbild wahr,
Das kühne Traumbild eines neuen Staates.
Er lege die erste Hand an diesen rohen Stein.
Ob er vollende oder unterliege. —
Wenn Jahrhunderte dahin geflohen, wird
Die Vorsicht einen Fürstensohn, wie er
Auf einem Thron, wie seiner, wiederholen,
Und ihren neuen Liebling mit derselben
Begeisterung entzünden.

'Alle Grundsätze und Lieblingsgefühle des Marquis', so sagt Schiller in den Briefen über Karlos, als es gilt Posas Wesen zu

kennzeichnen, 'drehen ſich um republikaniſche Tugend.' Das iſt, wie manches in den Briefen, nicht präcis genug geſagt, der Dichter, der ſich dem Werk nach eigenem Geſtändniß entwachſen fühlt, bezeichnet ſeine Intentionen oft nur ungenau, und in entſcheidenden Punkten haben ſie ſich ihm gar völlig verſchoben. Näher beſtimmt, geht Poſas Bekenntniß: daß er nicht Fürſtendiener ſein kann, vielmehr von dem Gegenſatz zwiſchen dem Herrſcherthum im Geiſte Ludwig des Vierzehnten und dem in Friedrichs Geiſte aus: jenes ſtellt ſich im König Philipp dar, für dieſes, nur freier geformt und blühender entwickelt, ſpricht Poſa. Wie Ludwig der Vierzehnte, wie jener Herzog Karl, deſſen Wille über der Jugend des Dichters geſchaltet, bekennt ſich auch Schillers Philipp zu dem Glauben: der Staat bin ich; Poſa aber kämpft mit Feuerzungen für den Herrſcher, der ſich den erſten Diener des Staates nennt: ehemals, ſo ruft Poſa (in einer charakteriſtiſchen, ſpäter getilgten Stelle)

Gab's einen Herrn, weil ihn Geſetze brauchten,
Jetzt giebts Geſetze, weil der Herr ſie braucht.

Alle weiter gehenden Forderungen, alle 'republikaniſchen' oder conſtitutionellen Ideale meidet er.

Wann freilich dies Ehemals geweſen, welches der Marquis wie mit Rouſſeauſchen Accenten ſchildert, von einer vergangenen, goldenen Zeit träumend, das ſagt uns der über die hiſtoriſche Realität fortdringende Dichter nicht; vielmehr läßt er dem König das Zugeſtändniß ausdrücklich werden: 'So überkamen Sie die Welt. So ward Sie Ihrem großen Vater überliefert', und hebt damit ſelbſt das eben erſt Ausgeſprochene wieder auf. Und wie ihn hier ſein ins Weite ſtrebendes Pathos in Widerſprüche verwickelt, ſo hat ſich ihm auch ſonſt, über der idealen Tendenz der Scene, ihre Stellung in der Oeconomie des Dramas verſchoben, und weder hiſtoriſch noch politiſch wird ſie feſt genug begründet: wie der Marquis, durch welche Bildungsbedingungen und Erlebniſſe, dieſe vorgeſchrittenen Anſchauungen inmitten der katholiſchen Welt gewann, erfahren wir nicht; und erſtaunt hören wir

den vertrauten Freund des Karlos auf die Frage des Königs: 'Bin ich der Erſte, der euch von dieſer Seite kennt', ohne Zögern erwidern: 'Von dieſer — ja!' Schärfer noch iſt der Widerſpruch, in welchem die Verſicherung des Marquis:

Die lächerliche Wuth der Neuerung
Wird mein Blut nie erhitzen. Das Jahrhundert
Iſt meinem Ideal nicht reif. Ich lebe
Ein Bürger derer, die da kommen werden

zu der kurz vorher, in der Karthäuſerſcene, von Poſa geplanten Rebellion Karls gegen ſeinen Vater ſteht, für die dann der weitere Verlauf des Gedichts die Ausführung liefert: überall reißt der allgemeine Gedankengehalt der Scenen den Dichter über die realen Vorausſetzungen des Dramas hinweg, und eine kühne Rhetorik legt ſich mit prächtigem Faltenwurf über die im Urſprung individuell angeſchaute Geſtalt. Der Poſa, welchen Schiller vor ſich ſah, als er die Scene zuerſt fand, mochte dem Fiesko noch verwandt ſein, als ein genialer, mit allen Mitteln der politiſchen Intrigue einem hohen Zweck zuſtrebender Held; auch hier konnte das deutſche Leben Vorbilder geben, in jenen Illuminaten etwa, welche ihre aufkläreriſchen Ziele mit ſtark jeſuitiſchen Mitteln ſcrupellos anſtrebten. Als ein dem Größten zugewandter Neuerer ſtand Poſa nun da, welcher vor dem Herrſcher allein ſein ſtolzes Wollen ausſprach:

Mein Herz iſt voll — der Reiz
Zu mächtig, vor dem Einzigen zu ſtehen,
Dem ich es öffnen möchte;

als der Mann genialer Selbſtbeherrſchung ſtand er da, der auch im Augenblick enthuſiaſtiſcher Hingabe ſein letztes Wort nicht ſpricht, und der mit einer Miſchung von idealer Größe und diplomatiſcher Zurückhaltung, mit einer aus Schillers eigener Seele entſtammenden Miſchung von warmer Offenheit und ſchwäbiſcher Klugheit die Situation ergreift und beherrſcht. 'Was Schiller in ſeinem Poſa dichtete', ſagt Caroline Wolzogen, 'hätte er ſein können.'

Allein dieſe realiſtiſchen Züge werden im Verlauf der Scene überſpült und fortgeſchwemmt von dem mächtigen rhetoriſchen Strome, welcher alles in ſich aufnimmt, Forderungen und Wünſche, die das Denken der Zeit bewegen; und nicht die concrete Figur, die Schiller zuerſt ſah — der abſtracte Freiheitsheld mit ſeinem glühend fortreißenden Pathos ward die Lieblingsgeſtalt der Deutſchen.

Die Schwächen des Gedichts, die im dritten Akte anhoben, treten, wie ſtets im Drama, mit dem vierten Akt noch deutlicher hervor. Gleich die erſte Scene giebt uns Schwierigkeiten: 'Der Schlüſſel fand ſich alſo nicht', ſo beginnt die Königin, und nur mühſam entſinnen wir uns noch des Diebſtahls der Eboli: zu vieles und zu ſchwerwiegendes hat der Dichter dazwiſchengeſchoben. Wird hier mit einer gewiſſen Shakeſpeariſchen Völligkeit auch die Entwicklung in den Mitſpielern offenbart, der Zuſtand der Prinzeſſin nach dem Diebſtahl, die auflauernde Vermuthung der rivaliſirenden Damen, ſo bringt dagegen die Scene des als Philipps Geſandter eintretenden Poſa eine plötzliche, abrupte Wendung: ſie zeigt eine nahe Vertrautheit zwiſchen dem Marquis und der Königin, eine Wärme gegenſeitiger Neigung, von welcher das erſte Zuſammentreffen im Parke von Aranjuez nichts gewußt: einen 'Engel' darf Poſa die Königin jetzt nennen, und an ſeinem perſönlichen Wollen und Sein nimmt Eliſabeth den unmittelbarſten Antheil:

Sie ſind
Der Träumer nicht, der etwas unternähme
Was nicht geendigt werden kann....
Daran erkenn' ich Sie.

Und auf den kühnen Plan der Rebellion, den er ihr vorträgt, geht ſie unbedenklich ein, ob ihn gleich Poſa ſelbſt 'verwegen, wie Verzweiflung' nennt: 'Die Idee iſt groß und ſchön — der Prinz muß handeln.' Wie er zum Philipp nun ſteht, vertraut aber Poſa der Königin nicht an, er verſchweigt ſeine tieferen Pläne ihr, wie er ſie dem Prinzen verſchweigt — und eben hier fließt die Kataſtrophe des Dramas aus, eben hier liegt der bedrohteſte Punkt der ganzen Entwicklung.

Aus der gefahrvollen Stellung Posas zwischen Vater und Sohn sein Schicksal abzuleiten, war an sich ein echt tragisches Motiv: gegen keinen konnte der Marquis völlig wahr sein, und was ihm zum Heile schien, das unerwartete Vertrauen, das ihm Philipp schenkt, grade das mochte sein Unheil werden. In einer exponirten Lage, wo auch der Redlichste strauchelt, sah sich Posa ohne sein Zuthun nun plötzlich, zwischen feindlichen Mächten, welche jede für sich seinen Antheil fordern, ungetheilt, ohne Rückhalt; umstellt von Lauschern und Neidern, auf dem gefährlichen Boden des spanischen Hofes sah er sich, und mochte das Loos des Mittlers, ins Tragische gewendet, an seinem Theile nun erfahren. Aber diese Intention mit zwingender Einfachheit auszugestalten, ist dem Dichter nicht geglückt, und in einer wirbelnden, sich überstürzenden Scenenreihe häuft seine ermattende Erfindung Gewaltsamkeit auf Gewaltsamkeit: wie in früherer Zeit, giebt er an Stelle von Charakterentwicklungen 'Kabalen' und Zufälle. Sehr glücklich zwar wird das Mißtrauen des Karlos durch einen jener wohlmeinenden Warner geweckt, die in gespannten Situationen die Gefahr zu vermehren pflegen: Graf Lermas freundschaftliche Zuneigung ist es, die den ersten Argwohn des Prinzen aufrührt. Aber voller Seltsamkeit, als gelte es Karlos' Zweifel absichtlich hervorzurufen, ist das Betragen des Marquis nun: er steht dem Fragenden über die Audienz beim Philipp nicht Rede, er zeigt eine plötzliche Sicherheit, die den Prinzen in Erstaunen setzt, und verlangt als stärksten Vertrauensbeweis die Brieftasche des Karlos. Erst als Karlos dann durch Lermas erneute Warnung erfährt, daß diese Brieftasche in Philipps Händen ist, und daß Posa des Königs Siegel führt, wird sein Zweifel lauter: 'Und mir verschwieg er', spricht er in tiefem Grübeln, 'Warum verschwieg er mir?' Auch der Hörer, weil der Zusammenhang der Intrigue ihm zu entwischen droht, sucht vergebens nach den Gründen, die Posas Handeln bestimmen; was der Marquis im Selbstgespräch gefragt:

Warum
Dem Schlafenden die Wetterwolke zeigen,
Die über seinem Scheitel hängt? — Genug,

Daß ich ſie ſtill an dir vorüber führe,
Und wenn du aufwachſt, heller Himmel iſt

— ſcheint ihm mehr verwegen als klug, und erſtaunt ſieht er den Freund des Prinzen einen geheimen Verhaftsbefehl für Karlos fordern, deſſen Zweck nicht zu erkennen iſt. Immer überraſchender wird nun der Gang der Fabel, Karlos wendet ſich zur Eboli zurück, und begehrt mit einer ſtürmiſchen Haſt, für die wir keine giltige Erklärung empfangen, 'zwei Worte mit ſeiner Mutter zu ſprechen'; Poſa findet, wir wiſſen nicht wie, Karlos grade in dieſem Augenblicke bei der Prinzeſſin auf, und ſtatt, wie ſo oft, ſeine unbegrenzte geiſtige Macht über den Prinzen zu brauchen, ſchreitet er, in dem unbeſtimmten Gefühl nur, etwas Schreckliches verhüten zu müſſen, das er doch näher nicht kennt, zu dem folgenſchwerſten Entſchluſſe: der Verhaftung des Karlos; und nachdem er noch mit einer völlig theatraliſchen Wendung, den Dolch in der Hand, das Leben der Eboli bedroht hat, geht er mit einer geheimnißvollen Andeutung ab, welche den Zuſchauer vor neue Räthſel ſtellt: 'Gott ſei gelobt! Noch giebt's ein andres Mittel!' Schiller ſelbſt, als er in den Briefen über Don Karlos alles erſchöpft hatte, was zu Gunſten dieſer Erfindung zu ſagen war, wußte Poſas Handeln nicht beſſer zu begründen, als durch die Erwägung, daß der Marquis 'nicht mehr Meiſter ſeiner Gedankenreihe iſt', und daß er 'den richtigen Gebrauch ſeiner Urtheilskraft verloren hat'. Eine Motivirung, welche offenbar keine Motivirung iſt; denn einen Helden, welcher den Gebrauch ſeiner Urtheilskraft verloren hat, das heißt, welcher im Wahnſinn handelt, duldet das Drama nur, wenn er dem Hörer in ſeinem Zuſtande völlig deutlich geworden: wir können Lear und Ophelia folgen, dem Poſa des vierten Aktes nicht.

Auch die Scene, welche an die Verhaftung des Karlos ſich anſchließt, bringt keine völlige Aufklärung: ſelbſt der Königin geſteht der Marquis ſeine letzte Abſicht nicht, er weiſt ſie an, den Plan der Rebellion in Karlos zu ſtärken, er ſpricht kurzweg aus, daß er die ſo klug eingeleitete Eroberung des Königs aufgegeben: 'Was kann ich auch dem König ſein? In dieſem ſtarren Boden blüht

keine meiner Rosen mehr', — aber nur in halben Worten, in 'fürchterlichen Räthseln' deutet er es an, daß er das Spiel verloren, und daß ihm recht geschehen:

Denn wer,
Wer hieß auf einen zweifelhaften Wurf
Mich alles setzen? Alles? so verwegen,
So zuversichtlich mit dem Himmel spielen?
O, es ist billig!

Und auch in halben Worten nur spricht er aus, was dieser Scene ihr Eigenstes giebt und was, weil es unbestimmt mitschwingt in Obertönen, nicht von allen Hörern vernommen wird: Posas Liebe zur Königin.

Erst inmitten der Arbeit scheint dem Dichter dieser Einfall gekommen zu sein, zu dem die Andeutungen bei St. Real führen konnten: und wie in der ganzen, weiten Handlung des Dramas Liebe und Staatsaction sich vermischten, wie die Gestalten der Elisabeth und der Eboli in die Fabel fort und fort eingriffen, so gewannen sie nun auch über Posa Macht, und sein abstractes Freiheitspathos selbst ward gekreuzt durch die allbeherrschende Liebe. Das spät erfaßte Motiv erhielt in der Eile des Abschlusses nur unvollkommene Form: 'Jetzt fängt es an sehr interessant zu werden', schrieb Schiller an Körner, den 30. December 1786, als er 'mitten in der letzten Scene des Marquis mit der Königin' stand, aber er zweifelte, ob die Ausführung nicht unter, tief unter seinem Ideale bleiben werde: 'Noch habe ich keinen Pulsschlag dieser Empfindungen, von denen ich eigentlich bei dieser Arbeit durchdrungen sein sollte. Dein Herz wird kalt bleiben, wo Du die höchste Rührung erwartet hättest. Hier und da ein Funken unter der Asche, und das ist alles.' Solche Funken unter der Asche, solche Andeutungen verhaltener Empfindung liegen etwa in den vorwurfsvollen Worten der Königin zum Posa: 'Warum haben Sie mir das gethan? . . . Mögen tausend Herzen brechen, was kümmert Sie's?'; und mit deutlicherem Hinweis läßt die Theaterbearbeitung in Prosa den Marquis aus der liebenden Klage der Königin ihr Gefühl

erkennen: 'tief erſchüttert, die Hand vor der Stirne' ruft er aus: 'Was entdeck' ich? Entſetzliches Schickſal? Darauf war ich nicht gefaßt!' Und mit ſtärkerer Wirkung folgt nun auf dieſes Wort unmittelbar der Schluß der Scene:

> Königin. Gehn Sie! Ich ſchätze keinen Mann mehr!
> Marquis (fällt vor ihr nieder, faßt ihre Hand mit einer fürchterlichen Bewegung) Königin! — Himmel! das Leben iſt doch ſchön! (ſpringt auf und ſtürzt aus dem Zimmer. Königin eilt in ihr Kabinet).

Schon die Zeitgenoſſen haben die Abſicht dieſer Scene verkannt, und als Schiller Gotter in Weimar auf den tieferen Sinn hinwies, glaubte Gotter mit Recht in der Ueberfülle der Motive einen dramatiſchen Fehler zu erkennen: 'Er erwähnte die Scene nur inſofern,' berichtet Schiller, 'als er ſagte, es verdrieße ihn, daß die Königin den Marquis um ſeines Opfers willen tadle. Als ich ihn auf die wahre Urſache aufmerkſam machen wollte, zeigte ſich, daß er nichts davon geahnt hatte. Er verwarf es aber ganz, was ich damit wollte. . . . Auch Charlotte verſtand nicht gleich, was ich mit dem Ausgang der Scene wollte.' Auch Charlotte verſtand es nicht — und doch hatte der Dichter, nach eigenem Geſtändniß, gewiſſe Stellen im Stück auf ſie 'gleichſam berechnet'; weil Poſa, nicht Karlos, Schillers individuelles Fühlen nun ausſprach, ſo mußte auch er, der Marquis, zu Eliſabeth, Charlottens Abbild, in entſagender Liebe aufblicken; Eliſabeth aber klagte, wie Frau von Kalb in Mannheim, da Schiller den Weg ſeines Ruhmes ziehen wollte: 'Sie haben nur um Bewunderung gebuhlt.'

Nach dem durch gewaltſame und unklare Motive geſchädigten vierten Akt bringt der fünfte Aufzug noch einmal gewaltige Höhepunkte der Dichtung und volle tragiſche Klarheit. In freier Ausſprache mit dem Infanten deckt Poſa alles Vergangene, ſeinen Irrthum und ſeine Sühne, endlich auf, und während noch Karlos neue Hoffnung zu wecken wagt, durchfährt ſchon die mörderiſche Kugel die Luft, welche Poſas Leben endet. Und ſo rückt nun Karlos' Geſtalt wiederum

beherrſchend in den Vordergrund, groß und maaßlos im Schmerz, mit erſchütternder Klage auf den Mörder eindringend; in das Herz des Königs zielt mit feuriger Rede der Held, der vor dem Leichnam des Geliebteſten wie über alle irdiſche Rückſicht erhaben ſcheint, Richter und Rächer zugleich:

Natur?
Ich weiß von keiner. Mord iſt jetzt die Loſung.
Der Menſchheit Bande ſind entzwei ... Morden Sie
Mich auch, wie Sie den Edelſten gemordet.
Mein Leben iſt verwirkt. Ich weiß. Was iſt
Mir jetzt das Leben? Hier entſag ich allem,
Was mich auf dieſer Welt erwartet. Suchen
Sie unter Fremdlingen ſich einen Sohn —
Da liegen meine Reiche.

So, mit echten Sturm- und Drangtönen, erhebt ſich die Dichtung zu voller Größe wieder, und auch wo Uebertreibungen des Affectes über die Wahrheit der Situation hinwegeilen, bleibt die theatraliſche Wucht der Scene ungemindert. Wie dann der Rückſchlag der finſtern That den König in die tyranniſche Starrheit für alle Zeiten völlig hineintreibt, ſtellt der Dichter mit echt tragiſcher Wirkung in der folgenden Scene dar, und ſchildert knapp und mächtig, wie das noch menſchlich bewegte Empfinden des Herrſchers ſeinen Meiſter findet an der unperſönlichen, unentrinnbaren Macht der Kirche. Plötzlich, überraſchend und groß, richtet ſich hinter und über dem abſoluten Königthum der Katholicismus ſelber auf, in der Figur des blinden Großinquiſitors, zu dem die Menſchlichkeit in keinerlei Geſtalt den Weg mehr findet: allen irdiſchen Rückſichten erſtorben, einzig den Sieg der finſtern Idee erſinnend, ſteht er da, jedem Einwand gerüſtet:

König. Es iſt mein einziger Sohn. — Wem hab ich geſammelt?
Großinquiſitor. Der Verweſung lieber als der Freiheit.

So viel eindringlicher in der Poeſie ſachliche Darſtellung iſt, als tendenziöſe Rhetorik, um ſo viel höher ſteht die Wirkung dieſer großartigen Scene über den ſchwungvollen Tiraden der Mannheimer Zeit,

welche mit directer, subjectiver Polemik gegen den Katholicismus noch anstürmen.

Die kurze Scene des Karlos bei Elisabeth endigt das Stück; sie zumeist zeigt die Eile des Abschlusses und stellt mit einer etwas abstract-programmmäßigen Wendung den Umschwung in dem Infanten hin: wie ein Traum, so muß Karlos bekennen, liegt das Vergangene hinter ihm, der Liebe zur Königin und allem Irdischen ist er abgestorben, geläutert durch das große Erlebniß, und nur dem Vermächtniß des Geschiedenen gilt noch sein Dasein:

Ein reiner Feuer hat mein Wesen
Geläutert. Meine Leidenschaft wohnt in den Gräbern.

Und so hat sich denn, mit einem echt Schillerschen Contraste, das Verhältniß des Karlos zur Königin jetzt umgekehrt: in der ersten Begegnung blickte der Prinz ehrfurchtsvoll zur Königin auf, in der letzten Begegnung bekennt Elisabeth staunend:

Ich darf mich nicht
Empor zu dieser Männergröße wagen;
Doch fassen und bewundern kann ich Sie.

Knapp und epigrammatisch spitz, wie der Dichter es liebt, ist nun nach all dem breiten Pathos der Schluß des Dramas, des Königs Eingreifen und Karlos' Auslieferung an die Inquisition: 'Kardinal, ich habe das Meinige gethan. Thun Sie das Ihre.'

Die herrschenden Gestalten in diesem großartigen Akte sind Karlos und Philipp, nicht Posa: auf den 'beiden Hauptcharakteren', welche der Dichter im Beginn seiner Arbeit gesehen, nicht auf demjenigen, welcher im weiteren Verlauf sein Interesse hinnahm, ruht die tiefste Wirkung der Tragödie. Die Untreue, welche der Dichter gegen seinen Helden beging, Posa zu Liebe, hat sich, sofern die Plastik der Gestalten in Rede ist, nicht belohnt; und diese jüngste Figur des Dramas beginnt uns Heutigen, weil sie in schwindenden Tendenzen der Zeit mehr, als in poetischer Anschauung gründet, in ihrer Wirkung zu verblassen. Sie war es, die Schillers festen Plan verrückte, und

den Bau des vierten Aktes umwarf; und wir erkennen es gut, wenn wir auf die Quelle des Dichters noch einmal zurückblicken, wie der schwere Schaden in diesem Organismus entstanden ist. In den überlieferten Figuren, in Karlos und Philipp, ist die sichere Größe des Werkes, sie, die der überbeweglichen Empfindung des Dichters und seiner reichlich combinirenden Phantasie Schranken setzten, sind grade in der Mischung von Gegebenem und frei Gefundenem zu voller poetischer Wahrheit erwachsen. Für Posa dagegen war das Entscheidende: sein Untergang, erst von Schiller zu erfinden, und hier sahen wir ihn von Anfang an der Anschauung und des festen Bildes beraubt: daß der Marquis einen Opfertod sterben soll, deutete schon der erste Entwurf an, und immer mehr im Fortgang der Arbeit erschien der Tod für einen Freund und für eine edle Sache zugleich dem Dichter als herrlichste That; allein die Schwierigkeit, dies nur Geplante zu einem innerlich Nothwendigen zu erheben, besiegte er nicht, und alle Gewaltsamkeiten des Stückes und seine gezwungenen Motive entstammen von hier. Zugleich aber entstammen von hier jene über das Poetische hinausdrängenden, unmittelbaren Wirkungen des Gedichts, welche durch ein Jahrhundert seinen Ruhm ausgemacht haben, und welche bis in unsere Zeit hinein, in der Dichtung und im Leben, auf der Tribüne und im politischen Kampf, Posas Gestalt als Typus und Muster fortleben ließen. Die Einheit des Kunstwerkes zwar ward so getrübt, aber seine Macht und Geltung für die deutsche Cultur ward erhöht; und wenn Schiller selbst es als ein 'Unglück' empfand, daß er noch im Fortschreiten sei und inmitten der Arbeit sich verändere, so schließt doch jenes Unglück einen echten Gewinn ein, welchen der im Künstlerischen strenger beharrende Geist verfehlt hätte.

Eine Fülle dramatischer Wirkungen war in dem so beschaffenen Werk vereinigt; aber die ersten Versuche, es der Bühne zu gewinnen, brachten kein volles Gelingen, wie bedingungslos auch Schiller dem Theater seiner Zeit entgegengekommen war. Ohne Zögern opferte er die Wirkungen der Form und schrieb, da für den Jambus eine Bühnentradition nicht vorhanden und die Zahl der Versbasser unter den

Schauſpielern groß war, das Gedicht reſolut in Proſa um; und er ſchnitt rückſichtslos ab, was den Bedingungen der Scene zuwiderlief, und was in politiſcher und religiöſer Rückſicht Anſtoß geben konnte: er ſtrich den Großinquiſitor, machte aus dem Pater Domingo einen farbloſen Staatsſekretär Perez und verkürzte die Scene zwiſchen Poſa und Philipp. In ſo verſtümmelter Form kam das Stück auf zahlreiche Theater, ohne ſtarke Wirkung zu thun; in Hamburg gab es Schröder, als ein erklärter Freund des Verſes, im Jambus und ſpielte ſelber, in reiner Natürlichkeit und ohne craſſe Tyrannenmanieren, den Philipp. Auch in Mannheim wurde der Vers gewählt, doch ohne volle Wirkung: grade hier, wo man ſchon den Fiesko 'viel zu gelehrt' befunden, war für die Welt, in welcher der 'Karlos' lebte, wenig zu hoffen. Aber in der preußiſchen Hauptſtadt traf, wie der 'Fiesko', ſo auch 'Karlos' auf beſſeres Verſtändniß: der junge König ſelbſt, Friedrich Wilhelm der Zweite, nahm Intereſſe an der Aufführung; und weil in jenen erſten Zeiten ſeines Herrſcherthums Pläne 'zum Beſten der Menſchheit' ihn noch erfüllten, ſah er dem Auftritt zwiſchen Philipp und Poſa voll Theilnahme zu: 'Die Scene ſoll gut geſpielt worden und Seiner Majeſtät dem dicken — ſehr ans Herz gegangen ſein,' berichtet Schiller, 'ich erwarte nun alle Tage eine Vocation nach Berlin, um Herzbergs Stelle zu übernehmen und den preußiſchen Staat zu regieren.'

Weit ſtärker jedoch als in der Darſtellung, — hinreißend wirkte das Gedicht in ſeiner literariſchen Form: mit dem 'Karlos' erſt gewann Schiller den Beifall der Alten wie der Jungen, der Naiven wie der Gebildeten. Die unbedingte Zuſtimmung der Kritik empfing der Dichter jetzt, der berühmte, der meiſterhafte Autor wird er, die anerkannte literariſche Großmacht; und ausdrücklich ſetzt man das neue Product ſeinen älteren entgegen, und nennt es einen Höhepunkt der dramatiſchen Dichtung, der für den großen Haufen freilich nicht ſo viel bedeuten werde, wie ein Stück von der Art der 'Räuber'. Einwände im Einzelnen erhob man genug, gegen die verwickelte Intrigue des Stückes, gegen das unklare Märtyrerthum des Poſa,

und man trieb den Dichter ſo zu dem Rettungsverſuch in den 'Briefen' an; allein in dem Ganzen erkannte man begeiſtert ein herrliches Nationalwerk und ſtellte es neben Leſſings Nathan hin, neben Goethes Iphigenie.

Den Weg auf das Theater, der dem Werk im Erſcheinen erſchwert ſchien, hat es nun lange gefunden. Die fehlende Einheit, die in der Geſchichte ſeiner Entſtehung gegründet iſt, und die lockere Verknüpfung der ſozialen Tendenzen mit den dramatiſchen Vorgängen hatten die Wirkung aufhalten müſſen, aber ſie gänzlich abzuſchneiden waren ſolche Mängel dennoch außer Stande; und ſo gewann der 'Karlos' die Bühnenexiſtenz um ſo ſicherer, je tiefer das Gedicht Wurzel ſchlug in der Seele des deutſchen Volkes. Es gleicht darin dem größten dramatiſchen Gedicht der Nation, Goethes 'Fauſt', welchem auch eine oft unterbrochene Arbeit die letzte Konſequenz geraubt hat, in dem auch die poetiſchen Schichten unvermittelt neben einander liegen, und der dennoch, wie der 'Karlos', mählig vom Buchdrama zum Bühnendrama geworden iſt. Werke von ſolcher Beſchaffenheit wachſen über die Normen der poetiſchen Gattungen hinaus, ſie bilden Weſen von ganz beſonderer Art, die nach eigenen, inneren Geſetzen nur leben; und wie dieſer 'Karlos' nun iſt, mit ſeinen großen Fehlern und ewigen Vorzügen, mit ſeinen der Tiefe nationalen Seins entſtammenden Impulſen und der ſchwingenden Fülle ſeiner Ideen, in der Hoheit ſeiner Geſtalten und der ſtolzen Pracht ſeiner Sprache ſteht er ſiegreich da, ein unvergängliches Denkmal deutſcher Kunſt und deutſchen Empfindens.

Zweifel und ſtockendes Schaffen.

Es war eine Zeit, wo ich nicht ſchlafen konnte, wenn ich mein Nachtgebet vergeſſen hatte. O ihr Tage des Friedens! Werdet ihr nimmer zurückkehren? Dahin! dahin! unwiderbringlich!

Karl Moor.

Zwei Tage nach ſeiner Ankunft in Dresden, am 13. September 1785, ſchrieb Schiller an Huber: 'Der geſtrige Abend hier auf dem Weinberge war mir ein Vorſchmack von allen folgenden. Während daß Dorchen und Minna im Hauſe ſich beſchäftigten, hatten Körner und ich philoſophiſche Geſpräche. Jetzt wird er anfangen, thätig zu werden. O liebſter Freund, das ſollen göttliche Tage werden.'

Die Hoffnung, ſoweit Körner in Frage ſtand, erfüllte ſich nicht: Körner blieb, was er war, die nur im Empfangen bewegliche Begabung. Aber für Schiller brachte die erſte, unmittelbare Berührung mit einem auf der Höhe der Zeitbildung ſtehenden Geiſte nun reichlichen Gewinn; und hatte er ſchon in Leipzig ſich gewünſcht, tauſend neue Ideen im perſönlichen Umgange mit Körner zu formen, durch Philoſophie und Wärme der Neigung, ſo ſtrömte ihm jetzt Anregung über Anregung aus dem täglichen Verkehr mit dem Freunde zu, und ſchnell ſchuf ſeine geniale Receptivität das eben Erhaltene ſich zu eigenem Beſitze um, welcher der Welt wiederum mitzutheilen war. Schillers philoſophiſche und religiöſe Anſchauungen wandeln ſich ſo, ſein geſchichtliches Wiſſen erweitert ſich und ſeine Menſchenkenntniß vertieft ſich; in dem beherrſchenden Werk jener Periode zeichnet ſich

ſeine wachſende Einſicht am großartigſten ab, aber auch die begleitenden Schriften, die ſich um den 'Karlos' gruppiren: die 'Philoſophiſchen Briefe', die Erzählungen 'Verbrecher aus verlorener Ehre' und 'Der Geiſterſeher', ſowie das Drama 'Der verſöhnte Menſchenfeind' erhalten ihr Eigenſtes von hier aus: Körners Freund iſt es, der ſie geſchrieben. Und als hätte die bedächtigere Art Körners ſich auf Schiller dennoch ein wenig übertragen, findet er den Abſchluß der reichlich ausſtrömenden Pläne jetzt nicht: alle Dresdener Conceptionen (die kleine Novelle ausgenommen) bleiben Fragment. Selbſt für die beiden Gedichte, welche Schiller damals veröffentlichte, plante er eine Abrundung, welche dann nicht zu Stande kam: 'gänzlich widerlegen' wollte er die 'Freigeiſterei der Leidenſchaft' und die 'Reſignation' durch ein drittes Gedicht, aber er gelangte über die Abſicht nicht hinaus, und als das wichtigſte lyriſche Zeugniß aus jener Periode liegt nun 'Reſignation, eine Phantaſie' vor uns.

Klar ſpiegelt das Gedicht den Wandel in Schillers Anſchauung ab; zwar iſt es der 'Freigeiſterei' wie ein Gegenſtück beigefügt, allein es muß im Urſprung jünger ſein, als dieſes: ein unmittelbares Erlebniß, die Liebe zu Charlotte, ſpricht aus der 'Freigeiſterei' mit aller Wärme des Augenblicks, und noch in Mannheim werden darum dieſe leidenſchaftlichen Verſe entſtanden ſein; nur im leiſen Nachhall, als ein Entferntes, Ueberwundenes klingt jene Neigung in der 'Reſignation' nach, und der Ton des Gedichts iſt ein philoſophiſch-gedämpfter, wo dort Accente des innerſten Kampfes pathetiſch niederfallen. Und ein ſcharfer Gegenſatz der Anſchauungen trennt die 'Freigeiſterei' von der 'Reſignation': in dem älteren Gedicht nennt zwar die Leidenſchaft des Liebenden den Preis der Entſagung hienieden allzu hoch für den Lohn in einem zukünftigen Leben — aber daß ihm dieſer Lohn dereinſt werden wird, das iſt dennoch ſein unerſchütterter Glaube; in dem jüngeren Gedicht dagegen fällt aller Nachdruck auf die Erkenntniß, auf die neue und von nun an den Dichter beherrſchende Erkenntniß: daß nicht eine Vergeltung im Jenſeits den Menſchen erwarte, ſondern daß er das Gute thun müſſe, allein um des Guten willen.

Ganz hatte der Schiller der Akademie, der Stuttgarter und der Mannheimer Dichter in den bibliſchen Vorſtellungen des jüngſten Tages gelebt, jenes großen Weltgerichtes, das die Fürſten und die Franz Moore vor ſich laden wird dereinſt; und man ermißt den völligen Wandel der Anſchauung, welchen nun die Worte ausſprechen: 'Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht.' Aus dem Jenſeits fort in das diesſeitige Leben verlegt ſich die Betrachtung: hoffe keiner auf eine Ewigkeit, welche verlorene Gegenwart ihm vergütete, ſo lehrt der Dichter; und wen nicht der reine Glaube an das Gute nur aufrecht erhält, der greife aus nach der lockenden Lebensblume: 'Genieße wer nicht glauben kann. Wer glauben kann, entbehre.'

Die Befreiung von der dogmatiſchen Auffaſſung und das Vordringen einer neuen Lebensanſchauung, wie es ſich in der 'Reſignation' darſtellt, giebt auch den 'Philoſophiſchen Briefen' ihren Grundton; und hier wird es am deutlichſten offenbar, wie Körners Antheil den geiſtigen Proceß in Schiller beſchleunigt hat: die philoſophiſchen Geſpräche vom Weinberg in Loſchwitz gewinnen ſchriftſtelleriſche Form. Zwei Freunde, Raphael und Julius, gehen einen Briefwechſel ein, für welchen etwa Mendelsſohns philoſophiſche Epiſteln ein Vorbild gewähren konnten; Raphael, der Ältere, welcher den Julius aus der Beſchränktheit überlieferter Vorſtellungen zu freierem Erkennen hinausführt, iſt Körner, Julius iſt Schiller, und jeder der Freunde verfaßte die Briefe ſelbſt, in denen ſein Abbild ſpricht. Damit iſt bereits geſagt, daß die Briefe des Raphael nur ſpärlich fließen: der weitaus größere Theil fällt auf Julius. Mit heiterem Spott über die Langſamkeit des Freundes heißt es darum in 'Körners Vormittag':

Schiller. Ich komme, Deinen Raphael abzuholen. Du haſt ihn doch fertig, Körner?

Körner. Auf meinem Schreibtiſch liegt, was ich gemacht habe.

Schiller (lieſt) 'Ein Glück, wie das unſrige, Julius, ohne Unterbrechung, wäre zuviel für ein menſchliches' — — — Wo gehts denn fort?

Körner. Das iſt alles.

Schiller. Ach du lieber Gott! — Da bin ich wieder angeführt.

Aber der fertige philosophische Charakter ist dennoch Raphael, und er steht neben Julius da, wie der Malteserritter neben Karlos: mit Bewußtsein führt er ihn, den jugendlich Schwankenden, zu seiner Anschauung empor, und er besitzt, wie Posa, den entschlossenen Willen, welcher über den Freund mit reifer Sicherheit schaltet: 'alles dies ist nicht in meinem Plan,' schreibt er, 'du sollst zu einer höhern Freiheit des Geistes gelangen, wo du der Behelfe nicht mehr bedarfst.' Und Julius bekennt, wie ein gelehriger Schüler des Posa: 'Du hast mich in einen Bürger des Universums verwandelt. Ich fühlte mich ganz frei, denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt, ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirn.' Der innersten Anschauung des 'Karlos' aber entspringt, was Julius über die Aufopferung für einen Freund oder für einen bewegenden Gedanken der Menschheit aussagt: 'Die Geschichte hat Beispiele solcher Opfer — und ich fühle es lebhaft, daß es mich nichts kosten sollte, für Raphaels Rettung zu sterben. . . . Denke dir eine Wahrheit, mein Raphael, die dem ganzen Menschengeschlecht auf entfernte Jahrhunderte wohl thut — setze hinzu, diese Wahrheit verdammt ihren Bekenner zum Tode, diese Wahrheit kann nur erwiesen werden, wenn er stirbt. Denke dir dann den Mann mit dem hellen umfassenden Sonnenblicke des Genies, mit dem Flammenrade der Begeisterung, mit der ganzen erhabenen Anlage zu der Liebe — und nun beantworte dir, bedarf dieser Mensch der Anweisung auf ein anderes Leben?' Mit solchen Worten lenkt die Schilderung wieder, aus der Anschauung einer Posaschen Idealgestalt, in den Gedankengang der 'Resignation' ein, und noch einmal erklärt Julius festen Muthes: 'Es muß eine Tugend geben, die auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit auslangt. Rücksicht auf eine belohnende Zukunft schließt die Liebe aus.' Aber nicht ohne Kampf wird diese Erkenntniß in Schillers Abbild lebendig; er schwankt, er irrt, ihn ängstigen die Grenzen der Menschlichkeit und menschlichen Erkennens; und dem alten Glauben entfremdet, an dem neuen zweifelnd, erfleht er Rath und Hilfe von dem Entfernten: 'Du hast mir den Glauben gestohlen,

der mir Frieden gab. Du haſt mich verachten gelehrt, wo ich anbetete. Raphael ich fordere meine Seele von dir.'

Raphael-Körner antwortete auf die bewegliche Klage, nach ſeiner Art, mit knapper Sachlichkeit. Den Freund aus dem Traume geweckt zu haben, erklärt er, bereue er nicht; er verlangt, zu Julius' Heilung, den Gang ſeiner metaphyſiſchen Anſchauungen kennen zu lernen, und empfängt ein ausführliches Document, überſchrieben 'Theoſophie des Julius': ein älterer Entwurf Schillers aus Stuttgarter Tagen iſt es, welcher dem ſtockenden Unternehmen mit dieſer Wendung eingefügt wird. Körner ließ ſich Zeit, ſie zu prüfen: erſt nach zwei vollen Jahren, im April 1788, empfing Schiller zu ſeiner Ueberraſchung in Weimar einen neuen Brief des Raphael. 'Dein Weg geht vorwärts und Du bedarfſt keiner Schonung mehr', rief der ältere Freund dem jüngeren nun zu; und er zeigte auf den überragenden Philoſophen der Zeit hin, indem er eine Unterſuchung 'über die Natur der menſchlichen Erkenntniß' als die unentbehrliche Grundlage der Weltweisheit forderte: 'Ich müßte mich ſehr irren,' antwortete Schiller, 'wenn das nicht eine entfernte Drohung — mit dem Kant in ſich faßt. Was gilt's, den bringſt Du nach? Ich kenne den Wolf am Heulen. In der That glaube ich, daß Du ſehr recht haſt; aber mit mir will es noch nicht ſo recht fort, in dieſes Fach hineinzugehen.' Körner iſt es nun, der den Freund um die Fortſetzung der 'Briefe' eifrig bittet und der die Frage wiederholt: 'Julius hat wohl nichts an Raphael zu ſchreiben?' Allein Schiller, aus den Träumen ſeiner Jugend einmal aufgeſchreckt, hatte die unbefangene Sicherheit verloren, mit welcher er in der 'Theoſophie' von Gott und Univerſum und der allmächtigen Liebe gehandelt, im Sinne einer dogmatiſchen Weltweisheit; und er empfand bedrückend das Eine nur: den Mangel an philoſophiſcher Bildung. Wie er in Dresden mit Julius bekannt hatte: 'Ich bin arm an Begriffen, ein Fremdling in manchen Kenntniſſen, ich habe keine philoſophiſche Schule gehört, und wenig gedruckte Schriften geleſen', ſo bekannte er nun in Weimar, am 14. November 1788: 'Das Gefühl meiner Armſeligkeit kommt nirgends ſo ſehr über mich, als bei Arbeiten dieſer Gattung.

Wenn Du überlegſt, wie wenig ich über dieſe Materie geleſen, wie viel vortreffliche Schriften darüber vorhanden ſind, die man ſich ohne Schamröthe nicht anmerken laſſen kann, nicht geleſen zu haben: ſo wirſt du mir glauben, daß es mir immer eine ſchwerere Arbeit iſt, einen Brief des Julius zu ſchreiben, als die beſte Scene zu machen. Indeß will ich mich zuſammennehmen und Dir eine Materie anſpinnen, nur verlange ſie ſo ſehr bald nicht von mir; vor allen Dingen muß ich mich wieder in den Geiſterſeher hineingearbeitet haben.'

Schiller ſelbſt nennt hier unwillkürlich den letzten Grund, der ihn hindert, den alten Plan fortzuſetzen: während der bedächtigere Freund noch immer an den 'philoſophiſchen Briefen' hängt, iſt er längſt zu neuen, fruchtbaren Entwürfen fortgeſchritten. Die Fortſetzung des 'Geiſterſehers' beſchäftigt ihn damals, und ſo fließt denn in dieſen über, was Körner den 'Briefen' zugedacht hatte: die Anregungen des Raphael rufen eine philoſophiſche Auseinanderſetzung dennoch hervor, und zwei Monate nach jenem abwehrenden Bekenntniß, am 22. Januar 1789, ſchreibt Schiller: 'Stelle Dir vor, daß mir der Geiſterſeher anfängt lieb zu werden, und jetzt, da ich ihn hineilen muß. Ich habe dieſer Tage ein philoſophiſches Geſpräch darin angefangen, das Gehalt hat.'

In Körners Brief hatte Schiller den Vorwurf gefunden: daß ſich ſein Julius, ohne jedes erkenntnißtheoretiſche Bedenken, 'gleich mit dem Univerſum eingelaſſen'; und er ſchränkt ſich darum, in jenem Geſpräch, in das diesſeitige Sein völlig ein und verzichtet, den 'Weltplan' nachzudenken, wie in alten Tagen. Er legt dem Helden des Romans Erörterungen in den Mund, welche zwar nicht in jedem Punkte ſeine eigene Meinung ausſprechen, aber doch Schillerſche Gedanken mehr, als Gedanken des Prinzen von *** ſind: die Oekonomie des Romans forderte dieſe ausführliche Betrachtung nicht, Schillers perſönliches Intereſſe hat zu ihr hingedrängt. In der ſelben Lage findet ſich der Prinz, in der ſich Julius, in der ſich Schiller ſah: ſeinen 'ehemaligen Lieblingsgefühlen' iſt er entfremdet, und zugleich giebt ihm die Unzulänglichkeit der neuen Erkenntniß,

dieſes bloßen 'Vernunftgebäudes', ein Gefühl der Verlaſſenheit und der Freudloſigkeit. Weil aber glücklich zu werden auch ſein Wunſch iſt, weil die alten Vorſtellungen von Glückſeligkeit und Vollkommenheit den Dichter noch immer erfüllen, ſo will der Prinz in den ſchmalen Raum der Gegenwart ſein ganzes Hoffen und Wollen einſchließen: 'Der Augenblick iſt unſre Mutter, und wie eine Mutter laßt ihn uns lieben', ruft er, gleichwie in der 'Reſignation' der Dichter ausgerufen: 'was man von der Minute ausgeſchlagen, giebt keine Ewigkeit zurück.' Denn dem Begriff eines Zweckes, einer bewußt waltenden Macht im Univerſum ſieht der Prinz ſich nun entfremdet: nicht an einen willkürlich erſonnenen 'Weltplan' will er ferner glauben — einzig die Geſetze der Cauſalität will er mit ſcharfem Eindringen objectiv erkennen. Statt Mittel und Zweck will er Urſache und Wirkung geſagt haben: 'Ihre Damit verwirren uns', ruft er dem Freunde zu, 'Ich kann Ihre Zwecke nicht leiden.'

Als der Baron von F. dem Grafen von O. dieſes 'ewig lange' philoſophiſche Geſpräch mittheilt, da fügt er die Bemerkung hinzu: 'Ich weiß der Zuſtand ſeines Geiſtes iſt Ihnen wichtig, und ſeine Handlungen, weiß ich, ſind Ihnen nur wegen jenes wichtig.' Eine Bemerkung, welche wiederum dem Dichter perſönlich gehört, und welche die Intentionen des Romanes heller beleuchtet: nicht nur die Reize einer bunten Fabel haben Schiller zum 'Geiſterſeher' hingeführt, ſondern eben ſo ſehr die Reize einer pſychologiſchen Entwicklung, welche aus ſeinen eigenen innern Erlebniſſen frei geſchöpft war. Im engſten Zuſammenhange mit der 'Reſignation', mit den 'philoſophiſchen Briefen' muß darum der Roman geſehen werden: in der zweifelnden Stimmung des Dresdener Schiller wurzelt auch er, in jener durch Körner aus ihrem unbefangenen Glauben an das Ueberlieferte aufgeſtörten, zu der Sicherheit einer neuen Weltanſchauung noch nicht gelangten Stimmung von 1786. Ein Abbild des Dichters ſelbſt, wenngleich ein individuell geformtes und umgeſtaltetes Bild, iſt dieſer Prinz von ***, der 'in ſeine eigene Phantaſieenwelt verſchloſſen, ſehr oft ein Fremdling in der wirklichen' iſt; der Proteſtant iſt durch

Geburt, 'nicht nach Unterſuchung, die er nie angeſtellt hatte'; und dem eine 'bigotte, knechtiſche Erziehung' den Glauben an religiöſe 'Schreckbilder', an das 'Grauenvolle und Derbe' nur aufgezwungen. Wie dieſer Glaube ins Wanken geräth, und wie der Prinz durch eine Periode des Skepticismus hindurch ſchreitet, um zuletzt im Schooße der katholiſchen Kirche die verlorene Ruhe wieder zu finden, das eben iſt das Grundproblem des Buches; und der Dichter hat nun eine eigene, reiche Kunſt aufgewendet, er hat in die Zeitgeſchichte tief hineingegriffen, um dieſe individuelle, pſychologiſche Entwicklung zu einem fern ausſchauenden, modernen Roman voll Leben und Spannung zu erweitern. Und aus derſelben Stimmung heraus hat Schiller den Plan zu einem andern (es ſcheint epiſchen) Werke damals gefaßt, welches zur Ausführung nicht gelangte: den Kaiſer Julian wollte er ſchildern, den Apoſtaten des Chriſtenthums, der an der Religion ſeiner Jugend zweifelnd, zu einer älteren Glaubensform zurückkehrt, gleich dem Helden des 'Geiſterſehers'. In den 'Göttern Griechenlands' fand ſpäter Körner dieſe 'Ideen zum Julian' wieder.

Näher betrachtet, liegt das Beſondere des Romans nun aber darin: daß die Entwicklung, welche in Schiller und in dem Julius der 'Briefe' eine offene, durch freundſchaftlichen, geiſtigen Austauſch geförderte iſt, in dem Prinzen des 'Geiſterſehers' durch verborgene, zwingende Einflüſſe geſchieht, durch eine geheime Geſellſchaft, welche zu weltlichen Zwecken die ſeltſamſten Mittel ergreift. Wie im 'Karlos', iſt die Abſicht: eines Fürſten ſich zu bemächtigen, eines Thronfolgers vielleicht, dem die Zukunft ſeines Volkes gehört; und wie im 'Karlos', iſt auch im 'Geiſterſeher' der Prinz von einer ſchwärmeriſchen 'Melancholie' erfüllt, iſt er 'ohne ſchwach zu ſein, dazu geboren, ſich beherrſchen zu laſſen.' Nur daß an Stelle des einen Poſa hier ein ganzer, vielverzweigter Bund ſteht, und daß das Ziel der Propaganda nicht die Freiheit, ſondern die Knechtung des Gedankens iſt; nur daß ſelbſt die Liebe, welche den Karlos emporhebt, den Prinzen von *** in den Betrug vollends hineinziehen hilft. Konnte der Dichter dem Malteſer gegenüber an die Maurer und

Illuminaten erinnern, so schwebt hier ihr Widerpart, der Jesuitismus vor; und die katholische Kirche, deren Einflüsse Schiller im Dresdener Hofleben nun beobachten mochte, wie er sie im Mannheimer Bürgerleben beobachtet, erscheint als die große, culturfeindliche Macht von Neuem, welcher der Erzähler mit überzeugter Polemik, wie im Sinne der Aufklärer, entgegentritt. Schiller selbst sagt uns, daß er Stimmen des Tages hier sprechen läßt, wenn er etwa an Körner berichtet: 'Bode (einer der wichtigsten Menschen im ganzen Maurerorden) ist mit den Berlinern über die drohende Gefahr des Katholicismus einig. Die jetzige Anarchie der Aufklärung meint er, wäre hauptsächlich der Jesuiten Werk. Magnetismus leugnet er nicht. Ein Agens nimmt er darin an, ohne zu ergründen, wie es wirke.' Auch die unmittelbare Verknüpfung der Gegenstände ist hier charakteristisch: die Fragen des Glaubens und der physikalischen Erscheinungen sah die Zeit ineinander fließen, und diese und jene Probleme zugleich zu lösen, verhießen die Wunderthäter alle, die Gaßner und Mesmer und Cagliostro. Es war der Rückschlag der Aufklärung, der hier empfunden ward, das Bedürfniß nach einem neuen Glauben, da der alte schwand. Wie lebhaft die Freunde an dieser Bewegung Theil genommen, nach innerm Antrieb, zeigen zahlreiche Aeußerungen Körners und Schillers: Cagliostro beschäftigt sie, die Illuminaten, die neuen Entdeckungen der Physik. Huber und er, so berichtet Körner, sprachen beim englischen Bier stundenlang 'von Illuminaten und geheimen Gesellschaften'; und Schiller schreibt ausführlich seine Meinung über den Stifter des Ordens,' Weishaupt, welcher 'jetzt sehr das Gespräch der Welt' sei. Cagliostro, so meldet Körner dem Freunde zur selben Zeit, da in Palermo Goethe die Familie des Geisterbanners aufsuchte, 'Cagliostro ist aus London verschwunden und hat die Juwelen seiner Frau mitgenommen'; Schiller aber blickt aufmerksam empor zur Büste der Frau von Recke, Cagliostros ehemaliger Freundin, und gesteht: 'ich kann begreifen, wie sie Cagliostro Hoffnungen erweckt hat.' Und Körner erzählt, als ein Kenner der magnetischen Fragen: 'Graf Redern hat sich ziemlich für Magnetismus einnehmen lassen und

mehreren Verſuchen beigewohnt. Ich bin begierig, ob er über Merkwürdigkeiten dieſer Art etwas Intereſſantes erfahren wird. Ich habe ihm ſoviel Fingerzeige dazu gegeben, als ich gekonnt habe.'

Was aber ſo die Kreiſe des gebildeten Bürgerthums, in Für und Wider, bewegte, das ſtieg empor bis an die Stufen des Thrones und ſchien unmittelbare Wirkſamkeit gewinnen zu wollen im Staate. In Preußen waren Friedrich Wilhelm der Zweite und die ihm zunächſt ſtanden, die Biſchofswerder und Wöllner, für den Wunderglauben intereſſirt: 'der König', ſo ſchrieb ein Zeitgenoſſe, 'läßt ſich von verſchiedenen Favoriten leiten, ſo alle Geiſterſeher, wie der König ſind: und wer dieſer Sekte nicht zugethan iſt, kann dort zu nichts gelangen.' Und wenn nun Schiller, wenige Monate nachdem der König auf den Thron gekommen, einen Roman 'Der Geiſterſeher' zu veröffentlichen begann, ſo begreift ſich das Aufſehen, welches ſchon das erſte Fragment in der Thalia erregte: ſogleich fing man an, die Zeitſchrift 'für etwas zu halten', und der Prinz von *** erregte die Neugier der Fürſten: 'der Prinz von Coburg', berichtet Schiller, 'bittet mich angelegentlich, ihm das Manuſcript des Geiſterſehers noch vor dem Druck zu ſchicken. Prinz Gallizin ſchreibt mir aus Paris um die Thalia.' Der Griff in das Leben der Zeit, den Schiller gewagt, war ſo keck und feſt, wie nur der Dichter der 'Räuber' ihn zu thun wußte; mit unbefangenem Naturalismus waren Elemente der Wirklichkeit in Fülle aufgegriffen wie in Stuttgarter Tagen, und aus der Gegenwart und Vergangenheit der deutſchen Zuſtände hatte Schiller den Stoff zu einem ganz modernen Romane gewonnen, einem Vorbilde der Gattung.

Von dem Glaubenswechſel eines Fürſten hatte ſchon ſeine Kindheit gehört: Karl Alexander, der Vater Herzog Karls von Württemberg, war Katholik geworden, ſeinem Volke zum Kummer. Die ſächſiſchen Herrſcher, um politiſcher Vortheile willen, waren denſelben Weg gegangen. Und auch die kleineren deutſchen Fürſten hatten durch Religionswechſel Aufſehen erregt, ein Landgraf Friedrich von Heſſen etwa, der, wie Schillers Prinz von ***, als Erbprinz in Italien gereiſt und ſpäter katholiſch geworden war.

Von ihm wird ein seltsames Erlebniß berichtet, das ins Jahr 1760 fällt: auf einem Maskenball, in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar, Schlag zwölf Uhr, trat ein Armenier an den Erbprinzen heran, zeigte auf die Saaluhr und sagte: 'Hochfürstliche Durchlaucht, soeben ist der Landgraf gestorben.' Der Armenier verschwand; zwei Tage später aber brachte ein Courier die Bestätigung der Todesnachricht nach Inhalt und Stunde. Dieses Geschehniß griff Schiller auf, und stellte es an den Beginn seiner Erzählung: ein Armenier tritt an den maskirt in Venedig lustwandelnden Prinzen heran und spricht: 'Wünschen Sie sich Glück, Prinz. Um neun Uhr ist er gestorben'; und die Folge bestätigt dann, daß der Erbprinz von *** zu dieser Stunde in der That verschieden ist. Und wie der Dichter hier Züge aus dem Leben unbefangen aufgefaßt, so hat er in der Charakteristik des Armeniers den Cagliostro deutlich nachgebildet, mit seiner aus Aegypten und den Pyramiden geholten Weisheit, mit seiner vorgeblichen Enthaltsamkeit und Unverwundbarkeit, seinem mythischen Alter; und hat zugleich in dem untergeordneten 'Sicilianer' auf Cagliostro noch einmal angespielt, dessen Identität mit dem Schwindler Giuseppe Balsamo aus Palermo eben damals bekannt geworden. Während, gegenüber dem gleichen Stoff, Goethe im 'Groß-Cophta' zu einer energisch concentrirten Fabel nicht gelangt, erfaßt Schillers sicherer Blick den culturgeschichtlichen Zusammenhang zwischen jenen Magiern und der religiösen Rückbewegung: er stellt dar, im Sinne der Zeitgenossen, wie die Cagliostro mit allen Mitteln Geschäfte der Jesuiten besorgen, und er giebt so seinem Buche den actuellen Gehalt, welcher es zu einem rechten Document der Zeit macht. Und auch mit dem Gedanken einer geheimen Gesellschaft, den Goethe nur zögernd durchgeführt im 'Wilhelm Meister', machte Schillers Entschlossenheit Ernst und ließ ihr planmäßiges Walten Schritt für Schritt dem Leser offenbar werden. Die Reize des Stoffes aber, die in all diesen Actualitäten gegeben waren, steigerte er mit künstlerischem Bewußtsein durch die Reize der Form.

Nicht directe Erzählung erhalten wir, sondern eine 'aus den

Papieren des Grafen von O.' gewonnene Niederſchrift, deren Kenntniß uns der Dichter, mit vielen Betheuerungen ihrer Echtheit, ihrer 'reinen ſtrengen Wahrheit', nur vermittelt. Wie wir in dem Lieblingsbuche des jungen Schiller, im 'Werther', aus den Briefen Werthers ſeine Leiden erfahren, ſo lernen wir hier aus dem Munde zweier Berichterſtatter das Geſchehene kennen: zuerſt erzählt der Graf von O., ein kluger, umſichtiger Mann; dann, als dieſer aus dem Ort der Handlung geſchieden, leſen wir die Briefe des Baron von F., eines jugendlicheren, befangenen Zeugen: und es reizt uns nun, auch zwiſchen den Zeilen Dinge wahrnehmen zu können, welche dem beſchränkten Schreiber entgingen. Während F. in aller Unſchuld berichtet, wie der Kammerdiener Biondello, der Marcheſe von Civitella das Vertrauen des Prinzen gewinnen, ahnen wir, daß auch ſie Mitglieder oder Werkzeuge der geheimen Geſellſchaft ſind, und daß alle dieſe zufälligen Abenteuer in Wahrheit künſtlichen Veranſtaltungen entſpringen; wir blicken dem Briefſchreiber beſtändig über die Schulter, und durch ſeine ſubjective Auffaſſung hindurch erkennen wir die Wahrheit. Mit großer, ſicherer Kunſt gewinnt der Dichter aus dieſer Einkleidung ſeine Wirkungen; er zeigt, zu Folge der freieren Form des Memoires, auf das Kommende, aber gleichſam hiſtoriſch Bekannte, mit klug berechneten Wendungen hin, und ſagt uns etwa, wie entfernt der Prinz 'damals' noch von jeder herrſchſüchtigen Abſicht geweſen, und wie tolerant oder gleichgültig er den religiöſen Fragen 'damals' gegenüberſtand. Nur aus gelegentlichen, ſcheinbar zufälligen Worten erfahren wir dann, gleichfalls weit vorausſchauend, von dem Tode des Prinzen und von ſeinen nach dem Thron verbrecheriſch zielenden Umtrieben: überall zieht der Dichter die indirecte Mittheilung der directen vor und übt virtuos die Kunſt des Errathenlaſſens. Und ſo wird denn der Leſer an die Aufgabe des Erzählers nahe herangeführt, und das Spiel des Scharfſinns, welches ſich vor ihm entfaltet, ſpielt er gefeſſelt mit.

Aber nicht gleichmäßig ſind dieſe Wirkungen der Form durch das Werk vertheilt: nur ein Fragment empfangen wir, innerhalb deſſen

die einzelnen Schichten sich deutlich scheiden. Zögernd, wie die Vollendung des 'Karlos', geschieht auch die Entwicklung des 'Geisterſehers'; und ein häufiges Abbrechen und Ansetzen bedroht die Einheit des Tones. In Dresden 1786 begonnen, wird der Roman in Weimar, Volkstädt und wieder Weimar aufgenommen und erst 1789 als 'erster Band' abgeschlossen. Unlust des Dichters an seinem Gegenstande wechselt mit der Neigung, ihn zu bemeistern; er nennt das Buch eine 'Farce', eine 'Schmiererei' und ruft im März 1788: dem 'verfluchten Geisterseher kann ich bis diese Stunde kein Interesse abgewinnen; welcher Dämon hat mir ihn eingegeben.' Dann wieder, als der Erfolg immer lauter spricht, dankt er dem guten Zufall, der ihm den Stoff zugeführt; er will ihn künstlich ausdehnen, und das schöne Honorar soll ihm helfen, Schulden zu zahlen. Aber so praktische Vorsätze durchzuführen, hat Schiller dann doch 'kein Herz', und zum drittenmale läßt er das Buch liegen, bis die Möglichkeit des philosophischen Gespräches sein Interesse noch einmal lebhafter aufweckt. Alle diese Wandlungen spiegeln sich in der Erzählung deutlich genug, und die Frische des ersten Anfangs hat der Dichter nicht mehr erreicht: mit schnellem Schritt setzt die Fabel ein, sie führt uns zu dem Abenteuer mit dem Armenier, zu der Scene der Geisterbeschwörung unmittelbar hin, aber schon der zweite Theil der Publikation (in der 'Thalia') zeigt ein Nachlassen des Interesses: nur eine umständliche, verstandesmäßige Auflösung der wunderbaren Geschehnisse erhalten wir, bei stockender Handlung. Nur die Enthüllung der Zauberkünste und ihre Wirkung auf den Prinzen sehen wir hier, sein Zergliedern des Geschehenen und seinen Unglauben; und ebenso werden wir im dritten Stück der Thalia lediglich vor eine geistige Entwicklung geführt, welcher der Reiz der Begebenheiten fehlt: der reflectirende Dialog überwiegt die epische Darstellung, und nur wie der Prinz, im Glauben an Wunder erschüttert, dem Glauben überhaupt entsagt, zeigt Schiller mit scharfsinniger, psychologischer Analyse. Erst das vierte Stück bringt ein neues Interesse hinzu: der Prinz liebt; und mit feinem Hinweis läßt uns der Dichter, wiederum mit indirecten Mitteln nur, ahnen,

daß auch dieſe ſchöne Griechin, welche in der Kirche der Giudecca dem Prinzen entgegentritt, im Dienſt der geheimen Geſellſchaft ſteht, und daß die Liebe zuletzt den Skeptiker katholiſch machen wird: ‘ich glaubte’, ſo ruft der Prinz, ‘in dieſem Augenblick felſenfeſt an den, der ihre Hand umfaßt hielt. Sie machte mir ihn wirklich — ich folgte ihr nach durch alle ſeine Himmel.’ Und er ſpricht die Stärke ſeines Eindrucks mit einer Leidenſchaft aus, in welcher Schillers eigene Erfahrung vor Henriette von Arnim noch nachklingt; ein einziges niegeweſenes Gefühl, ſo bekennt der Prinz, erfüllt ihn, welchem er einen beſſeren Namen herbeiwünſcht als den alltäglichen der ‘Liebe’: ‘Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tauſend ſchwache Seelen mißbrauchen! Welcher andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein ſolches Weſen war noch nie vorhanden, wie kann der Name früher da ſein, als die Empfindung? Liebe! Für der Liebe bin ich ſicher!’ Aber auch dieſes neue Intereſſe der Erzählung führte den Dichter nicht dauernd zu ſeinem Plan zurück, und ſo gab er in einer ſchnellen, die Hauptpunkte ſehr geſchickt ſkizzirenden Niederſchrift dem ‘erſten Bande’ den vorläufigen Abſchluß.

Alle die Schwankungen in Schillers Erfindung aber und der Wechſel in ſeinem Intereſſe konnten den Erfolg des ‘Geiſterſehers’ dennoch nicht aufhalten: einen Erfolg, der ſich in lautem Beifall des Publikums und der Kritik, in vergröbernden Nachahmungen und in unberufenen Fortſetzungen ausſprach. Die tieferen Abſichten der Dichtung verkennend, belobte man über alles ihre romanhaften Reize; Auflage folgte auf Auflage, und die angeſehenſten Beurtheiler ſpendeten ungemeſſene Anerkennung. ‘Recenſent iſt kein blinder Bewunderer Schilleriſcher Werke’, ſo ſchrieb der Kritiker der Jenaer Allgemeinen Litteraturzeitung, ‘und geſteht, daß er ſehr anſtehen würde, irgend eine ſeiner bisherigen dichteriſchen Schriften ohne viele Einſchränkungen zu loben; allein dieſer Geiſterſeher hat ihn mit einer leidenſchaftlichen Verwunderung erfüllt. Die muſterhafte Kunſt der Compoſition und des Stiles, die dieſes Werk Schillers auszeichnet, giebt ihm mehr als alle andre den Anſpruch auf eine Stelle unter

unſern wenigen claſſiſchen Schriftſtellern.' Mit dem 'Geiſterſeher' gewann ſo der Dichter vollends jene Kreiſe der beſonnenen Bildung, die ſeinen Jugenddramen noch widerſtrebten, und deren Eroberung der 'Karlos' erfolgreich eingeleitet; und weil eine tiefere, in Dresden und Weimar ihm erwachſene Kenntniß der Welt und der Geſellſchaft das Werk geſtaltet hatte, ſetzte auch die oberſte Schicht des Publikums ihr Siegel unter ſeinen Ruhm: Schiller trat in die Reihe der claſſiſchen Autoren ein. Die reichlich ausfließende Bewunderung für ſeine Erzählung führte ihn auf den Gedanken einer Fortſetzung dann noch im Herbſt 1790 zurück: 'eine Recenſion meines Geiſterſehers in der Allgemeinen Literaturzeitung', ſo ſagte er, 'welche mit Wärme und nicht ohne Geiſt geſchrieben iſt, hat ihn mir ordentlich wieder in Erinnerung gebracht. Mein Plan iſt ungleich intereſſanter, als ihn der Verfaſſer dieſer Recenſion ahnet, und die folgenden Theile könnten alles das Intereſſe in ſich vereinigen, das dem erſten noch fehlt.' Allein zu einer Ausführung iſt der Dichter doch nicht geſchritten; und vielleicht liegt der letzte Grund für das Aufgeben des Planes in Schillers Befreiung von der Stimmung der erſten Conception: die Zeit des Zweifels war für ihn vorüber, und ſeinem ſtolzen Sinne war die Knechtung des Gedankens, die es nun darzuſtellen galt, im Tiefſten zuwider. Und weil er den Peſſimismus in ſich überwunden, jenen wirklichkeitsfeindlichen Peſſimismus, der über ſeinen Jugenddramen gewaltet, ſo war auch der 'Geiſterſeher', mit ſeinem niederdrückenden Stoffe und ſeinem geiſtig erliegenden Helden, ihm im Innern fremder geworden, und erſtaunt fragte er ſich: welcher Dämon denn ihm dieſen Plan eingegeben?

Eine ganz ähnliche Entwicklung, Stocken und Abbrechen aus verwandten Gründen zeigt das Fragment 'Der verſöhnte Menſchenfeind': ein Vordringen der Reflexion und ein Zurückweichen der Erfindung auf der einen Seite, einen Wechſel der dichteriſchen Stimmung auf der andern. Damals, als Schiller in der Stille von Bauerbach die erſten Enttäuſchungen ſeiner Weltfahrt barg, als er ſich ſelber einen Menſchenfeind hieß, war ihm der unbeſtimmte

Gedanke an ein Drama aufgeſtiegen, das ſich neben den bewunderten ‘Timon von Athen’ des Shakeſpeare ſtellen mochte: ‘im ganzen Shakeſpear’, ſo ſchrieb er in der Mannheimer Rede über die Schaubühne, ‘weiß ich kein Stück, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als im Timon. Es iſt wahres Verdienſt um die Kunſt, dieſer Goldader nachzugraben.’ Zwiſchen dem Plan einer Bearbeitung des ‘Timon’ und einem eigenen ‘Menſchenfeind’ ſcheint er nun geſchwankt zu haben: ‘Timon von Athen durch Schiller’ nennt Iffland im Herbſt 1784 unter den zu erwartenden Neuigkeiten der nächſten Spielzeit, aber als er in Dresden, in einer Epoche da der ‘ſchwarze Genius der Hypochondrie’ ihn beherrſchte, an die Ausführung ſchritt, ward ein völlig freier Entwurf gewählt: ‘ein Stück, das ich ſchon Jahre lang im Kopf getragen,’ ſchrieb Schiller an Schröder, den 12. September 1786, ‘wird zu Anfang des nächſten Jahres fertig ſein. Es heißt: der Menſchenfeind, hat aber mit dem Shakeſpearſchen Timon keinen Berührungspunkt, als den Namen.’ Aber weder ſah der Anfang 1787 das vollendete Stück, noch gelang es bei wiederholten Anläufen, bis ins Jahr 1790 hin, des ſpröden Stoffes Meiſter zu werden: in Volkſtädt und Rudolſtadt, als Schiller die Pfade neuer Liebe wandelte, war die Stimmung des Menſchenfeindes nicht wiederzufinden, und auch ſein zum Gegenſtändlichen ſtrebender Sinn erkannte nun: daß ‘für die tragiſche Behandlung dieſe Art von Menſchenhaß viel zu allgemein und philoſophiſch’ ſei.

Nicht werden und wachſen, wie in Shakeſpeares Timon, ſehen wir den Menſchenhaß in Schillers Hutten: mit dem fertigen Pathos tritt er vor uns, gleich den Karl Moor und Karlos. Welche Erlebniſſe den Helden in die Feindſchaft gegen alles Menſchliche getrieben haben, erfahren wir aus dem Fragment nicht; und nicht auf concreten Vorgängen aus Huttens Leben, auf ſeinem abſtracten Empfinden liegt aller Nachdruck der Dichtung. In einer ländlichen Einſamkeit treffen wir ihn, für die das Bauerbacher Leben das Colorit und Rouſſeau die Stimmung hergab: ein wohlthätiger Gutsherr, ſchaltet er ‘in dieſen ſtillen Bergen’ über ſeinen Bauern, wie Henriette von

Wolzogen über ihren Unterthanen, und huldigend sucht ihn darum die Verehrung der Beglückten; aber sein bitterer Haß schüttelt sie ab, und ihren Dank verabscheut er: 'Waschet erst die Verleumdung von euren Lippen, den Wucher von euren Fingern, die scheelsehende Mißgunst aus euren Augen. Reiniget euer Herz von Tücke, werft eure gleißnerischen Larven ab.' Der Satiriker in Schiller spricht hier, der vor den realen Mächten der Welt zurückscheuende Idealist; und wie schon der Jüngling von dem 'possenhaften Lottospiel' dieser Erde sich enttäuscht abgewendet, so faßt sich jetzt all seine Bitterkeit, aber auch all sein Schillerscher Enthusiasmus, sein Menschenhaß und seine Menschenliebe in die Worte zusammen, welche Hutten an die Natur pathetisch richtet: 'Natur — Zu dir flüchte ich dieses liebende Herz — Tritt zwischen meine Menschlichkeit und den Menschen. Ich habe Ehrfurcht vor der menschlichen Natur — nur die Menschen kann ich nicht mehr lieben.' Das ist zugleich Rousseauisch empfunden, und zugleich aus der individuellen Erfahrung Schillers auf der Wanderschaft und in Bauerbach voll geschöpft: grade die allgemeine Menschenliebe der Zeit und des Dichters, welche den Millionen zurief: seid umschlungen! hatte zur Kehrseite diesen allgemeinen Menschenhaß, einen philosophischen, reflectirenden Haß, von welchem Shakespeares 'Timon' und Molières 'Misanthrope' nicht gewußt hatten. Schon Karl Moor bezeugte solche Maßlosigkeit des Empfindens, da er ausrief: 'Aus meinen Augen du mit dem Menschengesicht', und da er dem ganzen Geschlecht, der falschen, heuchlerischen Krokodilenbrut, Grimm und Verderben schwur: aus Menschenfeindschaft ward er zum Räuber. Aber wenn in Schillers Jugenddrama die ausströmende Glut der Rede fortreißt, so erkältet im 'Menschenfeind' die Oberherrschaft der Reflexion: Karl Moor handelt, Hutten spricht 'philosophische Briefe'. Ueber das Verhältniß von Ideal und Leben, über den Reiz der verschleierten Wirklichkeit, über die schönen Täuschungen der Liebe trägt er tiefsinnige Betrachtungen vor, welchen jedoch eine poetische Form nicht gefunden ist; und so zeigt denn das Drama dieser Zeit gleich dem Roman: wie empfindlich das vordringende philosophische Interesse die Erfindung

des Dichters hemmt und ſeine Geſtaltungsgabe ſchädigt. Das wiſſenſchaftliche Studium, erkannte Schiller ſelbſt, hatte ‘viel Dichterkraft in ihm verdorben’: ‘ich fühle dieſe Veränderung lebhaft bei meinem Menſchenfeind’.

Nur ein einziges Werk hat Schiller in dieſer Dresdener Periode geſchaffen, welchem zugleich mit der ſich vertiefenden geiſtigen Auffaſſung auch die Rundheit der künſtleriſchen Form eignet: das iſt der ‘Verbrecher aus verlorener Ehre, eine wahre Geſchichte’. Wie im ‘Geiſterſeher’, ſo betont Schiller auch hier, der poetiſchen Illuſion zu Liebe, die Wahrheit des Ereigniſſes; aber dennoch geht ſein Intereſſe, im ‘Verbrecher’ wie im ‘Geiſterſeher’, nicht von dem Reize der Begebenheit zumeiſt aus: weniger die Handlung, als ihre pſychologiſchen Urſachen ziehen ihn an. Auch dieſes Intereſſe iſt ihm in Dresden, im Umgange mit Körner, voll erwacht, und er ſelber nennt einmal die Frage nach den ‘Quellen der Handlungen’ ſeine und Körners ‘Lieblingsmaterie’. Im Einklang damit betont der Dichter im Beginn ſeiner Novelle: daß uns an den Gedanken des Helden und ihren Quellen mehr liegen müſſe, als an ſeinen Thaten und ihren Folgen; und er gelangt dazu, als ein Vorläufer moderner Kunſt, den Einfluß des Milieu, der umgebenden Welt auf die Entwicklung des Individuums kräftig zu kennzeichnen: ‘warum achtet man nicht auf die Beſchaffenheit und Stellung der Dinge, welche einen Menſchen umgaben?’ fragt er, und will ſcharf unterſchieden haben zwiſchen ‘der unveränderlichen Struktur der menſchlichen Seele und den veränderlichen Bedingungen, welche ſie von außen beſtimmten’.

Auf eine neue Kunſt weiſt Schiller mit ſo tiefgreifenden Erörterungen hin; aber der Einzelfall, an welchen er ſie knüpft, iſt ganz aus dem Geiſte ſeines Jahrhunderts angeſehen: für Toleranz kämpft er, für Milde des geſetzlichen und des moraliſchen Urtheils, und will darſtellen, wie nur die ‘verlorene Ehre’ ſeinen Helden zum Verbrecher gemacht. Weil Armuth und Liebe den Chriſtian Wolf dazu gebracht haben, ‘honett zu ſtehlen’, wird der Wilddieb zuerſt ins

Gefängniß und dann, mit dem Zeichen des Galgens auf dem Rücken, in die Festung geschickt: denn 'die Richter sahen in das Buch der Gesetze, aber nicht einer in die Gemüthsfassung des Beklagten'. Und nun erst wird Christian ein Mörder und ein Räuber, ein Menschenfeind wie Hutten und ein Feind der Gesellschaft wie Karl Moor: 'Alle Menschen hatten mich beleidigt', sagt er. 'Ich betrachtete mich als den Märtyrer des natürlichen Rechts, ich gelobte unversöhnlichen glühenden Haß allem was dem Menschen gleicht, und was ich gelobte, hab ich redlich gehalten'. Es ist Schiller, welcher diese Idee an den gegebenen Stoff heranträgt; in der Ueberlieferung, wie sie etwa Schillers Lehrer Abel aufgezeichnet hat, finden sich kaum einige Ansätze dazu, und der Friedrich Schwan der Wirklichkeit und der Christian Wolf der Novelle stehen sich fern genug. Schiller idealisirt die Gestalt frei, er giebt seinem Helden nicht nur ein auffallendes Maß von Bildung, sondern auch ein verfeinertes, abstractes Ehrgefühl, an das wir nur schwer glauben; aber die feste Bestimmtheit seiner Schilderung und der natürliche Fluß der schön bewegten Sprache fesselt bis zuletzt, und eine sicher abwägende Kunst gliedert die Erzählung kräftig. Aus der directen Darstellung des Beginns leitet der Dichter über zu einem ausführlichen Bericht des Helden selbst, welcher die entscheidende Zeit seines Lebens, die Entwicklung vom 'honetten' Dieb zum Räuber umfaßt; er giebt ein wahres Meisterstück psychologischer Schilderung in der Darstellung von Christians erstem Morde, dem Schwanken vor dem Entschluß und den Qualen nach der That; und führt dann wieder aus der Ich-Erzählung des Helden in die eigene Darstellung, indem er die Katastrophe schnell entwickelt, die halb freiwillige Gefangennahme Christians, mit welcher der neue Moor 'sich selbst in die Hände der Justiz überliefert'. An directer Rede, an Monolog und Dialog fehlt es in dieser Novelle eines Dramatikers nicht, aber auch den echt epischen Stil weiß der Dichter zu treffen in kurzen, entschlossenen Schilderungen, und nur auf dem Wesentlichen verweilt die Erzählung, ganze, weite Epochen der Entwicklung überspringend: denn weniger dem Reize der Begebenheiten, als den

'Quellen der Handlungen' fragte Schiller nach, und alles, was 'nichts unterrichtendes für den Leſer' hatte, ließ er darum bei Seite. So auch erklärt ſich, daß der Dichter das mit glänzendem Erfolg betretene Gebiet dennoch wieder verließ: weder der Roman, noch die Novelle vermochten ſeinen auf das Ethiſche gerichteten Sinn dauernd zu feſſeln, und nur vereinzelt ſtehen unter Schillers Werken dieſe reifen Proben epiſcher Kunſt da.

In der Einleitung zur Novelle hatte Schiller, mit einer Abſchweifung, welche auffällt, alles was er von der neuen Pſychologie forderte, auch von der Geſchichte gefordert; und er hatte, gleichwie für jene, auch für dieſe ein beſtimmtes Ideal aufgeſtellt: die Geſchichte ſo wie ſie gegenwärtig iſt, klagt er, 'muß ſich mit einem armſeligen Verdienſte um unſere Neugier begnügen, anſtatt eine Schule der Bildung zu ſein; manches läßt ſich gegen die gewöhnliche Behandlung der Geſchichte einwenden, und hier, vermuthe ich, liegt auch die Schwierigkeit, warum das Studium derſelben für das bürgerliche Leben noch immer ſo fruchtlos geblieben iſt.' Deutlich nimmt man hier wahr, wie das Intereſſe des Dichters, ſein productives Intereſſe, der Geſchichte ſich zuwendet, und wie er neue Anſprüche in das kaum betretene Land ſogleich mitbringt. Mit Ueberſetzungen begann Schiller, der Hiſtoriker: er verdeutſchte, im Verfolg ſeiner 'Karlos'-Studien, Merciers Schilderung 'Philipp der Zweite' (nebſt dem Gedicht 'Die unüberwindliche Flotte'), er beſchloß die Herausgabe eines Sammelwerkes 'Geſchichte der merkwürdigſten Rebellionen aus mittleren und neueren Zeiten' und entwarf ſelbſt für dieſes Unternehmen eine Darſtellung des Abfalls der Niederlande. Unter der Hand aber wuchs ihm die Arbeit ſo ſtark an, daß er ſie als ein ſelbſtändiges Werk, 'in zwei kleine Bände' getheilt, herauszugeben beſchloß; und ſo begleitete denn den von Dresden Scheidenden, neben den andern Fragmenten, auch der Entwurf zu der 'Rebellion der Vereinigten Niederländer' nach Weimar.

Nach der deutſchen Muſenſtadt hatte es den Dichter unwiderſtehlich gezogen; aber eben hier, in der Stadt Goethes und Wielands, ſollte

ihn ſein mächtig emporbringendes geiſtiges Wollen von den Wegen der Kunſt völlig ableiten. Die Geſchichte, die Antike, die Philoſophie bemächtigten ſich ſeiner, er empfand, inmitten der geſteigerten Cultur von Weimar, die Armuth ſeiner Bildung doppelt ſchmerzlich, und indem er die in Dresden begonnene Entwicklung mit der vollen Energie ſeines Weſens weiterführte, brachte er ſich auf die geiſtige Höhe der Zeit, wo die Kant und Goethe ſtanden. Der Dichter wurde zum Lernenden, zum Lehrenden; und erſt nach einer weitgeſtreckten Periode wiſſenſchaftlichen Strebens geſchah es, daß Schiller zu der Beherrſcherin ſeines Lebens zurückkehrte, als ein neuer Menſch.

Viertes Buch.

Lehrjahre.

Weimar.

Mich ſelbſt zu würdigen, habe ich den Eindruck müſſen kennen lernen, den mein Genius auf den Geiſt mehrerer entſchieden-großer Menſchen macht. Um nun zu werden, was ich ſoll und kann, werd' ich beſſer von mir denken lernen. Ich habe viel Arbeit vor mir, aber ich ſcheue ſie nicht mehr.

Schiller an Huber.

Weimars Bedeutung für die deutſche Cultur zählt ſeit dem Tage, da Goethe die Stadt betrat: am 7. November 1775. Zwölf Jahre ſpäter kam Schiller hin: den 21. Juli 1787. Ein anderes Weimar fand er vor, als er geträumt; die goldene Zeit war verrauſcht, verhallt der Lärm der Feſte, und in eine ſtille, unſchöne Landſtadt trat er ein.

Als Goethe und Karl Auguſt ſich fanden, war der Dichter 26, der Herzog 18 Jahre alt: und beide waren ‚der Tücke grundfeind, ſich jung zu fühlen und es nicht ausſprechen zu wollen.' Geſchwellt von Jugendkraft und Genie, erobernd und fortreißend auch die Widerſtrebenden, ſo war Goethe in Weimar erſchienen:

Mit ſeinem ſchwarzen Augenpaar
Zaubernden Augen mit Götterblicken
Gleich mächtig zu tröſten und zu entzücken,
So trat er unter uns, herrlich und hehr
Ein echter Geiſterkönig daher,
Und Niemand fragte: Wer iſt denn Der?
Wir fühlten beim erſten Blick: 's war Er!

So ſang ſelbſt Wieland begeiſtert, der Weimariſche 'Prinzenerzieher', den Goethes Spott getroffen, und der nun einem Größeren die geiſtige Herrſchaft laſſen mußte.

Von dieſer erſten Zeit Weimarer Daſeins bekannte Goethe den Freunden: 'wir treiben's toll, wir machen des Teufels Zeug.' Aber die Luſtigkeit verbrauſte, und Tage ernſter Sammlung folgten auf all dieſe Jagden und Bälle, auf Schlittenfahrt und Maskenfeſt und ſtürmendes Spiel der Kräfte. Ueber die Empfindſamkeit triumphirte ein feſter Manneswille; und der Dichter des Crugantino hob Rekruten aus und ſorgte um hungernde Strumpfwirker. War man einſt in der 'Werthermontirung' einhergeſchritten, der Etiquette Trotz bietend, und hatte man ſelbſt im Conſeil 'wertheriſirt', ſo wurden nun Formen und Conventionen aus ihrer Verbannung wieder hervorgeholt; und während der Jägersmann Karl Auguſt zum Politiker ward, ſchloß Goethe den engſten Bund mit der Natur und fand ſich im Gartenhaus am Park den ſchönſten Platz zu ſtillem Sinnen aus. Der Trieb zur Poeſie ſchien zu ſchweigen, vom Trieb zur Thätigkeit, zur wiſſenſchaftlichen Erkenntniß übertönt; und erſt nach einem Jahrzehnt Weimarer Dienſtes, als aus dem Zwange der Pflichten der Dichter ſich mächtiger emporrichtete, entfloh Goethe, der Sorge um Staat und Hof müde, mit plötzlichem Entſchluß über die Alpen.

In ein Weimar ohne Mittelpunkt gelangte ſo Schiller: Goethe war fern; und der Herzog, in den Angelegenheiten des Fürſtenbundes hin und widerreiſend, hatte eben Schillers Weg bei Naumburg gekreuzt: 'jetzt iſt er in Potsdam und man weiß noch nicht, wiebald er zurückkommen wird.' Still, von Niemand willkommen geheißen, als von Charlotte Kalb, kam Schiller an und nahm Wohnung im 'Erbprinzen'.

Großer Erwartungen voll, betrat er die Stadt: den 'Weimariſchen Rieſen' zu begegnen, war ein Abenteuer, deſſen Wichtigkeit er laut empfand; und geſpannt und aufgeregt, gleich ihm, harrten in der Ferne die Freunde des Ausganges. Zwar ein längerer Aufenthalt war in keiner Weiſe geplant, vielmehr ſchien die Wiederkehr

nach Dresden und die dauernde Vereinigung mit den Zurückgebliebenen Aller Wunsch; aber doch kann sich Schiller nicht genug thun im genauen, historischen Berichten seiner Erlebnisse, doch ermüdet Körner nicht, immer neue Erzählung zu fordern: alles scheint ihnen von Interesse, alles bedeutend, und in neun Tagen laufen fünf ausführliche Schilderungen von Weimar nach Dresden.

Die Empfindungen jedoch, welche Schiller mitbrachte, wurden von Weimar nur sehr unvollkommen erwidert. Was wußte man von ihm, in Goethes Kreis? Nichts, so gut als nichts. Herder, der bedeutendste Mann der Stadt in diesem Augenblick, war in Schillers Verhältnissen 'erstaunlich fremd'; Wieland, wenngleich etwas besser unterrichtet, sah doch mit mehr neugierigem, als theilnehmendem Blick dem Kommenden entgegen: was wollte er denn in Weimar, dieser Dichter der 'Räuber', der mit seinem revolutionären Pathos von Wielands spielenden Grazien so fern war? Was hatte ihn hergezogen, wer ihn gewünscht? Saßen die Genies einander nicht schon nahe genug in dem kleinen Ort? Die Goethe und Herder hatte Karl Augusts Wort einst gerufen; die Klinger und Lenz, die Lavater und Kaufmann und alle die fahrenden Männer, sie waren als Freunde der Führenden doch gekommen — aber wessen Freund war Schiller? Wollte der weimarische 'Rath' sich seßhaft machen, suchte er Bündniß, Stellung, Geltung bei Hofe? Es galt, mit dem neuen Ankömmling diplomatisch vorzugehen, und zwischen Annäherung und Meiden die geschickte Mitte zu halten.

Zwischen Schillers Wünschen und den Anschauungen der weimarischen Welt bestand so ein völliger Gegensatz; und indem er, heftig begehrend und anstürmend nach seiner Art, in sie eintrat, mußte die herbste Enttäuschung ihn überfallen. Eine Reihe von dramatisch bewegten, wechselreichen Tagen erwartete ihn, deren Zusammenhang wir, im Großen wie im Kleinlichen, in seinen Briefen verfolgen; und erst, als er in stiller Arbeit zu gewinnen suchte, was er im Anfang erpochen und erobern gewollt, stellt sich ein besseres Verhältniß her, zwischen Weimar und Schiller.

Zwei Tage nach ſeiner Ankunft, am 23. Juli, machte Schiller den erſten officiellen Beſuch: ‘durch ein Gedränge kleiner und immer kleinerer Creaturen von lieben Kinderchen’ gelangte er zu Wieland. In der kleinen Stadt ſaß der trotz ſeiner 53 Jahre jugendlich bewegliche Mann aufmerkſam da, bereit, alles Neue kennen zu lernen und die jungen Leute zu protegiren, welche ihm Hilfe leiſten konnten: er ſuchte literariſche Allianzen, er ſuchte Mitarbeiter für ſeine Zeitſchrift ‘Merkur’, ſuchte Männer für ſeine vielen Töchter. So hatte er Reinhold, den Philoſophen, gütig aufgenommen und ihm ſeine Tochter Sophie zur Frau gegeben; ſo empfing er ein Jahrzehnt ſpäter Heinrich von Kleiſt als ſeinen Gaſt und ſchien ihm ſeine ‘ſehr hübſche Tochter’ anvertrauen zu wollen. Auch Schiller konnte als Candidat nach beiden Seiten gelten: für den ‘Merkur’ wie für die Töchterſchaar; daher ward er freundlich empfangen, nicht wie ein Fremder, ſondern wie ein bereits erwarteter Bekannter, den man nun ſobald nicht wieder verlieren wird. Sehr ſchnell ward Wieland aufgeweckt, lebhaft, warm: ‘ich fühlte, daß er ſich bei mir gefiel’, ſagte Schiller, ‘und wußte, daß ich ihm nicht mißfallen hatte, ehe ich's nachher erfuhr.’ Dennoch ſtanden die Beiden einander ſcharf beobachtend, ein Schwabe dem Schwaben, gegenüber, und ließen die letzte Abſicht nicht blicken: ‘Ueber meine Erwartungen’, ſchreibt Schiller, ‘habe ich, aus guten Gründen, in der erſten Unterredung kein Wort mit ihm verloren. Ueberhaupt kann ich, da der Herzog nicht ſobald kommt, abwarten, bis er ſelbſt davon anfangen wird. Es ſollte mich wundern, wenn er nicht hierüber etwas im Schilde führte.’

Mit der gleichen beobachtenden Vorſicht trat Schiller Herder gegenüber: er achtet genau auf den Eindruck, den er macht, denn er empfindet ganz die Wichtigkeit dieſer Unterredung und jedes einzelnen Schrittes, den er auf dem claſſiſchen Boden wagt. Er offenbart in dieſer Zeit die ganze Schärfe, deren ſeine Natur fähig iſt, aber auch die ganze Beſcheidenheit naiver Größe zeigt er in der pietätvollen Scheu, mit der er, nicht ein Gleichberechtigter ſondern ein noch Strebender und Suchender, vor die Meiſter der Literatur tritt. Das

Zusammentreffen mit Herder verlief freundlich, obgleich Schiller erkennen mußte, daß er hier völlig ein Fremder war: ‘Herder ging mit mir um’, berichtet er, ‘wie mit einem Menschen, von dem er weiter nichts weiß, als daß er für etwas gehalten wird. Ich glaube, er hat selbst nichts von mir gelesen.’ Damit Herder ihn besser kennen lerne, bat er ihn daher, das Werk zu lesen, das er vollendet nach Weimar mitgebracht, den ‘Karlos’; und denselben Wunsch äußerte er gegen Wieland, der ihm sein genaues Urtheil versprach. Doch Wielands Kritik blieb aus; und auch sonst ließ der zuerst so Entgegenkommende eine volle Woche lang nichts von sich hören. Vergebens, daß Schiller, um ihn zum Sprechen zu bringen, in einem kleinen Billet den Diderot bei ihm auslieh — Wieland schickte das Buch, aber blieb stumm.

Bald aber erfuhr Schiller dennoch, wie er zu Wieland und wie er zu Weimar stand: der ‘Karlos’ war bei Hofe vorgelesen worden — und hatte mißfallen. Auch Wieland, der nicht liebte, wenn man ‘zur Unzeit brav’ war, und der empfand, woher der Hofwind wehte, hatte in die Verurtheilung eingestimmt.

Gleich Karl August, war auch Luise, die regierende Herzogin, damals auf Reisen; aber die Mutter des Herzogs, Anna Amalia, Wielands alte Freundin war zu Hause und hatte Schiller, bald nach seiner Ankunft, auf ihren ländlichen Wohnsitz Tiefurt geladen; sie hatte ihn durch den Park geführt und am Abend gnädig entlassen: Schiller habe sie ‘erobert’, sagte Wieland. Schon am zweiten Tage war er wieder geladen und mit ihm Charlotte: ‘Mein Verhältniß mit Charlotten’, so berichtete er, ‘fängt hier an ziemlich laut zu werden und wird mit sehr viel Achtung für uns beide behandelt. Selbst die Herzogin hat die Galanterie, uns heute zusammen zu bitten, und daß es darum geschah, habe ich von Wieland erfahren. Man ist in diesen Kleinigkeiten hier sehr fein, und die Herzoginnen selbst lassen es an solchen Attentionen nicht fehlen.’ Aber gerade die Anwesenheit Charlottens sollte Schiller in Schaden bringen: während sie sonst die freie Sicherheit und den Anstand seines Wesens beloben konnte

und ihn versicherte, er dürfe es mit seinen Manieren überall wagen, machte er jetzt einen argen Verstoß gegen die bei aller Zwanglosigkeit unverbrüchliche Hofsitte: auf einige Fragen, die ihm Anna Amalia that, antwortete er nicht dieser, sondern der Freundin und ließ die Herzogin stehen: ‘es kann mir begegnet sein’, bestätigt Schiller, nachdem ihm Charlotte seine Schuld vorgehalten, ‘denn ich besann mich niemals, daß ich Rücksichten zu beobachten hätte.’

Nun traf es sich, als man nach Weimar zurückkehrte, daß eben ein Fremder angekommen war: Gotter, der Verfasser des ‘schwarzen Mannes’. Er hing der französischen Bildung noch an und galt bei Hofe viel, als ein in Theaterdingen erfahrener, gewandter Mann; und er war es jetzt, der in einer Gesellschaft in Tiefurt, in Gegenwart Wielands, den ‘Karlos’ vorlas. Nur die erste Hälfte des Stückes that ihre Wirkung, die zweite versagte; und Gotter behauptete mit Eifer, daß diese durch Dunkelheit, Unwahrscheinlichkeit und durch das Zurücktreten des Karlos das Beste verlöre. Sein eng formales, doch nicht unzutreffendes Urtheil, welches Schillers liebste Gestalt, den Posa, mißachtete, empfand der Dichter als persönliche Unbill, und bitter ließ er sich jetzt gegen Körner aus, über Gotter, den Hof, das ganze Weimar: ‘Gotter haßt mich,’ schrieb er, ‘und hatte vielleicht grade darum sich zur Vorlesung des Karlos erboten, welches ganz sein Gedanke war. Er grade ist der Mensch, der sich gegen jede Wirkung der Kunst sträubt, die ihm nicht auf dem Teller *seiner* Kritik zukommt, der nur durch die Regel genießen kann. Aber unangenehm war's mir doch immer, meinem Text allemal einen Commentar beifügen zu müssen. Gotter und Wieland haben sich in manchen Urtheilen darüber begegnet, und ich muß bei dem letzteren auf die alltäglichste Einwendung gefaßt sein.’ Was aber Gotter und nach ihm Wieland meinte, das meinte die Herzogin, das meinte der Hof; und so war der weder in seinem Wesen noch in seinen Werken bestehende Poet gefallen, gleich beim ersten Eintritt.

Sehr ernüchtert schrieb nun Schiller, am 18. August, den Freunden: daß er wenig Merkwürdiges erlebe, und daß er an Abreise

denke; nach Meiningen und Bauerbach will er, zu Christophine und Frau von Wolzogen: ‘Ich brachte die Zeit sehr eingezogen zu’, erzählt er, ‘und wenn ich sagte: angenehm, so müßte ich Euch belügen.’ Wieland sei verreist, Herder krank; die regierende Herzogin, die inzwischen zurückgekehrt, werde er nicht sprechen, da es mit ‘erstaunlichen Zeremonien’ verknüpft sei, und da er sich doch nicht lange mehr aufhalte: ‘Wie wenig ist Weimar’, ruft er aus, ‘da der Herzog, Goethe, Wieland und Herder ihm fehlen.’ Eilig meldete er an Frau von Wolzogen, daß er mit Nächstem in Meiningen eintreffe und bat um Quartier für sich und seinen Bedienten; was dann weiter geschehen sollte, ob er zu Körner zurückkehren, ob er dem Rufe Schröders nach Hamburg folgen wollte, erfahren wir nicht, aber entscheidend in jedem Falle, für sein äußeres wie sein inneres Leben, hätte dieser Bruch mit Weimar, dieser Fehlschlag all seiner Erwartungen wirken müssen.

Aber Schillers Absicht, zu scheiden, ward nicht erfüllt. Denn nun geschah es, daß er einen Ausflug nach Jena unternahm, und den freundlichsten Eindruck hier empfing, welcher alle seine Pläne umstieß. Er fuhr mit Sophie Reinhold, Wielands Tochter, und Charlotte Kalb hinüber und blieb sechs Tage Reinholds Gast: ‘noch nie ist mir's in einem fremden Ort so behaglich gewesen’, bekannte er. In seinem Wirth fand er einen begeisterten Kantianer vor, der ihm das Gefühl gab, welches Körner vergebens zu wecken gesucht hatte: daß er in das Studium Kants, jetzt oder später, werde ernsthaft eintreten müssen. Die Bekanntschaft mit den Zierden der Universität brachte ihm neue Anregung: er sah Schütz, den Begründer der umfassenden ‘Jenaer Litteraturzeitung’, Hufeland, den Juristen, welchen er ‘einen stillen, denkenden Geist, voll Salz und tiefer Forschung’ nannte, sowie den Theologen Griesbach, von dessen großem Gartenhause er entzückt die ‘ganz herrliche Landschaft’ genoß. ‘Hier waren wir zu zehn Personen beisammen’, erzählt er, ‘und der Ton, den ich fand, gefiel mir ungemein.’ Nach den Erfahrungen in der Hofstadt Weimar sprach ihn die freiere Lebensführung der Universitätsstadt um so lebhafter an; und da ihm Griesbach die Vortheile der Hochschule schilderte, an der man wie in

einer Republik lebe, als unabhängiger Mann, der sich um keine Fürstlichkeit bekümmere, da Reinhold ihn versicherte: er könne, ohne ein Wort darüber zu verlieren, einen Ruf nach Jena erhalten, begann Schiller den Gedanken einer Jenaer Existenz bei sich zu erörtern, und Wissenschaft und freie Schriftstellerei gegeneinander abzuwägen. Selbst der Ort gefiel ihm jetzt weit besser, als derjenige, aus welchem er kam: 'Jena ist oder scheint ansehnlicher als Weimar', sagt er, 'längere Gassen und höhere Häuser erinnern einen, daß man doch wenigstens in einer Stadt ist.' In der That war Weimar mit seinen 6000 Einwohnern, seinen häßlichen, niedrigen alten Häusern und seinen schlecht gepflasterten Straßen, damals noch ganz das 'Mittelding von Hofstadt und Dorf', als das Herder es bezeichnet: 'Weimar,' so sagt ein Chronist, 'ist ein mittelmäßiger Ort, dessen Gassen weder an Reinlichkeit noch an Bauart der Häuser dem heitern und luftigen Jena gleichkommen. Die Häuser sind meist alle dürftig gebaut, und es hat fast alles das armselige Ansehen einer nahrungslosen Landstadt. Man darf sich nicht weit von den Hauptstraßen entfernen, um in Winkel und Löcher zu kommen, welche noch mehr dieses Ansehen haben. Kein einziger Platz ist, der der Stadt eine residenzähnliche Ansicht gäbe.'

Dem nach Weimar Zurückkehrenden erschien der Ort nicht heimischer, die Gesellschaft nicht begehrenswerther, und er sprach noch einmal kühl die Absicht aus, nach Meiningen abzugehen. Aber in einem denkwürdigen Brief an Huber faßt er den Eindruck dieser Tage und den Entschluß, den sie ihm gegeben, in kräftigen, stolzen Sätzen zusammen, und er findet sich selber wieder in dem einen, festen Vorsatz: Arbeit! 'Das Resultat all meiner hiesigen Erfahrungen', so schreibt er, am 28. August 1787, 'ist, daß ich meine Armut erkenne, aber meinen Geist höher anschlage, als bisher. Dem Mangel, den ich im Vergleich mit andern in mir fühle, kann ich durch Fleiß und Application begegnen, und dann werde ich das glückliche Selbstgefühl meines Wesens rein und vollständig haben. Ueberlege einmal, ob es nicht unbegreiflich lächerlich wäre, aus einer feigen

Furcht vor dem Unmöglichen und einer verzagten Unentſchloſſenheit ſich um den höchſten Genuß eines denkenden Geiſtes, Größe, Hervorragung, Einfluß auf die Welt und Unſterblichkeit des Namens zu bringen. Das geſtehe ich Dir, daß ich in dieſer Idee ſo befeſtigt bin, daß ich mit Gelaſſenheit mein Leben an ihre Ausführung zu ſetzen bereit wäre.' Das Mittel aber, durch welches er zu dieſem Ziel ſchreiten will, iſt ein Beſitz, welchen er bisher nur unvollkommen geſchätzt: die Zeit; 'wie ſchön iſt der Gedanke,' ruft er, (vielleicht unter der Nachwirkung Kantſcher Anſchauungen, wie ſie ihm durch Reinhold in jenen Tagen nahegetreten) 'durch den bloßen richtigen Gebrauch der Zeit, die unſer Eigenthum iſt, ſich ſelbſt, ohne fremde Hilfe, ohne Abhängigkeit, alle Güter des Lebens erwerben zu können.' Aus jedem Worte leuchtet der Entſchluß hervor, den die Weimarer Erlebniſſe ihm gegeben: auf den eigenen Füßen nur zu ſtehen, und von keinem andern Herrn Befehle zu empfangen, als von ſeinem Genius.

Am ſelben Tage, da Schiller dieſen Brief ſchrieb, begab er ſich in Goethes Gartenhaus, zu Herrn von Knebel, der es in Abweſenheit des Freundes bewohnte: es galt, Goethes Geburtstag zu feiern, durch Souper, Illumination, Feuerwerk. 'Wir fraßen herzhaft,' erzählt Schiller, 'und Goethes Geſundheit wurde von mir in Rheinwein getrunken. Schwerlich vermuthete er in Italien, daß er mich unter ſeinen Hausgäſten habe; aber das Schickſal fügt die Dinge gar wunderbar.' Sehr wohl fühlte ſich Schiller in dieſem Kreiſe nicht, wo eine Hingabe an den größten der 'Weimariſchen Rieſen' herrſchte, die ihn übertrieben dünken mußte, und wo ſeinem zu philoſophiſchem Betrachten geneigten Sinn das Evangelium reiner Naturbeobachtung entgegentrat: 'Goethes Geiſt', ſchreibt er, 'hat alle Menſchen, die ſich zu ſeinem Zirkel zählen, gemodelt. Eine ſtolze Verachtung aller Speculation, mit einem bis zur Affectation getriebenen Attachement an die Natur und einer Reſignation in ſeine fünf Sinne bezeichnet ihn und ſeine ganze hieſige Secte. Da ſucht man lieber Kräuter oder treibt Mineralogie, als daß man ſich in leeren Demonſtrationen verfinge. Es iſt ſoviel Gelebtes, ſoviel Sattes und grämlich

Hypochondrisches in dieser Vernünftigkeit, daß es einen beinahe mehr reizen könnte, nach der entgegengesetzten Weise ein Thor zu sein.'

In den Absichten aber, die Schiller an Goethes Geburtstag ausgesprochen hatte, befestigte er sich nun immer mehr, und Arbeit, unermüdliche Arbeit ward seine Losung. Er begann, sobald er nur dem Drang zur Thätigkeit wieder genügen konnte, sich in Weimar wohler zu fühlen, und an Abreise ward nicht gedacht: 'Ich fange an', so schreibt er den 10. September, 'mich hier ganz leidlich zu befinden, und das Mittel, wodurch ich es bewerkstellige — Du wirst Dich wundern, daß ich nicht früher darauf gefallen bin — das Mittel ist: ich frage nach Niemand.' Ein Jeder in Weimar treibt es so, empfindet Schiller: 'So viele Familien, ebensoviele abgesonderte Schneckenhäuser, aus denen der Eigenthümer kaum herausgeht, um sich zu sonnen. In diesem Stück ist Weimar das Paradies. Eine stille, kaum merkbare Regierung läßt einen so friedlich hier leben und das Bischen Luft und Sonne genießen. Anfangs habe ich mir alles viel zu wichtig, zu schwer vorgestellt. Ich habe mich selbst für zu klein und die Menschen umher für zu groß gehalten. Jeden glaubte ich meinen Richter, und jeder hat genug mit sich selbst zu thun, um mich auszulauern.'

Die Briefe an Körner werden nun spärlicher; Schiller erlebt weniger und arbeitet mehr. Er stellte sich das Ziel: innerhalb eines Jahres Herr seines Schicksals zu sein, und weder von Körners Hilfe, noch von dem guten Willen irgend eines Andern ferner abzuhängen. Nur ganz obenhin macht er den Versuch, sich dem rückkehrenden Herzog vorzustellen, und hält sich von allem höfischen Leben so weit entfernt, als nur möglich: denn der 'Vorrath von Toleranz', den der nach Weimar Reisende eingepackt, war gründlich erschöpft. Scharfe, ja verbitterte Aeußerungen fallen nun, über die Empfindsamkeit und die Liebesabenteuer der Weimarer Damen, über die Flachheit der adeligen Gesellschaft, und nur Charlotte von Stein wird ausgenommen: 'eine wahrhaft eigene interessante Person, von der ich begreife, daß Goethe sich so ganz an sie attachirt. Man sagt, daß ihr Umgang

ganz rein und untadelhaft sein soll.' Schillers Verkehr beschränkt sich jetzt auf Charlotte Kalb, Herder, den Hofrath Voigt, welcher seine volle Sympathie gewonnen hatte, und auf einige Andere; einen Tag die Woche besuchte er den Clubb, und zum Spaziergehen hatte er sich den 'Stern' erwählt, einen Theil des prächtigen Parkes, Weimars schönste Zier: 'die übrige Zeit', sagt er, 'bin ich zu Hause und arbeite.'

Mit voller Schaffensluſt trat Schiller jetzt in das Studium der Geſchichte ein: den 'Geiſterſeher' ließ er liegen, und allein der 'Abfall der Niederlande' beſchäftigte ihn. Hatte er ſchon vor der Jenaer Reiſe nach dieſer Arbeit wieder gegriffen, ſo war er ihr nun, da er den Gedanken einer akademiſchen Stellung erwog, vollends hingegeben. Die Weimarer Bibliothek, welche Schiller mit hiſtoriſchen Werken 'vortrefflich beſetzt' fand, wird jetzt eifrig benutzt, zehn Stunden des Tages ſitzt der einſame Arbeiter über Grotius, Strada, und die anderen Quellenſchriften gebückt, und das frohe Gefühl des Gelingens hilft ihm über alle Mühen hinweg. Seine Laune wird beſſer, die Urtheile werden milder: 'ich kann nicht leugnen', ſchreibt er den 14. October, 'daß ich ſehr wohl zufrieden bin; dabei finde ich, daß in uns ſelbſt die Quelle der Schwermuth und Fröhlichkeit iſt.' Zwei Weimarer Frauen, auf die ihn Körner aufmerkſam gemacht und über die er zuerſt ablehnend geredet, Corona Schröter und die reiche Erbin Caroline Schmidt treten ihm jetzt näher; und auch mit Wieland kommt eine Ausſöhnung zu Stande, welche eine Verbindung Schillers mit dem Merkur zur Folge hat; ja, im erſten Enthuſiasmus denkt Schiller ſogar daran, ſeine Thalia in Wielands Zeitſchrift aufgehen zu laſſen, deren 'präſumtiven Erben' er ſich nennt. Eifrig ſetzt Schiller dem Dresdener Freunde die Nützlichkeit dieſer Verbindung auseinander, gerade im gegenwärtigen Augenblick: 'weil ich die Nothwendigkeit einſehe, viel zu leſen und dieſes mit vielem Schreiben nicht wohl vereinigen könnte, wünſchte ich einen Canal zu haben, in den ich gleich die erſten Reſultate meiner Lectüre werfen könnte.' Und ſo heimiſch wird es ihm nun in Weimar, daß er ſtatt an die Rückkehr nach Dresden zu denken, den Freunden den Vorſchlag hinwirft: ſie alle ſollten nach

Weimar übersiedeln — wo Wieland, Herder und viele andere zu ihrer Freundschaft ‚einen recht schönen Hintergrund abgeben' würden. Natürlich wies Körner diesen Plan ab; zu dem Bündniß mit Wieland aber sprach er seinen Segen, und wirklich eröffnete im neuen Jahrgang des Merkur Schiller seine Mitarbeiterschaft mit der Einleitung zum Abfall der Niederlande; Wieland hatte den neuen Genossen schon zu Ende 1787 angekündigt, wie folgt: ‚Es ist mir angenehm, die Nachricht geben zu können, daß der Rath Schiller mit bevorstehendem Jahrgang Antheil am Mercur nehmen will und vielleicht jedes Monatsstück mit einem Aufsatz von seiner Hand zieren wird, die schon in ihren ersten Versuchen den künftigen Meister verrieth und nun, da sein Geist den Punkt der Reife erreicht hat, die Erwartung rechtfertigt, die sich das Publikum von dem Verfasser des ‚Fiesko von Genua' und des ‚Don Karlos' zu machen Ursache hatte. Da ich selbst vom Mittagspunkte des Lebens schon einige Jahre herabsteige, so gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, diesen vortrefflichen jungen Mann an meiner Seite zu sehen.'

Die Anknüpfung mit Wieland brachte aber auch den andern Plan wieder empor, welchen der töchterreiche Vater hegte; und der Gedanke wenigstens beschäftigte Schiller: Wielands Schwiegersohn zu werden. In dem kleinen Orte, wo jeder jedem ins Haus sah, wurden solche Absichten bald bekannt, und bis zu Körner drang das Gerücht. Erst spät ward Schiller inne, daß hier etwas wie ein Wielandsches kluges Manöver zu Grunde lag: er hatte geglaubt, nur aus sich heraus den Plan zu fassen, wo er vielmehr der leisen Führung Wielands gefolgt war. Unsicher genug klingt, was er in solcher Stimmung an Körner, den 19. November, schreibt: ‚Ich glaube wirklich, Wieland kennt mich noch wenig genug, um mir seinen Liebling, seine zweite Tochter nicht abzuschlagen, selbst jetzt nicht, da ich nichts habe. Aber ich weiß nicht, ob ich in diesen Kreis gehöre; ob ich ewig darin verharren, mich nie daraus sehnen, ob ich diesen Menschen werth bleiben kann — das weiß ich nicht. Du, dem mein Glück wie das seinige nahe geht, sage mir, ob alle Erfahrungen, die Du über mich

gemacht, ſich mit der Idee reimen, daß ich eine Frau habe, und ein mir ſo entgegengeſetztes Weſen, eine unſchuldige Frau. . . . Es iſt ſonderbar, ich habe hohe Begriffe von häuslicher Freude, und doch nicht einmal ſo viel Sinn dafür, um mir ſie zu wünſchen. Ich werde ewig iſolirt bleiben in der Welt, ich werde von allen Glückſeligkeiten naſchen, ohne ſie zu genießen.'

Schiller ſchließt die hin und her wogende Betrachtung mit den charakteriſtiſchen Worten: 'Charlotte weiß von dieſem Monolog meiner Vernunft nichts.' Und hier liegt der Schlüſſel zu Schillers Abſichten: wieder iſt das Verhältniß zu Charlotten auf dem Punkte angelangt, wo ein Abbrechen, eine Kataſtrophe unvermeidlich wird.

Der aus Henriette Arnims Feſſeln entfliehende Dichter hatte bei Charlotten neues Glück gehofft, den Erfahrungen von Mannheim zum Trotz; und ſo beging er das Wagniß, ein Verhältniß wieder aufzunehmen, das zwei Jahre zuvor geendigt ſchien. Abermals trat er der fern vom Gatten lebenden Frau gefährlich nahe, abermals hob das alte Spiel von Locken und Meiden, von Begehren und Verſagen an. Schiller ſuchte, was nicht freiwillig gegeben ward, durch Liebesliſt zu erringen: 'er forderte ſchriftlich oft', erzählt Frau von Kalb, 'ich möchte doch zu ihm kommen, er könne nicht ausgehen. Obwohl geneigt, konnte ich doch wiſſen, daß ſolches unmöglich und Ungeſtümes bereiten müſſe.' Die ganze Taktik Charlottens liegt in dieſen Worten: 'obwohl geneigt', gewährte ſie nicht, und hielt den Fordernden in erwartender Unruhe. Das konnte um ſo weniger dauern, als ſchon das erſte Wiederſehen den Dichter eine Veränderung in Charlotte wahrnehmen ließ, welche ſeine Neigung unvermerkt beeinfluſſen mußte: 'Spuren von Kränklichkeit' fand er bei ihr, die ſie oft an 'Sammlung des Geiſtes' hinderte. Ihr Begegnen hatte 'ſoviel Gepreßtes, Betäubendes', daß er ſchwer fand, es zu ſchildern; immer von Neuem wiederholt er dem Freunde, wie beinahe unmöglich es ihm iſt, über Charlotte zu ſchreiben, ſo ſchwankend ſei gegen ſie ſein Empfinden: 'Es iſt mir wahrſcheinlich, daß der Keim einer unerſchütterlichen Freundſchaft in uns Beiden vorhanden iſt,

aber er wartet noch auf seine Entwicklung. In Charlottens Gemüth ist übrigens mehr Einheit als in dem meinigen. Lange Einsamkeit und ein eigensinniger Hang ihres Wesens haben mein Bild in ihrer Seele tiefer gegründet, als bei mir der Fall sein konnte mit dem ihrigen'. Das klingt schon bedenklich genug; und eine Ahnung mochte in Schiller erwachen: es könne der Wunsch, dies Verhältniß zu lösen, in ihm früher lebendig werden, als in Charlotten. Dennoch hielt er an dem Gedanken fest, mit welchem er nach Weimar gekommen: Charlotten und ihren Gatten nach Dresden, in den Kreis der Freunde, einzuführen; und ein Haushalt zu Dreien schwebte ihm vor, nach jenem berühmten Vorbild, das in Rousseaus 'neuer Heloise' Wolmar, Julie und St. Preux gegeben. Die Ankunft Kalbs zerstörte solche Pläne, und Schiller war der Erste, zu erkennen, daß vor der Macht der Thatsachen romanhafte Ideale schwinden mußten: 'Ich weiß nicht', schreibt er, 'ob die Gegenwart des Mannes mich lassen wird, wie ich bin. Ich fühle in mir schon einige Veränderung, die weiter gehen kann. Wielands Haus besuche ich jetzt am fleißigsten, und ich glaube, es wird so bleiben. Laß diese Stelle unsere Weiber nicht lesen.'

Mit aller Heftigkeit seines Empfindens erkannte es Schiller: daß er die Macht der Frau von Kalb brechen müsse für immer. Zur selben Zeit, da Goethe sich von Frau von Stein löst, treibt es ihn an, Charlotten zu entsagen; und wie jener, strebt er aus ungesunden und ungewissen Verhältnissen heraus in einfache und klare. Nur in der Richtung, die nun einzuschlagen war, ging sein Gefühl noch irre: er glaubte durch 'Monologe der Vernunft' entscheiden zu können, wo allein das Herz sprechen durfte. Aber alles Schwanken endete, als eine neue Erscheinung nun vor ihn trat: da er Lotte Lengefeld gesehen, ward er inne, wo ihn das Glück seines Lebens erwartete.

Die Schweſtern Lengefeld.

In Rudolſtadt lebt eine Frau von Lengefeld mit einer verheiratheten und einer noch ledigen Tochter. Beide Schweſtern haben etwas Schwärmerei, doch iſt ſie durch Geiſtescultur gemildert. Beide ſind (ohne ſchön zu ſein) anziehend und gefallen mir ſehr.

Schiller an Körner.

Die Reiſe nach Meiningen und Bauerbach, welche Schiller im Auguſt 1787 geplant, trat er im November endlich an. Zwei Tage blieb er in der Nähe der Schweſter und der Freundin, und er ſah ſich, nach einer Abweſenheit von fünf Jahren, abermals in der winterlichen Einſamkeit des Thüringer Waldes. Er hatte von der Wiederkehr an den vertrauten Ort 'Intereſſantes für ſein Herz' gehofft, doch ſein Erwarten ſchlug fehl: die 'heiligen Pilgrims-Gefühle' wollten nicht erwachen. 'Jene Magie war wie weggeblaſen', ſagt er. 'Damals war ich noch nicht in der Welt geweſen, ich ſtand ſo zu ſagen ſchwindelnd an ihrer Schwelle. Wie viele neue Gefühle, Schickſale und Situationen lagen nicht in dieſem Zwiſchenraume. An dieſer Verwandlung ſah ich, daß eine große Veränderung mit mir ſelbſt vorgegangen war.'

Den Rückkehrenden begleitete Wilhelm von Wolzogen, Henriettens Sohn; und er beſtimmte den nach Hauſe Strebenden nur ſchwer, mit ihm bei Verwandten einzuſprechen, die er in Rudolſtadt beſuchen wollte: der Familie Lengefeld. So ritten denn, am 6. December 1787, die zwei Freunde in die ſtille Stadt ein; als ſie, in Reiſemäntel gehüllt, am Hauſe der Frau von Lengefeld vorüberkamen, verbarg

Wolzogen ſcherzend ſein Geſicht zur Hälfte, der andere Reiter, weil er den Frauen unbekannt blieb, erregte um ſo lebhafter ihre Neugier. Ein Fremder um dieſe Jahreszeit war ein Ereigniß; wie verwünſchte Prinzeſſinnen erſchienen ſich die Töchter des Hauſes, die auf Erlöſung aus einförmiger Winternacht hofften; und als ihnen nun Wolzogen auf den Abend den Beſuch ſeines Reiſegefährten Friedrich Schiller ankündigte, da ward der Eindruck ein unvergeßlicher auf beiden Seiten: 'es ſoll mir ein lieber Tag ſein, der ſechſte December!' ſchreibt Lotte Lengefeld ſpäter an Schiller. 'Schnell faßte meine Seele dein Bild.'

Die Mutter und zwei Töchter fand Schiller in dem Hauſe der Rudolſtädter Neuen Gaſſe vor; der Vater war todt. Er war ein energiſcher, thätiger Mann von eigenartigem Wollen, deſſen kluge Betriebſamkeit an Schillers Vater erinnern kann: wie dieſer die Baumcultur, hatte er das Forſtweſen der Heimath auf eine neue Stufe gehoben, und bis zu Friedrich dem Großen war ſein Ruhm gedrungen. Ein ſtarker, feſt dreinblickender Herr von wohlzuſammengehaltener Würde, ſo tritt er uns im Bilde entgegen: eine Figur nach Gottſcheds Art. Der Erziehung der Kinder ſtand er eifrig vor, bis der Tod ihn 1776 fortnahm: Caroline Lengefeld war damals dreizehn, Lotte noch nicht zehn alt. Sich ſelber blieben die Mädchen nun vielfach überlaſſen: denn die gute Mutter, chère mère genannt von aller Welt, konnte ihnen geiſtig nicht genugthun. Sie laſen früh und viel, und die ganze Poeſie der ſentimentalen Epoche zog an ihnen vorüber: Oſſian und Siegwart und Richardſon. Man werde es ihnen immer anmerken, ſpottete Schiller ſpäter, daß ſie mit dem Grandiſon aufgewachſen ſeien. Für Caroline hatte ſich, ſchon als ſie im ſechzehnten Jahre ſtand, ein Bewerber eingefunden, Herr von Beulwitz; für Lotte wünſchte die Mutter eine Stellung am Weimarer Hofe zu gewinnen, und um ihr die letzte Ausbildung zu geben, ward 1783 eine Reiſe in die franzöſiſche Schweiz beſchloſſen. Ein Jahr lang weilte man in Vevey; und Lotte, in Siegwartiſchen Empfindungen lebend, glaubte hier ein erſtes Mal zu lieben. Auf der Hinfahrt

sahen die Reisenden Schillers Eltern auf der Solitude, auf der Rückfahrt ihn selbst in Mannheim, doch keine lebhaftere Theilnahme ward rege. Die Schwestern, welche bis dahin durch Alter und Gegensatz der Charaktere geistig getrennt gewesen, hatten nun in der Fremde sich gefunden, und unzertrennlich fühlten sie sich an einander geknüpft: 'wir wallen Hand in Hand', sang Lotte. Und so, Hand in Hand, traten sie vor Schiller hin, und ihnen beiden galt sein rascher Entschluß: dem ersten flüchtigen Besuch einen längeren folgen zu lassen und den Sommer 1788 in Rudolstadt zu verbringen.

Zwei weibliche Typen der Geniezeit, charakteristisch unterschieden an Geist und Empfindung, waren ihm in den Schwestern entgegengekommen. Scheint in Caroline mehr die Eigenart des Vaters fortzuleben, eine schärfere Persönlichkeit, ein selbständiger Wille, so ist Lotte der Mutter Erbin in Güte und Milde, in heiterm Wohlwollen und Sanftheit: nur daß sich die weiblichen Gaben der chère mère hier paaren mit feineren geistigen Reizen. Und eine zweite, mütterliche Freundin gewann auf Lotten Einfluß: Frau von Stein, die auf ihr benachbartes Gut Kochberg allsommerlich die Weimarer Anregungen mitbrachte. Goethes Größe ward nun erschlossen, und dem Dichter wie dem Menschen trug Lotte die treueste Verehrung entgegen; daß Goethe sie, eben da sie in die große Welt trat, als achtzehnjähriges Mädchen einmal im Schlitten gefahren, blieb ihr die liebste Erinnerung. Die ganze verfeinerte Cultur einer neuen Zeit trat so den Schwestern nahe, und überrascht fand Schiller gleichgestimmte Geister in der Einsamkeit von Rudolstadt vor. Mit der liebenswürdigsten Theilnahme an den bewegenden Fragen der Zeit, an ästhetischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen Fragen verband sich aber in Lotte ein eigener, frischer Naturssinn; und wenn sie eben über ihrem Ossian und Goethe, über Plutarch und Rousseau, Buffon und Bacon sich müde geweint und gedacht, so fand sie im großen Garten hinterm Haus, am nahen Berg unter ihren lieben Bäumen, Frieden und schönes Maaß zurück: 'freie Luft und heitrer Himmel', sagt Schiller, 'gehören gewissermaßen zu Ihrem Leben.'

Dieſe ganz eigene Miſchung von Natur und Cultur fehlte in Caroline; ſie war den Anſchauungen der Geniezeit, ihren freien und allzufreien Gedanken, energiſcher gefolgt, und ein unruhiger Sinn trieb die früh Gefeſſelte in mancherlei Wirren, die kaum das Alter endete: ‘ſie irrte, litt, liebte’, ſo lautet die Grabſchrift, die ſie ſich ſelber gefunden.

Mit ſechzehn Jahren ‘ſo gut wie verlobt’, mit einundzwanzig vermählt, gewann Caroline von Beulwitz erſt innerhalb der Ehe volle geiſtige Entwicklung und die Einſicht: daß der Mann, dem ſie zur Seite lebte, mit ſeiner derben Bravheit ihr nicht genügte. Kinderlos geblieben, ſuchte und fand ſie nach der freien Sitte der Zeit enthuſiaſtiſche Seelenfreundſchaften, welche in leidenſchaftliches Begehren ſtets überzuſchlagen drohten: Schiller, Wilhelm von Wolzogen, der Coadjutor von Dalberg, der Livländer von Adlerskron und ein unbekannter ‘Ami’ werden nach- und nebeneinander Gegenſtand ihrer Neigung. ‘Die Heirath’, ſo erkannte ſie, ‘iſt kein Band der Seelen’; und verſchwenderiſch wendet ſie, in der weiten Unbeſtimmtheit ihrer Gefühle, das Wort Liebe jederzeit an: ‘Liebe und Freundſchaft iſt mir Eines’, ſchreibt ſie an Wilhelm von Wolzogen, dem ſie das Herz geraubt gleich im erſten Begegnen. Verehrend naht er ihr nun, mit Beſuchen und Briefen, und beugt ſich werbend vor dem überlegenen Geiſte der ‘ſuperklugen Couſine’; ſie aber weiß, zwiſchen Gewähren und Verſagen, den Verehrer zu halten, ſicherer noch als Charlotte von Stein Goethe, als Charlotte von Kalb Schiller hielt. So zappelte der arme Junge im Netz, bis endlich, nach einem Jahrzehnt treuer Hingebung, der Beſitz der Geliebten ſein Glück krönte: Caroline von Beulwitz ward Caroline von Wolzogen. Schiller billigte die Scheidung von dem erſten Gatten, dem ‘ours’, deſſen Launen läſtig wurden, doch nicht dieſe Verbindung, welche im Herbſte 1794 von Caroline, abermals ohne volle Neigung, geſchloſſen ward. Wunderlich genug in der That klingt es, wenn ſie 1792 den künftigen Gatten nach zwei andern Seelenfreunden ungenirt fragt: ‘Sage mir doch, wie es mit Adlerskron geht, es ſchmerzt mich ſo innig, ihn unglücklich zu wiſſen, denn er iſt gar edel und gut. Der Coadjutor iſt in Conſtanz, beſuche

ihn doch.' Caroline hatte Adlerskron zu ihrem 'Trabanten' gemacht, er kannte in der Welt nur Eine Frau, der kein Wesen je gleichen werde: Caroline; in glühenden Briefen redet er sie bald mit Sie, bald mit Du an, aber doch bewahrt der arme Trabant Urtheil genug, um zu erkennen, daß Caroline eine seltsame Verwandtschaft mit — Charlotte Kalb besitzt: 'was mich beim ersten Sehen an ihr interessirte', schreibt er an Caroline, 'war, sie hatte einiges Aehnliche in ihrem Charakter mit Ihnen.' Auch nach der Vermählung mit Wolzogen wurden neue Seelenfreundschaften geknüpft: Graf Geßler in Dresden, Graf Schlabrendorf in Paris reihen sich dem Hofstaat Carolinens ein, und wenn sie der eine das 'wunderbarste Wesen' nennt, das er sah, so preist der andere enthusiastisch 'der Freundin eng anschließendes Herz', und auch er darf sie mit dem vertraulichen Du anreden. So gefährliche Freundschaften hat Lotte nie gekannt, wenngleich auch sie, der Zeitsitte gemäß, manche freiere Annäherung gestattet; aber sie weiß, in der sanften Gemächlichkeit ihrer Natur, stärkere Wallungen niederzuhalten, und in Scherz und Ernst, schwesterlich theilnehmend hier, mütterlich rathend dort, wahrt sie frauenhafte Würde.

War Adlerskron der getreue 'Trabant' Carolinens, so erwarb sich Dalberg einen andern Beinamen im Kreise der Freunde: er ward der 'Schatz', der 'Goldschatz'. Karl von Dalberg residirte, den Tod des Kurfürsten von Mainz erharrend, dessen erwählter Nachfolger er war, gemächlich in Erfurt; dort hatte Caroline durch Vermittlung ihrer Erfurter Freundin, Fräulein von Dacheröden, ihn kennen gelernt, und sie hatte dem geistig lebhaften, das Gute wollenden, sensiblen Manne sich begeistert genähert. Als ein Bruder des Mannheimer Intendanten, besaß auch er das 'Pulverfeuer' des Enthusiasmus und die Unstäte des Willens: ein Mann ohne Mark. So zeigt ihn zumal die Zeit seiner staatsmännischen Laufbahn, als er, ein Fürst von Napoleons Gnaden, zum Großherzog von Frankfurt aufstieg. Doch Caroline hielt ihm die Treue auch jetzt, und sie wollte, zu seiner Ehrenrettung, die Biographie des 'Schatzes' schreiben. Der Mann mit den pfäffisch glatten, verschwimmenden

Zügen durfte, als katholischer Geistlicher, an eine Ehe mit Caroline niemals denken, aber doch hat er gewünscht, sie in seiner Nähe halten zu können: ‘alles deutet mir an’, schreibt sie 1792, ‘daß er etwas Bleibendes unter uns wünscht, ich sollte mich doch scheiden lassen, hat er letzt der Li (Caroline von Dacheröden) wieder gesagt. Ich muß fühlen, was ich dem Schatz sein kann, und welche Gestalt mein inneres Sein gewänne, einem so hohen schönen Wesen ein harmonisches Dasein zu geben.’ Wenn man erwägt, daß auch der Kurfürst von Mainz sich damals eine Freundin erwählt hatte, Frau von Coudenhaven, so klingt das bedenklich genug. Zwar zog Caroline einer so unbestimmten Existenz die Vernunftheirath mit Wolzogen zuletzt vor, aber sie blieb Dalbergs Seelenfreundin, und noch 1811, als ihr Gatte gestorben, schrieb sie aus Frankfurt: ‘Könnte ich doch dem Schatz etwas sein, ich würde gern bei ihm bleiben.’ Inzwischen hatte sie aber, in Wiesbaden 1809 während Wolzogen dahinsiechte, eine neue Bekanntschaft gemacht, den ‘Ami’, dessen Name uns entgeht: ‘Ohne meinen Ami’, berichtet sie, ‘wäre ich in der völligsten Einsamkeit, aber er wird mir täglich mehr. Mein Ideal des öffentlichen Lebens für einen Mann finde ich so in ihm ausgesprochen, daß es mich oft zur Verwunderung hinzieht.’ Caroline war damals 47 Jahre alt. ‘Ich habe nicht geglaubt, daß so etwas in diesem Alter so tief treffen könnte’, sagt Lotte, ‘die gute Frau hatte wirklich eine Leidenschaft. Sie ist eine eigene, ganz eigene Natur, so höchst liebenswürdig und interessant; so äußerst verständig und doch so phantastisch. Sie liebte so oft, und doch nie recht; denn wahre Liebe ist ewig, wie das Wesen, aus dem sie entspringt.’ Ein Bild Carolinens aus dieser Spätzeit zeigt sie als eine noch anziehende Frau, von freiem Blick und geistig belebter Miene; das leichte, am Hals offene Gewand läßt eine üppige Gestalt erkennen, ein selbstbewußter, fast übermüthiger Zug spielt um Mund und Nasenflügel.

Von solchem Selbstbewußtsein, von dem Egoismus des Gefühles, den in Caroline die Anschauungen der Geniezeit geweckt hatten, besaß Lotte nichts; vielmehr lebte tief in ihr und sprach sich aus in herzlicher

Einfachheit ein opferfroher Sinn, der das eigene Selbst zu beugen wußte um Anderer Glück. Wenn sie 1783 an Wilhelm Wolzogen schreibt: ‘wie so gern möchte ich Ihnen helfen, entsagte gern einem Theil meiner Freuden, um Sie froh zu wissen’, so klingt schon hier, aus den Worten eines sechzehnjährigen Mädchens, ein Ton hervor, den man in Carolinens ganzer Liebescorrespondenz vergeblich suchen würde. Diese Güte des Herzens, bezeugt Fräulein von Dacheröden, war das Erste, das ihr in Lotte entgegentrat, und unvergeßlich blieb ihr ein Gespräch, das im Beginn der jungen Freundschaft geführt ward: es wurde gefragt, ob Lotte wohl, einem Bedrängten zu helfen, in der strengen Kälte zu Fuß von Rudolstadt nach Erfurt gehen würde; Lotte bejahte. Und als man sagte, sie hielte es nicht aus, erwiderte sie nur ganz ruhig: ‘Ich versuchte es doch.’ Und so innig und herzlich war der Ton, daß die Freundin ihn nach Jahren noch zu hören glaubte. Die nämliche Empfindung spricht sich aus, mit noch persönlicherem, überzeugendem Accente, wenn Lotte etwa an Goethe schreibt, den verehrtesten Freund ihrer Jugend: ‘Ich kann Ihnen nur in kleinen Zufällen beweisen, was ich für Sie thun mag, denn wir sind nicht in den Zeiten der Helden mehr, wo man etwas wagte aus Freundschaft. Mein Gefühl aber ist deswegen eben so heldenmüthig, und ich stieg wohl um Ihretwillen auch zum Orkus.’

Milde, wie Lottes ganzes Sein, ist auch ihre Vorstellung vom Wesen der Liebe: ‘Es ist nicht Liebe’, schreibt sie an Schiller, ‘wenn man sich nur ein schönes Bild in der Seele entwirft, und diesem selbst alle Vollkommenheiten giebt, sondern dies ist Liebe, die Menschen so zu lieben, wie wir sie finden, und haben sie Schwachheiten, sie aufzunehmen, mit einem Herzen voll Liebe.’ Wohl hatte darum Fräulein von Dacheröden recht, ihr zu sagen, daß Weiblichkeit der schönste Ausdruck ihres Wesens sei: ‘um dieser Weiblichkeit willen liebt dich Schiller. Deine stille Anhänglichkeit, dein sanfter Sinn, es entgeht nichts davon dem Blick des glücklichen Mannes.’ Sanft — das Wort drängt sich immer von Neuem hervor, Lotten gegenüber. Und wie gut kennzeichnet es das Wesen dieser Frau, daß die Freunde

nicht zutraulich genug ihren Namen gestalten können: während etwa die feierliche Frau von Kalb, auch für die Vertrautesten, stets nur Charlotte blieb, rückt sie, zuerst als Lotte, dann als Lolo, als Lolochen, allen nahe.

Sanfter also, bescheidener entfaltete sich in Lotte ein eigenes geistiges Leben; aber als rechte Schwester Carolinens, als rechtes Kind der Geniezeit war auch sie von einer gefallsamen Empfindsamkeit, einer gewissen 'coquetterie d'esprit', nach Schillers Wort, nicht frei, und erst allmählig überwand sie die Neigung, 'recht klug zu thun': 'Ich war sonst erstaunlich eitel', schrieb sie 1789, 'und haschte nach Lob, jetzt aber ist dies alles durch Nachdenken vertrieben worden. Ich möchte wohl, daß ich weniger dazu wäre erzogen worden, mehr scheinen zu wollen, als ich war.' Doch blieb ein sinnender Trieb, eine Lust zur Selbstbeobachtung stets in ihr lebendig, und eine schreibfrohe Zeit ließ sie das Gedachte schnell formen: wie ihr 'die Welt vorkommt', sagt sie gern und hält in Briefen und Tagebüchern ein inneres Erleben fest. Einfach, harmlos, frei plaudert sie in ihren Briefen herunter, was ihr das Herz bewegt: 'Lolochen erzählt gar artig', sagt Wilhelm Wolzogen. Die präparirten Bekenntnisse, die gefeilten Berichte liebt sie nicht: 'ich kann das Conceptmachen nicht leiden' gesteht sie, 'es ist so gezwungen, so steif'; und überall in ihren Briefen bringt sie darum einen frischen Hauch des Lebens mit, realistisches Detail und naive Wahrhaftigkeit. Ein melancholischer Zug, ossianische Schwärmerei und ein ernster Natursinn sprechen aus ihrem Tagebuch uns an; in ihren Aufzeichnungen aus der Schweiz redet mehr die ruhige, sachliche Beobachtung, und nur der Gegensatz zwischen dem zwangvollen Schwaben und der freien Schweiz ruft kräftigere Töne auf: 'Der Despotismus verfinstert nicht die Herzen der Bewohner dieses glücklichen Landes. Wie wohl wird einem beim Gefühl der Freiheit.' Auch über diese persönlichen Niederschriften hinaus hat Lotte vieles und vielerlei zu Papier gebracht, sie hat ihren geliebten Ossian, Novellen und Dramen übersetzt, hat formgewandte Gedichte verfaßt, und in die Reihe der Arndt und Körner ist sie 1813 mit schwunghaften

Versen eingetreten: nicht erfüllt von literarischen Prätensionen, sondern sanft bewegt von einem innern poetischen Triebe: 'Es geschieht mir immer', sagt sie einmal, 'daß ich, wenn ich eine Poesie suche, Rechnungen finde, und will ich eine Quittung suchen, so finde ich immer zuerst ein paar Poesien. So sehr ich mich auch bestrebe, die Dinge zu sondern, so mischt sich doch immer die Poesie ins Leben, und ich hoffe, ich gehe auch nicht ohne Poesie aus der Welt.'

Anspruchsvoller, selbstbewußter tritt auch hier Caroline auf: wie ein zünftiger Autor, nicht wie ein bloßer Liebhaber der Dichtung. Ihr glückte ein starker Augenblickserfolg in dem Roman 'Agnes von Lilien', einer Nachahmung des 'Wilhelm Meister', deren unendlichen Abstand vom Vorbild die Zeitgenossen nur unsicher empfanden: Goethe selbst schrieben sie die Autorschaft zu. Eine romanhafte Handlung, mit einer Fülle von Liebesgeschichten, mit den überlieferten Motiven von unerkannten Fürstenkindern, geheimnißvollen Kästchen, mit mignonhaften, singenden Italienerinnen, bösen Ministern und edlen Aristokraten — so stellt diese 'Agnes von Lilien' sich dar; durchaus ein Werk aus zweiter Hand. Reichliche Reflexionen drängen sich vor und die Phrase wuchert: 'sein Empfinden erschien in der Sphäre des menschlichen Seins als Tugend, während aus dem Blicke des fesselloſen Geistes die Freiheit des Himmels strahlte' — von solchen Tiraden ist das Buch voll. In der liebeseligen, von allen verehrten, schwärmerischen Heldin hat die Verfasserin sich selbst gezeichnet, und zugleich in der Gestalt der 'Gräfin', welche im sechzehnten Jahre einem ungeliebten, launenhaften Manne sich vermählt und kinderlos bleibt, ihr Ich noch einmal gemalt. Auch in den männlichen Gestalten des Romans hören wir Caroline reden, wenn der Held etwa sagt: 'Die Liebe ist so heilig, daß selbst ihre Täuschungen uns werth bleiben.' Man könnte den Satz als Leitwort über Carolinens Lebensgeschichte stellen.

Caroline war 24, Lotte eben 21 Jahre alt, als Schiller das Haus der Schwestern betrat; jene war blond und von Gestalt klein,

dieſe groß und ſchlank, mit lockigem braunem Haar und blauen Augen. Am ſchönſten hat Frau von Stein Lotte gezeichnet, im idealiſirenden, antiken Coſtüm, das aber doch das Charakteriſtiſche der Geſtalt feſthält: die feinen Züge ſinnend nach rechts gewandt, das Auge hell und gütig blickend, die Haare lang herabwallend, doch oben von einem Bande leicht zuſammengehalten: das ganze Bild getaucht in heitere Anmuth und weibliche Milde. An jenem ſchickſalsvollen 6. December, als Schiller ſie in Rudolſtadt zuerſt ſah, war ihre Stimmung trüber geweſen: ‘ich weis noch daß ich den Tag ſo ganz in mich verſchloſſen war’, ſchreibt ſie, ‘der Regen und Wind machte mir ſo unheimlich.’ Kurze Zeit vorher hatte ſie in ihr Tagebuch dieſe Worte geſchrieben: ‘O Erinnerung, du ein ſchöner Troſt des Lebens! umhülle mich mit deinem lichten Gewande; durch dich wird trübe Gegenwart helle! Und o Hoffnung verlaß auch du mich nie!’ Ein Herzenserlebniß, das noch in ihr nachtönte, mochte ſolche Klänge geweckt haben: ein junger ſchottiſcher Officier, Heron mit Namen, war ihr nahegetreten und ſchien um ſie werben zu wollen; doch zu Oſtern 1787, als er zum letzten Mal in Rudolſtadt weilte, mußte er das ſchwermüthige Geſtändniß machen: daß Pflicht und Ehre ihn übers Meer riefen, ins oſtindiſche Heer. Er nahm Lottens Silhouette mit ſich und ſchied bewegt: ‘Meine Glückſeligkeit’, ſo rief er ihr zu, ‘muß in der Erinnerung beſtehen, daß ich einſt neben Ihnen ſaß, daß meine bebende Hand ſich erkühnte, die Ihrige zu drücken.’ Aus Neuwied, im Juni 1787, ſchrieb er dann noch einmal, und ſeine zurückgehaltene Empfindung brach am Ende des liebevoll ausführlichen Briefes kräftig vor: ‘O daß ich Sie in dieſem Augenblicke an mein Herz drücken könnte. Verzeihen Sie. Aber meine Empfindung — doch ſehen wir uns wieder.’ Unter dem Nachwirken dieſes Erlebniſſes noch ſah Schiller Lotte: und wie der Mann, ſo wollte auch das Mädchen von Sorgen und Enttäuſchungen des Herzens eben geneſen. Beide beſaßen die Empfänglichkeit des Reconvalescenten.

Frei werden die Geſpräche des erſten Abends, nach der Art ſo manches folgenden, ſich zwiſchen dem Bedeutenden und dem Kleinen,

zwischen Tiefsinn und Heiterkeit bewegt haben: ‘ich rede gern von ernsthaften Dingen’, schreibt Schiller, ‘von Geistesweben, von Empfindungen — hier kann ich es nach Herzenslust und dann leicht wieder auf Possen überspringen.’ Zumal von der Literatur ward eifrig gesprochen; und als sich zeigte, daß auch hier der ‘Karlos’ noch nicht bekannt geworden, äußerte der Dichter herzlich, ohne alle Eitelkeit des Schriftstellers den Wunsch, daß die Damen das Buch möchten kennen lernen. Als Schiller dann schied, sah er die Schwestern schon völlig mit den bewundernden Blicken seines Reisegefährten an: ‘Ich kann nicht anders, als Wilhelms guten Geschmack bewundern’, schrieb er an Henriette von Wolzogen, ‘denn mir selbst wurde so schwer, mich von diesen Leuten zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte.’

Wolzogen begleitete Schiller nach Weimar, und manches vertrauliche Wort auf dem Heimritt noch mag den Schwestern gegolten haben; als dann Wolzogen abermals nach Rudolstadt ging, beschloß Schiller zu folgen, sobald ihm seine Arbeiten nur ‘auf einige Tage Luft’ ließen. Er sendete den ‘Karlos’ wie versprochen, und verschob nur ungern, im Gedränge der Geschäfte, seinen Besuch: ‘Dem nächsten Frühling sei es aufbehalten’, schrieb er, ‘den schönsten meiner jetzigen Wünsche zu erfüllen.’ Inzwischen ward er in der Neuen Gasse von Jemandem eifrig erwartet: ‘es war schon eine geheime Ahndung in meiner Seele’, gestand Lotte später, ‘als du den Karlos an Wolzogen schicktest; ich behielt das Billet sorgfältig, denn ich weiß nicht, es freute mich so, und es war mir lieb etwas von dir zu haben. Auch wartete ich so ängstlich den Sonntag, wie du versprochen hattest her zu kommen; mit jedem Tritt, den ich hörte, dachte ich, du kämst, und es war mir nicht ganz recht, daß du ausbliebst.’

Und nun fügte es sich, daß, als Schiller Rudolstadt fern bleiben mußte, Lotte nach Weimar kam: unerwartet und unverhofft sah er, auf einer Redoute gegen Ende des Januar, Lotte plötzlich vor sich stehen. Sie war bei Frau von Imhoff, der Schwester der Frau von Stein, abgestiegen, und Schiller, der selbst in diesem Hause eine

Zeit lang gewohnt hatte, konnte sich dem neuen Gaste freundlich nähern: nicht in der Zwanglosigkeit von Rudolstadt freilich, sondern unter den beobachtenden Augen der Hofgesellschaft, zu welcher Lotte, nach den Wünschen ihrer Mutter, hinstreben sollte. Solche Absichten sah Schiller, nach den Erfahrungen der ersten Weimarer Zeit, ungern genug, und eifrig suchte er seine eigene Anschauung der Freundin mitzutheilen: 'Ich habe nie glauben können, daß Sie in der Hofluft sich gefallen', schrieb er ihr in einem der kleinen, zuerst etwas geschraubten und reservirten, bald aber freier geformten Billets aus dieser Zeit. 'Verzeihen Sie mir; so eigenliebig bin ich, daß ich Personen, die mir theuer sind, gern meine eigene Denkungsart unterschiebe.' Aehnliche Betrachtungen nahm er in einem kleinen Gedicht wieder auf, welches er Lotten nach ihrem Wunsch ins Stammbuch stiftete; auf der Rückseite des Blattes, welches Schiller wählte, befand sich bereits eine andere Aufzeichnung: Charlotte Kalb hatte sie ihrer jungen Freundin Lotte gewidmet. Von Schillers aufkeimender Neigung scheint Frau von Kalb damals nichts erkannt zu haben, und er selbst gesteht dem Dresdener Freunde: 'dieses schläft tief in meiner Seele, und Charlotte, die mich fein durchsieht und bewacht, hat noch garnichts davon geahnet.' Doch auch vor Körner, der ihm auf seine ersten Heirathspläne gar zu väterlich-weise erwiedert hatte, wahrt er sein Geheimniß; er schreibt ihm wohl, am 12. Februar: 'Eine Frau habe ich noch nicht; aber bittet Gott, daß ich mich nicht ernsthaft verplempere', allein einen näheren Einblick gönnt er ihm nicht, und tischt in dem ganzen Verlauf dieser Werbezeit manches Märchen dem Freunde scrupellos auf.

Desto bereitwilliger aber bespricht er mit Körner die nächsten Fragen seiner Existenz, nach der principiellen Seite hin: die 'Heirathsidee' im Allgemeinen, und seine Hinwendung zur Geschichte. Zwei Fragen, die Schiller in enger Verbindung sieht: denn grade die Geschichte soll ihn zu 'einer Versorgung qualifiziren'. Schon im Beginn des Januar, ehe noch Lotte nach Weimar gekommen, aber unter der Nachwirkung des Rudolstädter Erlebnisses offenbar, schreibt

er dem Freunde: ‘Ich muß eine Frau ernähren können, denn noch einmal, mein Lieber, dabei bleibt es, daß ich heirathe. Ich muß ein Geschöpf um mich haben, das mir gehört, das ich glücklich machen kann und muß, an dessen Dasein mein eigenes sich erfrischen kann. Wenn ich nicht Hoffnung in mein Dasein verflechte, so ist es um mich geschehen. Ich bin bis jetzt ein isolirter fremder Mensch in der Natur herumgeirrt. Alle Wesen, an die ich mich fesselte, haben etwas gehabt, daß ihnen theurer war, als ich. Ich sehne mich nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz, und das ist das Einzige, was ich jetzt noch hoffe.’

Das Mittel aber, das so heftig Begehrte zu gewinnen, sieht Schiller einzig im Geschichtsstudium; dem Abfall der Niederlande, der ‘ein schönes Product werden und viel thun’ kann, gilt darum sein ganzer, angestrengter Fleiß. Es sei wahrscheinlich, meint er, daß er in kürzester Zeit einen Ruf nach Jena bekommen werde, den er aber weder unter schlechten Bedingungen annehmen, noch auch ganz abschlagen will; und er weist auf den Einfluß, den die Weimarer Umgebung, die Weimarer Erlebnisse auf sein geändertes Streben gehabt haben, deutlich hin, wenn er sagt: ‘Alles macht mir hier seine Glückwünsche, daß ich mich in die Geschichte geworfen, und am Ende bin ich ein solcher Narr, es selbst für vernünftig zu halten. Bis hierher war ich doch fast immer mit dem Fluche belastet, den die Meinung der Welt über diese Libertinage des Geistes, die Dichtkunst, verhängt hat. Für meinen Karlos, das Werk dreijähriger Anstrengung, bin ich mit Unlust belohnt worden. Meine niederländische Geschichte wird mich vielleicht zum angesehenen Manne machen.’ Körner liest dem Freunde wegen dieser ‘schrecklich prosaischen Ideen’ derb den Text, ohne aber für den Augenblick Schillers Sinn zu ändern; aus seinem eigenen Innern mußte, wenn die Zeit erfüllt war, die Erkenntniß kommen: wie ihm die Ziele seines Schaffens einzig in der Poesie gesetzt waren. Indessen empfindet er schon jetzt, von junger Neigung froh erregt, daß ‘die Muse ihm nicht schmolle’: ‘Wieland rechnete auf mich bei dem neuen Mercurstücke’, so meldet er, ‘und da

machte ich in der Angſt — ein Gedicht.' Es waren die 'Götter Griechenlands', die ſo entſtanden.

Mit dem Streben nach einer feſten bürgerlichen Exiſtenz aber verknüpfte ſich in Schiller nun der Wunſch: Ordnung zu bringen in die alte Zerrüttung ſeiner Finanzen. Noch immer war er der Schuldner der Frau von Wolzogen, noch immer war er dem Dresdener Freunde tief verpflichtet; darum 'ſchmachtet' er nach dem Augenblicke, wo er endlich beginnen kann, Verbindlichkeiten zu löſen, und thatkräftig geht er ans Werk: 'Ich habe Muth' ruft er aus, 'und das wird mir denn auch Succeß verleihen.' Er hofft, es ſolle eine Zeit kommen, in der das fatale Wort Geld zwiſchen Körner und ihm nie mehr genannt wird; und es ſtimmt ihn froh, daß er doch gegenwärtig — zum erſten Mal, ſo lang er auf der Welt iſt — mehr erwirbt, als er draufgehen läßt: 'Ich bin alſo auf dem Wege zur Geneſung', ſchreibt er, 'und ſo langſam vielleicht auch mein Schuldenzahlen geht, ſo geht es doch, und das iſt mehr, als ich ſeit neunundzwanzig Jahren mich erinnern kann.' Ohne Schwanken jedoch ſollte dieſe Geneſung nicht fortſchreiten, und noch manches Mal kam die Zeit arger Dürre heran, in der Schiller klagen mochte, wie einſt gegen Huber: 'Das verfluchte Geld!' Noch 1795, in einem Brief an Goethe, gedachte er dieſes Zuſtandes: 'Ich erinnere mich, wie ich einmal vor ſieben Jahren in Weimar ſaß und mir alles Geld bis etwa auf zwei Groſchen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte woher neues zu bekommen. In dieſer Extremität denken Sie ſich meine angenehme Beſtürzung, als mir eine längſt vergeſſene Schuld der Litteratur-Zeitung an demſelben Tage überſendet wurde.' Dabei läßt der geringe Umfang der Beſprechungen, welche Schiller in die Jenaer Litteraturzeitung geſtiftet hatte, es vermuthen, wie knapp die rettende Summe war; er hatte 'lauter Unbedeutendes' flüchtig recenſirt, aber die Jenaer Freunde zeigten ſich 'ſehr erbaut' davon und ſchickten neues Material, darunter Goethes 'Egmont', dem der Verfaſſer der niederländiſchen Rebellion ſein beſonderes Intereſſe entgegenbrachte.

Unter Arbeit und Sorgen, unter den Freuden und Leiden

werdender Neigung ging ſo der Winter zu Ende; und Lotte, von den Ihrigen heimgerufen, verließ Weimar wieder, am 6. April 1788. Obgleich die Trennung nur eine kurze war, und Schillers Abſicht unerſchüttert, den Sommer in Rudolſtadt zu verbringen, ſah er der Scheidenden mit bekümmertem Blick nach: ‘Sie werden gehen, liebſtes Fräulein’, ruft er, ‘und ich fühle, daß Sie den beſten Theil meiner jetzigen Freuden mit ſich hinwegnehmen.’ Er empfindet, daß er im Drange der Umſtände all das Schöne, das Lottens Umgang ihm hätte bieten können, nur wenig genutzt hat und hofft auf beſſere Tage, die nun bevorſtehen: ‘Laſſen Sie das kleine Samenkorn der Freundſchaft nur aufgehen’, ſagt er, ‘wenn die Frühlingsſonne darauf ſcheint, ſo wollen wir ſchon ſehen, welche Blume daraus werden wird.’ Er genießt mit friſch erwachendem Naturſinn den nahenden Lenz und hört im Stern und im welſchen Garten die Nachtigallen lieblicher ſchlagen, denn je: ‘Der Frühling iſt da’, ruft er, ‘mit allen ſchönen Sachen die er mitbringt’, und er ſehnt ſich nach den Bergen von Rudolſtadt nur um ſo herzlicher hin. Endlich, am 18. Mai 1788, fand ſein Begehren Erfüllung: er durfte ‘aufs Land fliegen’ und eine von Lotte ſelbſt gemiethete Wohnung im Dorfe Volkſtädt beziehen. Eine ſchöne, hoffnungsreiche Zeit that ſich vor ihm auf; frühlingshaft wuchs in ihm ein neues Empfinden empor und ſchlug Wurzel in ſeiner Seele; und der Sommer von Volkſtädt, mit ſeinem Hoffen und Verlangen, ſeinem ſtillen Sehnen und ſanften Gewähren blieb unvergeßlich für alle Zeit in Schillers Leben.

Volkſtädt und Rudolſtadt.

Dieſe Gegend ſoll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn mir gehts wie dem Oreſt, den die Eumeniden herumtreiben. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttinnen bei mir vertreten und mich vor den Unterirdiſchen beſchützen.

Schiller an Lotte und Caroline.

Geht man vom Rudolſtädter Damm aus, der kaſtanienüberwölbten ſchmalen Allee am Ufer der Saale, den Fluß entlang, vorüber an den maleriſchen Schwarzpappeln und dem grünenden Laub, und folgt man, wo die Saale ſcharf nach links biegt, ihrem Laufe weiter, ſo gelangt man auf einem freien Fußpfade, den Kornfelder und Gärten zur Rechten begleiten, in die ländliche Stille von Volkſtädt. Gleich am Eingang des Dorfes, der alten Kirche gegenüber, erhebt ſich das Schillerhaus, einſt dem Cantor Unbehaun zugehörig, und als eine heitere und reinliche Wohnung dem Dichter lieb. Die nahen Hügel, ſanft emporſteigend vom Fluß, boten die lieblichſte Ausſicht dar: auf die Stadt drüben, mit ihrem langgeſtreckten, maſſigen Schloß auf der Höhe, und in das weite Thalrund, mit ſeinem ſchönen Wechſel von lichten und bewaldeten Gipfeln, von blinkenden Dörfern und bunten Wieſen. Und ſo eifrig iſt Schiller dieſe Pfade einſt geſchritten, daß in der Erinnerung der Dorfleute der fremde, gelehrte Mann, der mit geiſterhaft blaſſem Antlitz und gütigem Blick unter ihnen wandelte, lange noch fortlebte, und daß bis dieſen Tag die 'Schillerhöhe' von Volkſtädt das Gedenken an ſeinen Aufenthalt feſthält.

Den liebſten Weg aber führten die Abendſtunden den Dichter: hinüber, nach beſchloſſener Arbeit, in die Neue Gaſſe, die vornehm-ſtille Straße unterhalb des Schloßberges, wo in zwei Nachbarhäuſern die Damen Lengefeld und Beulwitz harrten, und wo im großen Garten der chère mère der pappelumpflanzte grüne Pavillon lockte, in dem man Thee trinken und trauliche Geſpräche führen konnte. Nur wenige vertraute Freunde wurden in dieſen Kreis eingelaſſen, das Fräulein von Holleben, der Baron Gleichen, ein in allen philoſophiſchen Syſtemen erfahrener, an allen zweifelnder, eifriger Disputant: mit ihm wurden metaphyſiſche Unterhaltungen geführt, die in dem philoſophiſchen Geſpräch des 'Geiſterſehers' noch nachzutönen ſcheinen. Oder man gab ſich Rendezvous an den freundlichen Orten und Plätzen vor der Stadt und trank den Kaffee, an ſchönen Nachmittagen, im Baumgarten, in Schaale und Kumbach. Oft auch traf Schiller ſchon auf der Hälfte des Weges die Schweſtern, an jener 'ſchönen Ecke', wo ſich die Saale biegt und ein Waldbach ihr zufließt, von Bäumen in heimlicher Enge umſchloſſen; während die Sonne ſchon halb hinter dem Berge ſtand und die anmuthige Landſchaft in ſanfte Abendfarben ſich kleidete, erwarteten ihn Lotte und Caroline, auf der kleinen Brücke der Schaale, und ein heiteres Leben erſchloß ſich ihnen nun: 'wie zwiſchen den Sternen des Himmels und den Blumen der Erde wandelte man', ſagt Caroline; 'wie wir uns beglückte Geiſter denken, von denen die Bande der Erde abfallen, und die ſich in einem leichteren Elemente der Freiheit erfreuen, ſo war uns zu Muthe.' Und Schiller ſelbſt bekannte, wie mit zarten Geweben dieſe Gegend an ſein Herz geknüpft ſei: 'ſoviele idealiſche Gefühle habe ich darin niedergelegt, und in den ſchönen Schimmer, der von euch ausfloß, kleideten ſich mir der Himmel und die Erde.'

Die Schweſtern gemeinſam redete Schiller hier an; und in dieſer ganzen Zeit ward es ihm natürlich, Lotte und Caroline, den Unzertrennlichen, auch ſeine Empfindungen ungetheilt zu ſchenken. Hatte in Weimar ſeine Neigung nur Lotten gegolten, ſo wußten jetzt

Carolinens Geist und gewandte Formen ihn unvermerkt in eine Doppelneigung hinüberzuleiten, deren Gefahren Schiller nicht erkannte: mit unbefangener Wärme umfaßte sein Gefühl beide Schwestern, gleichwie er einst, in Bauerbacher Tagen, sich Henrietten und Charlotten von Wolzogen zugleich schwärmend genaht hatte. Auch Caroline schien die Gefahr dieser Neigung nicht wahrnehmen zu wollen; denn statt daß sie, die Weltkundigste unter den Dreien, Schillers Gefühl vor Verwirrung bewahrte, wendete sie nun auch ihm ihre Herzensfreundschaft unbedenklich zu: ‘Ihr Umgang war das Element meines besseren Lebens’, so schreibt sie dem Dichter, ‘kein andrer kann mir das je sein’; und unerschöpflich ist sie, in immer neuen Worten sein Interesse zu halten. Erst als sie die Briefe dieser Zeit der Oeffentlichkeit übergab, sah sie ihr Verhältniß plötzlich in anderem Licht, und eifrig zeigt sie sich nun bemüht, die Spuren jener Doppelneigung zu verwischen: wo Schiller ‘Caroline’ sagt, läßt sie ihn ‘Lotte’ sagen, statt des Duals setzt sie den Singular ein.

Lotte scheint diese Lage der Dinge zunächst ruhig getragen zu haben, und sie gewöhnte sich nun, gemeinsam mit der Schwester Schillers Verehrung zu empfangen: ihrer Güte wird geläufig, von Caroline und sich zugleich in den Briefen zu reden, während diese zumeist, ihrer Natur folgend, allein ihr Ich bedenkt. Schreibt Lotte etwa dem Freunde: ‘Es ist recht lange, daß wir nichts von Ihnen hörten und wir sind begierig wie es Ihnen geht’, so heißt es bei Caroline: ‘lieber Freund, ich sehne mich sehr nach Nachricht von Ihnen’; und noch am Vorabend der Werbung, als Lotte fragt: ‘Ich weiß nicht, ob Sie unsere Briefe erhalten haben, ich hoffe wir sehen uns hier’, ruft Caroline aus: ‘ich darf Sie also erwarten, die Hoffnung schon macht mir die Tage werther.’ Dem geistigen Streben Schillers folgen beide Schwestern theilnehmend, aber Carolinens Interesse giebt sich oft in einschmeichelnden Wendungen, wo Lotte mit einfacher Herzlichkeit spricht; Caroline schraubt sich und philosophirt, wo Lotte empfindet. Harmlos erzählt sie etwa dem Freunde, der ihr die ‘niederländische Rebellion’ gebracht, wie sie die Nacht von Wilhelm

von Oranien geträumt; ſie wünſcht, bald in Julius' Briefen an Raphael leſen zu können, und miſcht, mit einer Caroline fremden Einfachheit, auch die Sorge um das leibliche Wohl in die geiſtigen Betrachtungen ein: ſie begleitet Schiller in ſorgenden Gedanken, wenn er bei Wind und nächtigem Dunkel in ſein Dorf heimkehrt, ſie ſendet dem Erkrankten Blumen zum Gruß und ladet ihn auf Klöße zu Mittag ein: 'Sie brauchen dabei die Zähne nicht anzugreifen.'

Schon wenige Tage nach ſeinem Einzug in Volkſtädt hatte ein heftiger Katarrh den von Stubenluft verwöhnten, übereifrigen Arbeiter befallen, und er ſtörte ihm den lieben Verkehr auch in der Folge gar häufig. Sein Kopf iſt dann 'heillos beſchaffen', die Arbeit ſtockt, und alle Pläne werden aufgehalten. Schiller hatte zuerſt am 'Geiſterſeher' weitergeſchrieben und war dann auf die Vollendung des erſten Bandes der niederländiſchen Rebellion energiſch zugeſchritten: Ende Juli lag er fertig vor ihm. Das ganze Werk, ſo ſchien ihm, könne bis auf ſechs Bände anwachſen, doch ob er dabei verharre, werde die Aufnahme des erſten Theiles entſcheiden: auf jeden Fall aber, auch wenn er nicht Hiſtoriker bleibe, werde Geſchichte das Magazin ſein, aus dem er in Zukunft ſchöpfe. Einſtweilen war er des Studiums ſatt, und eine Pauſe ſchien ihm äußerſt nöthig: 'überhaupt', ſo ſchreibt er an Körner, 'iſt es keine Arbeit für die ſchöne Jahreszeit.' Und für die Zeit der jungen Liebe, hätte er hinzuſetzen können: er ſehnte ſich nach poetiſchem Schaffen, und wenn er auch nicht zu lyriſcher Ausſprache ſeines Empfindens jetzt gedrängt wird (ſeine Briefe an die Schweſtern ſind ſeine Liebeslieder) ſo denkt er deſto eifriger ſeinem 'Menſchenfeinde' nach und einem neuen dramatiſchen Plan, den 'Maltheſern': 'ich fühle meinen Genius wieder', ruft er beglückt aus, am 5. Juli 1788. Der Gedanke erwacht nun von Neuem: durch einen Beſuch bei Schröder in Hamburg die Theaterverhältniſſe zu ſondiren; doch brachten die Schweſtern ſolchen Plänen Mißtrauen entgegen, während ſie eine Geſchichtsprofeſſur in Jena dem Freunde eifrig wünſchten. Eine unmittelbare Beziehung auf die Volkſtädter Zeit aber ſcheint die Epiſtel eines Ehemannes:

'Die berühmte Frau' zu umschließen: die flotten, freien Verse im Stile Goeckingks, die die Thorheiten weiblicher Berühmtheit und das Zwitterding von Mann und Weib mit derber Schillerscher Satire geißeln, dürfen als eine verblümt den Schwestern zugedachte Mahnung gelten: der 'coquetterie d'esprit' und dem Ehrgeiz des Autorenthums zu entsagen.

Die oft gehemmte Arbeit in Bewegung zu setzen, fand aber Schiller nun das angenehmste Mittel sich aus; er verlegte sein Studium in einen Raum, wo gute Geister ihn umgaben: in Lottens Stübchen. Die Geliebte räumt es ihm oftmals ein, zum Zeichen, daß er 'nicht fremd' bei ihnen sei: 'Mein Stübchen erwartet Sie und mein Schreibtisch', schrieb sie, 'es ist mir lieb, daß Sie auch in meinem Eigenthum einmal leben.' Immer näher kommt er so den Schwestern, und er empfindet allmählich selbst die knappe halbe Stunde, welche Volkstädt von Rudolstadt trennt, als zu lang: darum zog er, unter Berufung auf das üble Wetter, die kalten Abende und seinen Katarrh, Mitte August nach Rudolstadt hinein, in die Nähe der Neuen Gasse. 'Mein Logis hätte gar keinen Fehler', schreibt er an Lotte, 'wenn es Ihnen gegenüber wäre. Ich brächte dann Spiegel in meinem Zimmer an, daß mir Ihr Bild gerade vor den Schreibtisch zu stehen käme, und dann könnte ich mit Ihnen sprechen, ohne daß ein Mensch es wüßte.' Unermüdlich ist er jetzt, in kaum verhüllten Worten wie diese, sein Gefühl auszusprechen, alles Milde, Innige, Zarte, das zutiefst in seiner Seele ruht, bringt diese Neigung herauf, und doch läßt ein zagender, befangener Sinn und die Selbstquälerei der Liebe ihn das letzte Wort nicht wagen: 'ich möchte Ihnen oft so viel sagen,' schreibt er an Lotte, 'und wenn ich von Ihnen gehe, habe ich nichts gesagt.' Eines Abends nur, als zwischen Lotte und ihrer Mutter 'ein Auftritt vorgefallen' und Schiller die Betrübte mit sanfter Herzlichkeit tröstete, drückte Lotte, der sonst geübten Zurückhaltung vergessend, ihm in tiefer Bewegung die Hand; Schiller glaubte ihre Neigung offen daliegen zu sehen und schien das lösende Wort finden zu wollen — als plötzlich, sehr zur Unzeit,

Caroline ins Zimmer kam, und die halb ſchon geöffneten Lippen ſich wieder ſcheu verſchloſſen.

Aber wenn auch Schiller ſein Geheimniß noch wahrte, er blieb doch der vertrauteſte Freund der Schweſtern, ihr Rath und ihre Hilfe allezeit. Als Lotte krank wird, heitert er ſie durch ſeine Güte und freundliche Laune auf; er lernt, als ein Hausgenoſſe, mit der Katze Toutou und dem Hund Grigri umgehen; er neckt ſich mit den Schweſtern um des thüringiſchen und des ſchwäbiſchen Dialekts willen und um kleiner menſchlicher Schwächen, und Spitznamen werden gefunden: Caroline wird die 'Bequemlichkeit', Lotte die 'Weisheit', auch die 'Decenz', weil ſie auf Sitte ängſtlicher ſah. Und auch Schiller fängt nun an, muthiger im Schreiben als im Reden, Lotte vertraulich mit dem Vornamen anzuſprechen, ja ein 'freundliches Lolochen' wagt ſich in die Feder, während Schiller ſelbſt, wie ſeiner Sache doch nicht ganz gewiß, ſich unterſchreibt: 'Ihr Fr.'

Was die chère mère zu dieſem nahen Verkehr eines jungen Bürgerlichen mit der künftigen Hofdame meinte, erfahren wir nicht; aber wenn Lotte nun, im Laufe des September und October, dies Zuſammenſein durch kleine Reiſen, nach Jena, nach Kochberg zu Frau von Stein, unterbricht, ſo liegt es nahe, den Einfluß der Mutter hier zu erkennen. Denn weder Schiller noch Lotten ward gut bei dieſen Trennungen; und trübſelig ſchritt der Gaſt der Charlotte Stein im 'dunkeln Gang am Waſſer' einſam daher, in die Schriften des Freundes ganz verſenkt: 'ich wäre wohl hier', ſchreibt Lotte am 1. September, 'wenn ich nicht das Gefühl, daß Sie eben in Rudolſtadt ſind, hätte, und daß ich manche ſchöne Stunde verſäume'; und Schiller antwortet, getröſtet und tröſtlich: 'Ihre Billets haben mir einen recht ſchönen Morgen gemacht. Könnt' ich zur Verſchönerung Ihres Lebens etwas thun! Was könnte ich mehr wünſchen, als die lieblichen Geſtalten Ihres Geiſtes anzuſchauen und immer und immer um mich her zu fühlen!' Er fügt hinzu, aus einer echt Schillerſchen Empfindung heraus: 'ich meine immer, ich müſſe das Schickſal zwingen, das mich aus Ihrem Zirkel reißen will.'

Während aber Lotte noch auf Kochberg weilte, traf bei Frau von Stein ein Weimarer Beſuch ein: Goethe. Er war ſeit einem halben Jahr aus Italien zurück, und erwartend hatte Schiller ſeiner Bekanntſchaft entgegengeblickt: 'Im Grunde bin ich ihm gut', ſchrieb er an Körner, 'und es ſind wenige, deren Geiſt ich ſo verehre. Ich bin ungeduldig, ihn zu ſehen.' Im Hauſe von Beulwitz ſollte nun, am 7. September 1788, das erſte Zuſammentreffen erfolgen: eine Begegnung in großer Geſellſchaft, welche Schiller wie die auf Vermittlung bedachten Freundinnen gleichmäßig enttäuſchte. Es wiederholte ſich in Rudolſtadt, was Schiller beim Eintritt in Weimar erfahren: die Stimmung, welche er in die Zuſammenkunft mitbrachte, blieb unerwidert; und Unkenntniß ſeines Strebens und Ungunſt der Umſtände ließen die ſehnlich erwartete Begegnung ergebnißlos enden. Goethe war in der gedrücktesten Laune damals: aus der goldenen Freiheit römiſchen Lebens in die enge Gebundenheit von Weimar rückkehrend, alten Verhältniſſen entwachſen, in die es dennoch galt ſich von Neuem zu fügen, gezwungen in Empfindungen ſcheinbar weiterzuleben, die für ihn abſterben wollten: nach Kochberg kam er, wie in jungen Tagen, aber aus andern Augen ſah der Freund der Chriſtiane Vulpius die Herrin des Hauſes nun an, und die Gegenwart all dieſer Frauen um ihn herum, der Frau von Stein, der Frau von Schardt, der Frau Herder gab ihm das Gefühl der Unfreiheit. In alſo bedrängter Stimmung trat er Schiller entgegen; und kühl genug klingt, was dieſer nun nach Dresden, am 12. September, zu berichten hat: 'Endlich', ſo ſchreibt er an Körner, 'kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, ſehr begierig warteteſt. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in ſeiner Geſellſchaft zugebracht. Unſere Bekanntſchaft war bald gemacht und ohne den mindeſten Zwang; freilich war Alles auf ſeinen Umgang zu eiferſüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte ſein oder etwas anderes als allgemeine Dinge mit ihm ſprechen können. Im Ganzen genommen, iſt meine in der That große Idee von ihm nach dieſer perſönlichen Bekanntſchaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir

einander je ſehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch intereſſant iſt, was ich noch zu wünſchen und zu hoffen habe, hat ſeine Epoche bei ihm durchlebt; er iſt mir (an Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbſtentwickelung) ſo weit voraus, daß wir unterwegs nie mehr zuſammenkommen werden; und ſein ganzes Weſen iſt ſchon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, ſeine Welt iſt nicht die meinige, unſere Vorſtellungsarten ſcheinen weſentlich verſchieden. Indeſſen ſchließt ſich's aus einer ſolchen Zuſammenkunft nicht ſicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren.'

Bei ſo ungewiſſem Erfolge der Bekanntſchaft mußte es Schiller und die Schweſtern erfreuen, daß Goethe wenigſtens mittelbar ein Intereſſe an Schillers Schaffen zu bekunden ſchien: zufällig ſah er bei Caroline das Heft des 'Merkurs' auf dem Tiſche liegen, in welchem die 'Götter Griechenlands' ſtanden; er blickte einige Minuten hinein und bat dann, es mitnehmen zu dürfen. In der That war hier, in der ſehnenden Schau auf entſchwundenes Griechenthum, die bedeutſamſte Annäherung an Goethe vollzogen: 'das Land der Griechen mit der Seele ſuchend' — ſo ſtand auch Schiller nun da.

Mit der Anſchauung der Antike wachſen wir Heutigen auf, und ruhig empfangen wir den überlieferten Beſitz; das achtzehnte Jahrhundert hatte das Griechenthum erſt neu entdeckt, und mit enthuſiaſtiſcher, einſeitiger Hingabe erfaßte es nun das zurückerworbene Gut. Den echten Ariſtoteles hatte Leſſing, die Statuen und den Homer hatten Winckelmann und Herder aus franzöſiſcher Verfälſchung wiedergewinnen helfen; Goethe, F. A. Wolf, Wilhelm von Humboldt folgten, und als abſolutes Muſter ward die Antike jetzt empfunden: Griechenthum und Menſchenthum ſchienen eins und das nämliche. Immer ſtärker ſchwoll dieſe Strömung an, die Widerſtrebenden fortreißend; und hatte einſt der Führer von Sturm und Drang, Herder, die Graecomani e Winckelmanns zu ergänzen geſtrebt durch mannigfach tönende 'Stimmen der Völker', ſo fiel

nun auch er dem Glauben an alleinſeligmachendes Griechenthum bei und ſah begeiſtert helleniſche und deutſche Cultur ſich verſchwiſtern.

Was Herder und Wieland, durch Theorie und Praxis, für die Erkenntniß der Antike geleiſtet, wirkte auf Schiller, unter dem Einfluß perſönlicher Berührungen, kräftig ein; und als er nun, mit alſo vertiefter Weimarer Bildung, an Goethes 'Iphigenie' herantrat, gewann ſeine neue Anſchauung die letzte Feſtigung: 'bis zur höchſten Verwechslung', ſo urtheilt er, hat Goethe die 'griechiſche Form erreicht'. Die in Weimar begonnene Wendung zur Antike ſetzte ſich in Rudolſtadt bedeutſamer fort, und Körner empfängt ein volles Glaubensbekenntniß: 'Ich leſe jetzt faſt nichts als Homer', ſchreibt Schiller, am 20. Auguſt. 'In den nächſten zwei Jahren leſe ich keine modernen Schriftſteller mehr. Jeder führt mich von mir ſelbſt ab, nur die Alten geben mir jetzt wahre Genüſſe. Zugleich bedarf ich ihrer im höchſten Grade, um meinen eigenen Geſchmack zu reinigen, der ſich durch Spitzfindigkeit, Künſtlichkeit und Witzelei ſehr von der wahren Simplicität zu entfernen anfing.' Die 'Maltheſer' will Schiller nun 'in einer griechiſchen Manier' ausarbeiten; und er beginnt, da die eigene Tragödie noch etwas 'kochen' ſoll, eine freie Uebertragung der Euripideiſchen 'Iphigenie von Aulis', welcher er Scenen aus den 'Phönizierinnen' des Euripides folgen ließ. Daß Schiller unter den drei großen Tragikern der Griechen grade den reflectirendſten, weichſten und modernſten wählte, bleibt charakteriſtiſch; eine Bearbeitung des Aeſchyleiſchen 'Agamemnon' hat er zwar mehrfach geplant, ſie iſt aber nie ausgeführt worden. Als Hilfsmittel für ſeine Arbeit benutzte Schiller, neben und vor dem griechiſchen Text, lateiniſche, franzöſiſche und deutſche Ueberſetzungen, von Joſua Barnes, Père Brumoy, Steinbrüchel; und er ſuchte aus dem durch zweite Hand Empfangenen, bei mangelhafter Kenntniß des Griechiſchen, das Original zu 'errathen'. Wie Goethes 'Iphigenie', welche ihn zumeiſt angeregt haben mochte, und welche von Schiller in ausführlicher Beſprechung mit dem Euripides verglichen ward, iſt auch dieſe Ueberſetzung in Jamben entworfen; die Chöre ſind in Reimen, Akte

und Scenen werden unterſchieden, und die griechiſche Knappheit erweicht ſich zu breiter Modernität: ſo zwar, daß, nach Wilhelm von Humboldts Wort, der antike Geiſt nur wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand blickt. Allein in der Geſchichte der Aneignung griechiſcher Poeſie durch die Deutſchen bleibt Schillers Verſuch wichtig; denn wie viel damals noch fehlte, daß ſeine Schätzung der Tragiker die geltende geweſen, und wie bedeutſam darum die Aufgabe war, ſie dem Publikum zu vermitteln, zeigt uns Körners, des ehemaligen Philologen, kühles Eingehen auf den Enthuſiasmus des Freundes: ‘Daß es Perioden giebt, wo einem die Alten beſonders wohlthun,’ ſchreibt er, ‘begreife ich wohl. Nur, fürchte ich, würden ſie mir jetzt auf die Länge zu leer und zu monotoniſch ſein. Die Iphigenie in Aulis des Euripides war mir ganz fremd; ich ließ ſie holen. Hie und da trifft man auf Sentenzen, die weniger alltäglich ſind, als ſie ſonſt in den alten dramatiſchen Stücken zu ſein pflegen. Um ſich für das Stück zu begeiſtern, muß man es wohl ſtudirt haben.’

Eine empfänglichere Stimmung fand Schiller bei ſeinem nächſten Publikum vor: bei Lotte und Caroline. Gemeinſam las man die Odyſſee, die Phönicierinnen: ‘es war uns, als rieſelte ein neuer Lebensquell um uns her’, ſagt Caroline. Auch daß man im Scherz Homeriſche ‘geflügelte Worte’ jetzt anwendete, beweiſt die Stärke des Eindrucks. ‘Lieber Freund wie geht es Ihnen heute’, fragt Lotte etwa, ‘Ich hoffe Sie haben, als die dämmernde Frühe mit Roſenfingern erwachte, noch ruhig geſchlummert.’ Einmal jedoch geſchah Lotte, was auch dem Vater Homer zuweilen geſchieht: ſie ſchlief bei der abendlichen Vorleſung der Odyſſee ein; und nun war des Neckens kein Ende über das neu erfundene Opium.

‘Die Bekanntſchaft mit den griechiſchen Tragikern’, ſo erzählt Caroline weiter, ‘vollendete die Geſtaltung unſeres Kunſtſinns; daß das Leben und Weben in dieſen Urgebilden auch ein Wendepunkt für Schillers eigenen Geiſt wurde, iſt nicht zu verkennen. Er wurde ruhiger, klarer, ſeine Erſcheinung wie ſein Weſen anmuthiger, ſein Geiſt den phantaſtiſchen Anſichten des Lebens abgeneigter. Wie

ein Blumen- und Fruchtgewinde war das Leben dieſes ganzen Sommers mit ſeinen genußreichen und bildenden Stunden für uns alle.' Was Caroline hier, aus ſpäter Erinnerung rückſchauend, ausgeſprochen, das beſtätigt Schillers eigene Empfindung im Augenblick des Erlebens; und er zieht die Summe dieſer Tage, indem er an Körner ſchreibt: 'Mein hieſiger Aufenthalt hat mich mir ſelbſt zurückgegeben und einen wohlthätigen Einfluß auf mein inneres Weſen gehabt. Ich werde immer mehr und mehr kleinen Verhältniſſen abſterben, daß ich die ganze Kraft meines Weſens rette und genieße. Ich ſehe dieſem Winter mit Heiterkeit entgegen, bringe einen ruhigen Geiſt und einen männlichen Vorſatz nach Weimar mit, davon Du bald die Früchte ſehen wirſt.' Daß die Rudolſtädter Zeit mehr innerlich als äußerlich fruchtbar war, muß Schiller freilich zugeſtehen; der Nachbar Lottens und Carolinens kann ſich ſeiner Arbeitſamkeit nicht rühmen, er hat vielerlei begonnen und wenig vollendet, und abermals meldet Geldnoth ſich an. Nach langem Schweigen gedenkt er nun auch der Charlotte Kalb wieder, aber nur um dem Freunde anzudeuten, daß er dieſer Beziehung gleichfalls 'abgeſtorben': 'Ich hab' ihr dieſen Sommer gar wenig geſchrieben,' ſagt er; 'es iſt eine Verſtimmung unter uns, worüber ich Dir einmal mündlich mehr ſagen will. Ich widerrufe nicht, was ich von ihr geurtheilt habe: ſie iſt ein geiſtvolles, edles Geſchöpf — ihr Einfluß auf mich aber iſt nicht wohlthätig geweſen.' So ſieht der Dichter, mit halb unbewußter Contraſtirung, Charlotte Kalbs und Charlotte Lengefelds Wirkung auf ihn im Gegenſatz zu einander: die Rudolſtädter Tage, ſagt er, haben 'einen wohlthätigen Einfluß auf mein Weſen gehabt'; Charlottens 'Einfluß auf mich iſt nicht wohlthätig geweſen.'

Inzwiſchen war aus dem Sommer Herbſt geworden, Sturm und Regen und fallendes Laub zeigten das Ende der Ferienzeit trübſelig an; doch Schiller, unfähig den Gedanken der Trennung zu faſſen, verſchiebt die Abreiſe auch jetzt noch und ſetzt zuletzt, um nur einen neuen Aufſchub zu gewinnen, ſeinen Geburtstag, den 10. November, als den Endpunkt des ausgedehnteſten Sommeraufenthaltes feſt. 'Er

iſt hin, dieſer ſchöne Sommer', ruft er Lotten zu, 'und viele meiner Freuden mit ihm! Ich weiß nicht, ich habe keinen großen Glauben an die Zukunft.' Dann wieder ſchreibt er, mit beſſerer Zuverſicht: 'Nein gewiß! Wir wollen uns dieſen Sommer nicht reuen laſſen, ob er gleich vergangen iſt; er hat unſere Herzen mit ſchönen ſeligen Empfindungen bereichert, er hat unſere Exiſtenz verſchönert. Laſſen Sie uns der ſchönen Hoffnung uns freun, daß wir etwas für die Ewigkeit angelegt haben.' Er empfängt zum Andenken eine Zeichnung Lottens und eine Vaſe, und giebt den Freundinnen, am Tage vor ſeinem Geburtsfeſt, die ſchönſte Gabe zurück: den erſten Entwurf des Gedichtes, in welchem die läuternde Wirkung der Rudolſtädter Zeit ſich lebendig zuſammenfaßt, 'Die Künſtler'. Die Theilnahme der Schweſtern an ſeinem Werk erfreut ihn herzlich, geſteht er: 'es beweiſt mir, daß Ihre Seele Empfindungen und Vorſtellungsarten zugänglich und offen iſt, die aus dem Innerſten meines Weſens gegriffen ſind. Dies iſt eine ſtarke Gewährleiſtung unſerer wechſelſeitigen Harmonie — und jede Erfahrung die ich über dieſen Punkt mache, iſt mir heilig.' Wieder empfindet er ſchmerzlich, daß er Lotte viel, gar viel, und doch nicht alles geſagt hat, wovon ſein Herz bis zum Zerſpringen voll iſt, und er getröſtet ſich nur gezwungen mit der Zukunft: 'wenn nur der gelegte Grund feſt und maſſiv iſt, ſo wird die liebe, wohlthätige Zeit noch alles zur Reife bringen.' Er erhält am 10. November, ſchon am frühen Morgen, Lottens Gratulation und einen Geburtstagsſtrauß und bringt den Nachmittag und den Abend in ernſter Stimmung mit den Schweſtern zu. Was Lotte ihm geſchrieben, hatte ſein innerſtes Empfinden aufgerührt: 'Ich muß Ihnen, und ſollten es nur zwei Worte ſein, doch meinen warmen Glückwunſch ſagen lieber Freund. Es iſt ein Tag heute, der mir willkommen iſt, denn er gab uns einen Freund, den ich ſchätze, und deſſen Freundſchaft einen ſchönen Glanz um mein Daſein webt. Laſſen Sie die liebliche Blüthe unſerer Freundſchaft immer ſchön blühen, und kein rauher Hauch ſie verwehen! adieu, adieu. Wir ſehen uns bald! Ich freute mich ſchon heut beim Erwachen, daß Sie noch mit uns ſind. Lotte.'

Obgleich Schiller die Schwestern in wenig Stunden sehen sollte, erwiederte er doch sogleich: ‘Dank Ihnen beiden, daß Sie einen freundlichen Antheil an meinem Geburtstag nehmen. Ich denke mit Verwunderung nach, was in Einem Jahre doch alles geschehen kann. Heute vor einem Jahr waren Sie für mich so gut wie gar nicht auf der Welt — und jetzt sollte mir es schwer werden, mir die Welt ohne Sie zu denken. Denken auch Sie immer wie heute! So ist unsere Freundschaft unzerstörbar wie unser Wesen!’

Der zehnte November sollte der letzte Tag sein, den Schiller mit den Freundinnen verbrachte; zwar er selbst bestimmte noch immer seine Abreise nicht, aber nun sprach Caroline, gedrängt von der Mutter vielleicht, das entscheidende Wort und theilte Schiller mit, am 11. November: daß sie schon den folgenden Morgen zu ihrer Freundin Fräulein von Dacheröden nach Erfurt reisen würden. In der That, es war Scheidenszeit: denn schon munkelte man in Weimar von den besonderen Gründen, die den späten Sommergast noch festhielten, und auch in Rudolstadt regte sich der Klatsch. ‘Sie mischen mir da Süßes und Bittres so durcheinander,’ erwiderte Schiller, ‘daß ich nicht sagen kann, ob mehr dieses neue Zeichen ihrer Freundschaft mich rührt, als die deutliche Vorstellung unserer Trennung mich niederschlägt.’ Wie nahe ihm der Abschied geht, zeigt der Dichter durch die betrübte Bitte, die Schwestern lieber gar nicht mehr begrüßen zu dürfen: ‘besser wir haben uns gestern für einige Monate zum letztenmal gesehen.’ Er verspricht, ihnen durch fleißiges Schreiben stets nahe zu bleiben und bittet, auch ihm von dem ‘Gang ihrer Seelen’ Nachricht zu geben; und er faßt sein Empfinden ein letztes Mal zusammen in die Worte: ‘Noch einmal Dank, tausend Dank für die vielen, vielen Freuden, die Ihre Freundschaft mir hier gewährt hat. Sie haben viel zu meiner Glückseligkeit gethan und immer werde ich das Schicksal segnen, das mich hierher geführt hat. Ewig Ihr Schiller.’

So rüstete man denn hüben und drüben zur Reise; am Abend aber, um 11 Uhr, setzte sich Lotte abermals, nachdem alles für die

Fahrt geordnet war, an den Schreibtiſch und ſchrieb in der Stille der Nacht, mit eifriger Feder: ‘So ſind wir denn wirklich getrennt! kaum iſt's mir denkbar, daß der lang gefürchtete Moment nun vorbei iſt. Ich möchte Ihnen gern ſagen, wie lieb mir Ihre Freundſchaft iſt. Aber ich hoffe Sie fühlen es ohne Worte. Gute Nacht! gute Nacht! leben Sie ſo wohl als ichs wünſche, denken Sie gern meiner und oft. adieu! adieu! Lotte.’ Und noch am andern Morgen drängt es ſie, im Widerſtreit von mädchenhafter Scheu und dem Wunſche nach Entſcheidung, ein allerletztes Wort zu ſagen, und ſie ruft: ‘Noch einen ſchönen freundlichen guten Morgen von mir; leben Sie noch einmal wohl, und vergeſſen uns nicht; doch nein, das werden Sie nicht. adieu! adieu! Mir iſt heut früh, als ſähen wir uns bald wieder!’

Während er ſchon den Wagen heraufahren ſah, der die Schweſtern ihm entführen ſollte, trieb es Schiller an, auf dieſe Zeilen zu erwidern: und auch er ſucht das Trennungsweh zu betäuben durch die frohe Hoffnung auf ein neues Sehen: ‘Beſte Freundinnen, die Vorſtellung unſerer Wiedervereinigung ſteht hell und heiter vor mir. Alles ſoll und wird mich darauf zurückführen. Ja meine Lieben, Sie gehören zu meiner Seele, und nie werde ich Sie verlieren, als wenn ich mir ſelbſt fremd werde.’ Doch im Innern ſah es trüber aus, und er geſtand das Jahr darauf: ‘Unſer Abſchied vorigen November wirkte tief auf meine Seele, und das Billet, das ihr mir damals ſchriebt, hat mir Thränen ausgepreßt. Es war mir ſchrecklich, als ich mich zur Reiſe anſchickte, alle meine Hoffnungen waren nicht viel weiter, als im Anfang des Sommers und die ganze Ausſicht meiner Liebe ſchien wieder verfinſtert zu ſein.’ Und auch Lotte gedenkt dieſer Zeit noch ſpät: ‘Die erſte Trennung von Dir vergeſſe ich nie!’ ſchreibt ſie, ‘wie unbeſtimmt, ungewiß war da alles! Ich war ſo vorbereitet auf lauter traurige Ereigniſſe, daß ich mein Leben nicht achtete!’

Die Straße nach Erfurt und die nach Weimar liefen noch eine Strecke weit zuſammen, und erſt bei Teichröden trennten ſich die Wege; ſo hofften die Reiſenden, ein jeder an ſeinem Theil, den

Wagen des andern noch anzutreffen, und oft blickte Schiller nach den Schwestern zurück, eifrig schaute Lotte nach Schiller aus. Als man aber den Kreuzungspunkt überschritten, ohne daß eine letzte Begegnung erfolgt wäre, als jeder Fußbreit Weges die Liebenden weiter von einander führte, und die untergehende Sonne die Stunde ankündigte, welche die Freunde zusammengebracht hatte bis nun — da fiel die schmerzliche Erkenntniß allen aufs Herz: daß die Tage von Volkstädt und Rudolstadt, mit ihrem Zauber und frühlingshaften Duft, mit ihrem Liebesglanz und milden Geistesweben, verklungen waren und verrauscht für immer.

Abſchied von Weimar.

Von nun an ſtreiche mich nur aus der Liſte der literariſchen Vagabunden aus. Denn ich denke nun bald in Staats- und Adreßkalendern als etwas Oeffentliches zu prangen. Schiller an Zumſteeg.

Es kleidet ſich um mich herum in dichteriſche Geſtalten, und oft regt ſich's wieder in meiner Bruſt. Das akademiſche Karrenführen ſoll mir doch nie etwas anhaben. Schiller an Körner.

Unter den Vorſätzen, welche Schiller nach Weimar zurückbrachte, war der oberſte dieſer: von Menſchen fern, ein arbeitsreiches Leben zu leben. Ein halbes Jahr der Abweſenheit hatte alle ſeine Verbindungen gelockert; nun wollte er ein Daſein ganz für ſich führen, und in eifrigem Schaffen und der Rückerinnerung an die Freuden dieſes Sommers ſtarb er dem gegenwärtigen Leben der kleinen Stadt bald völlig ab. Staunend erzählte man ſich von dem ſtillen Arbeiter, von dem Einſiedler, der wochenlang das Zimmer hütete; und noch nach Jahren wußte Goethe zu erzählen: 'Acht Tage lang verſchloß ſich oft Schiller und ließ ſich von keiner Seele ſprechen. Abends um Acht ſtand noch ſein Mittageſſen auf ſeinem Studirpult.' Zwölf Stunden und darüber zählt nun ſein Arbeitstag, er ſieht Charlotte von Kalb, Voigt von Zeit zu Zeit nur, Goethe einige Male, und einzig in dem Briefwechſel mit Körner und den Schweſtern von Rudolſtadt findet er Erholung und Freude: 'Ihre Briefe', ſchreibt er an Lotte und Caroline, 'vertreten jetzt bei mir die Stelle des menſchlichen Geſchlechts, von dem ich dieſe Woche über ganz getrennt geweſen bin.'

Gleich am Tage nach seiner Abreise richtete Schiller herzliche Worte an die Schwestern: er schildert, wie sein Herz in Rudolstadt nur lebt, im Gedenken vergangener Tage, und wie er ein Zusammensein im künftigen Sommer schon jetzt eifrig plant: 'Seien Sie mir tausendmal gegrüßt und empfangen Sie hier meine ganze Seele', ruft er aus. Die Schwestern erwiderten auf solche Worte, verschieden nach ihrer Art: Lotte mit weiblicher Zurückhaltung, die nur in unwillkürlichen Wendungen einmal ihr Herz verräth; dagegen Caroline mit freiem Bekenntniß und voll den Ton aufnehmend, den Schiller angeschlagen. 'Seien Sie gegrüßt von ganzer Seele, mein theurer Freund', so schreibt sie. 'Ach ich kenne keinen Ersatz für das, was Sie meinem Leben gegeben haben! So wie Sie hat es noch Niemand verstanden, die Saiten meines innersten Wesens zu rühren. O gutes Schicksal! nur Sie in unserer Nähe, und dann mögen die Parzen noch hinzuspinnen, was ihnen sonst gefällt.' So vielsagendes Geständniß hat Lotte nicht zu wagen; aber sie spricht ihre Zuneigung sanfter aus, liebenswürdiger, wenn sie sich zu Schiller hinversetzt, am Abend und am Morgen, wenn sie sich fragt, welche Sonne ihm scheint und welcher Wind ihm weht, wie ihm gefallen möge, was sie beschäftigt, im Leben und in der Kunst. Sie führt ihn ein in ihre Existenz, in die Stimmung des Augenblicks, und schreibt in tagebuchartigen Aufzeichnungen, unmittelbar und ohne Zwang, nieder, was Kopf und Herz ihr bewegt; sie bricht ab, kommt zurück, erzählt und plaudert und breitet selbst ein Uebermaß von naiver Weltbetrachtung mit völliger Harmlosigkeit aus. Wie einen eben Dahingegangenen bedauert sie den sterbenden Caesar: 'freilich hätte er nicht sich zum König machen sollen; aber es war doch schade!'; allein ihre einmal gefaßte Meinung hält sie mit Entschiedenheit aufrecht, selbst Schiller gegenüber, und vertheidigt vor dem künftigen Dichter des 'Tell' die Schweizer Helden mit eindringlicher Wärme: 'Nennen Sie es nicht Férocité — bitte. Ich möchte rechte Beredsamkeit haben, und die Dinge so schön darstellen können wie Sie, um Sie zu überzeugen.' Sie berechnet die zurückgelegte Zeit der Trennung mit liebender

Genauigkeit und stellt fest, vierzehn Tage nach Schillers Scheiden, daß nun der zwölfte Theil jener Periode 'oder vielleicht gar mehr' vorüber ist: 'mir däucht es schon Wochen', sagt sie, 'und mir ists als hätte ich Ihnen so viel zu sagen, und doch ist nichts vorgefallen.'

So freundliche Bekenntnisse immer von Neuem zu erwidern, zögert Schiller nicht; zart und wahr spricht er sein Empfinden aus, und in tausend anmuthige und scherzhafte Worte kleidet er treue Neigung gefällig ein. Der saumseligste der Correspondenten wird nun der fleißigste, der keinen Posttag ungenutzt läßt; er spricht herzlich zu Lotten, geistreich zu Carolinen, und wenn er auf das zwanglose Geplauder der Einen liebevoll eingeht, so philosophirt er vor der Andern 'recht ins Gelag hinein' und schenkt ihrem metaphysischen Bedürfniß neuen Redestoff. An der schwesterlichen Uebereinstimmung der Beiden erfreut er sich mit naivem Egoismus: 'Ihre beiderseitige gute Harmonie', so schreibt er an Lotte, 'ist ein schöner Genuß für mich, weil ich Sie in meinem Herzen vereinige, wie sie sich selbst vereinigt haben. Möchte das Schicksal Sie beide nie weit auseinander führen. Es ist gar niederschlagend für mich, wenn ich Sie mir getrennt denke, weil ich dann immer Eine, wo nicht Beide, entbehren müßte.'

Aber ein neues Thema sollte der Correspondenz nun im Laufe des Decembers zugeführt werden: Schillers Ernennung zum Professor. Unerwartet schnell hatten seine Absichten auf eine Lehrstelle in Jena sich verwirklicht, und der vor der vollendeten Thatsache stehende Dichter glaubte zu spät zu erkennen: daß er sich habe übertölpeln lassen.

Durch den Abgang des Professor Eichhorn nach Göttingen war der von Schiller nur unbestimmt gehegte Plan 'gewissermaßen dringend' geworden, und Hofrath Voigt und Goethe waren schnell zur Ausführung geschritten: am 9. December 1788 schrieb Goethe, nach geschehener Rücksprache mit Karl August, ein 'gehorsamstes Promemoria' eigenhändig nieder, welches folgendermaßen anhebt: 'Herr Friedrich Schiller, der sich seit einiger Zeit theils hier, theils

in der Nachbarschaft aufgehalten, hat sich durch seine Schriften einen Nahmen erworben, besonders neuerdings durch die Geschichte des Abfalls der Niederlande Hoffnung gegeben, daß er das historische Fach mit Glück bearbeiten werde. Da er ganz und gar ohne Amt und Bestimmung ist, so gerieth man auf den Gedanken: ob man selbigen nicht in Jena fixiren könne, um durch ihn der Akademie neue Vortheile zu verschaffen. Er wird von Personen, die ihn kennen, auch von Seiten des Charakters und der Lebensart vortheilhaft geschildert, sein Betragen ist ernsthaft und gefällig, und man kann glauben, daß er auf junge Leute guten Einfluß haben werde.' Die Ernennung ward um so williger befürwortet, als Schiller sich bereit erklärt hatte, vorerst ohne Gehalt zu lesen; und schon am 15. December konnte ihm Goethe ein Reskript mittheilen, in welchem gesagt wurde: die Angelegenheit sei so gut wie entschieden, der neue Professor möge seine Einrichtung für das nächste Semester nur treffen. 'Ich bin in dem schrecklichsten Drang', schreibt Schiller darauf an Körner, 'wie ich neben den vielen, vielen Arbeiten, die mir den Winter bevorstehen und des Geldes wegen höchst nothwendig sind, nur eine flüchtige Vorbereitung machen kann. Rathe mir, hilf mir. Goethe sagt mir zwar: docendo discitur; aber die Herren wissen alle nicht, wie wenig Gelehrsamkeit bei mir vorauszusetzen ist. Ich beschwöre Dich, schaff mir Rath und Trost mit dem Baldigsten.' Körner suchte den Freund zu beruhigen, und wußte, wie stets, seine Zuversicht zu heben: Jena, sagte er, mache an Schiller einen größeren Gewinn, als Schiller an Jena; und mit der Nothwendigkeit der Vorbereitung nehme er es allzu ängstlich, Niemand dürfe an seiner Berechtigung zweifeln, das Katheder zu betreten. In der That schwand die erste Befangenheit Schillers nun dahin, und mit besserem Muth überschaute er die Vortheile, welche die neue Stellung brachte: 'Es müßte doch lächerlich sein', schrieb er, 'wenn ich in jeder Woche nicht soviel zusammenlesen und zusammendenken könnte, um es einige Stunden lang auf eine gefällige Art auskramen zu können. Mein ganzes Ansehen bei dieser Sache ist, in eine gewisse Rechtlichkeit und bürgerliche

Verbindung einzutreten, wo mich eine bessere Versorgung finden kann. In Jena sind meine Bedürfnisse sehr gering, weil das Nothwendige wohlfeil ist und auf keinen Luxus gesehen wird. Mit vierhundert Thalern kann ich gemächlich leben. Ohne daß es ein Mensch gewahr wird, kann ich leben wie ein Student.'

Aus einem andern Ton gingen die Betrachtungen, die Schiller im Briefwechsel mit den Schwestern an seine Ernennung knüpfte. 'Eine seiner schönsten Hoffnungen' richtet sie zu Grunde, klagt er: die Aussicht, den Sommer von Volkstädt und Rudolstadt zu erneuen. Unabhängigkeit, die goldene Freiheit des Poeten, alles sieht er dahinschwinden: 'und dies soll mir ein heilloser Catheder ersetzen!' Und weiß nicht mancher Student vielleicht mehr Geschichte als der Herr Professor? Und werden die Collegen den neuen Ankömmling aus dem literarischen Reich willkommen heißen? 'Ich bin doch eigentlich nicht für das Volk gemacht!' ruft Schiller aus; 'indessen denke ich hier wie Sancho Pansa über seine Statthalterschaft: wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er auch Verstand.'

Aber auch eine gute Seite hat die Jenenser Professur, erkennt der Dichter: sie bringt ihn in die Nachbarschaft von Rudolstadt. Eifrig nehmen die Schwestern dieses Thema auf, und beglückt sieht Lotte alle weiterführenden Pläne, die Rückkehr nach Dresden, die Uebersiedelung nach Hamburg, nun zu Nichte werden, und den Freund an ihrer lieben Saale sich niederlassen; sie hofft, daß er die schöne Straße zu ihnen hin oft zurücklegen werde, und daß man sich auch auf halbem Wege werde Stelldichein geben können: 'der Gedanke, daß Sie doch nur so wenige Stunden von uns leben, macht mir gar viel Freude. Wenn wir in den Schatten der hohen Linden herumgehen, und die blaue Saale mit unsern Augen verfolgen, werden wir uns noch einmal so gern bei Jena verweilen. Die Gegend ist mir noch immer gegenwärtig, die Berge haben so schöne Formen so leicht so luftig; und ich will einmal unphilosophisch sein, auch die gute Pfirsich und Weinbeere sind gar nicht übel.' Daß der Dichter nun zu einer bürgerlichen Respectsperson wird, will Lotten nicht gleich eingehen,

und doch macht ihr der neue Titel Freude: ‚Leben Sie wohl, Herr Professor', ruft sie, ‚es macht mir so einen Spaß, Sie so zu nennen.' Feierlicher, mit mehr Aufwand von Geist und Reflexion begrüßt Caroline die Ernennung: ‚es giebt mir eine so lieblich lichte Aussicht ins Leben', schreibt sie, ‚Sie mir in unserer Nähe fixirt zu denken. Lassen Sie sichs nicht reuen, an dieses kleine Plätzchen Welt nun fester angeheftet zu sein. Ach unsere eigentliche wahre Welt ist doch nur da, wo bleibender Antheil und Liebe unser Herz beleben! Als eine Erscheinung zerfließt man ohne jene, im Meer der Erscheinungen um sich her!

Solche Trostworte nahm Schiller dankend hin, ohne doch in seinen Klagen nachzulassen. Nur unter den entschiedensten ökonomischen Vortheilen hätte er diesen Schritt thun sollen, so erkennt er jetzt, er sieht beängstigt mit schnellem Schritt die Zeit herannahen, wo er seine ‚Bude' in Jena aufmachen muß, und er beneidet Caroline um die freie Wahl ihrer Lektüre, zu einer Zeit, da er selbst sich gezwungen findet, einen Schwall geist- und herzloser Schriften durchzunehmen und Dinge zu lernen, die er morgen wieder vergessen wird: ‚Sie gehen durch das litterarische Leben wie durch einen Garten', ruft er, ‚brechen sich was Ihnen gefällt — wenn der Gärtner und seine Jungen über lauter Arbeit nicht einmal Zeit finden, ihre Pflanzungen und was drum herum ist, fröhlich zu genießen.' Statt daß ihm das neue Amt Geld einbringt, kostet es vielmehr Geld: diese Professur soll der Teufel holen, wünscht er, sie zieht ihm einen Louisd'or nach dem andern aus der Tasche. Für Expeditionsgebühren muß er den Kanzleien von Gotha und Coburg, von Meiningen und Hildburghausen manchen guten Groschen opfern; und allzu theuer scheint ihm sein Magisterdiplom mit fünfzig Thalern bezahlt zu sein. Dazu quält ihn ein heftiger Trieb, die Dresdener Schulden zu tilgen; sie verbittern ihm das Leben, klagt er, und er strebt um so eifriger, seine Finanzen in Ordnung zu bringen, als der Gedanke einer eigenen Haushaltung dem Freunde Lottens immer näher rückt. Er wird nun in der That praktisch, und aus der genialen

Plänemacherei der Jugend gelangt er zu verſtändigem Berechnen ſeiner literariſchen Kraft und Geltung: wenn ſonſt der Schwabe mit vierzig Jahren klug wird, ſo kommt Schiller ſchon als ein Dreißigjähriger an dieſes Ziel. Eine Sammlung ſeiner kleinen Schriften, welche Cruſius, der Verleger des Abfalls der Niederlande, übernimmt, und eifriges Arbeiten für den Merkur und die Thalia machen ihn bald flott, und ein neues, weitgeſtecktes Unternehmen verſpricht dauernde Hilfe: die Sammlung von 'Memoiren', welche er mit Maucke in Jena verabredet, und zu der er mehr durch ſeinen den Buchhändlern werthvollen Namen, als durch eigene Arbeit beitragen ſoll. Auf eine Einnahme von 700 Thalern im Jahr glaubt Schiller in der erſten Freude über den neuen Vertrag rechnen zu können: 'Dieſes ſichert mir', ſagt er, 'meine Exiſtenz hinlänglich, ohne mir viel Zeit wegzunehmen. Mit drei Stunden des Tages habe ich alles abgethan, wovon ich lebe. Mit den übrigen neun kann ich vollkommen für das Studium der Geſchichte und die Vorbereitung zu den Collegien ausreichen.' Wirklich konnte er nun im April 1789 einen Theil der Schuld abſtoßen, und von der Zukunft das Beſte hoffen.

Aber alle dieſe Erfolge und äußeren Vortheile vermochten dennoch nicht, dem Dichter volle Befriedigung zu geben; und ergreifend dringt immer von Neuem aus ſeiner Seele vor, was ſein Eigenſtes iſt. Es quält ihn den ganzen Winter über, daß er dem neuen Schauſpiel, welches er plant, den 'Malteſern', nicht ſoll näher treten; und je mehr die Umſtände es ihm verbieten, deſto ſtärker nur treibt es ihn zu dichteriſchem Schaffen an. Aber ins Joch der Wiſſenſchaft fühlt ſich der Poet nun geſpannt, und betrübt erkennt er: daß dasjenige, was ihn vielleicht durch Jahre feſthalten wird, von dem Lichtpunkt ſeiner Fähigkeiten himmelfern iſt. Sein Glaube jedoch bleibt unerſchüttert, daß der Tag kommen wird, der ihn zur Poeſie zurückbringt: 'was ich auch auf meine einmal vorhandene Anlage propfen mag', ſagt er, 'ſo wird ſie immer ihre Rechte behaupten. Das iſt indeſſen richtig, daß dieſe Diverſion einen ſehr merklichen

Einfluß auf meine erste dramatische Arbeit haben wird, und wie ich hoffe einen glücklichen. In acht Jahren wollen wir einander wieder daran erinnern.' Die so bestimmt ausgesprochene Voraussage sollte sich erfüllen: nach acht Jahren, 1797, stand Schiller mitten in der Arbeit am 'Wallenstein'.

Ein ander Mal gelangt der Dichter dazu, epische Entwürfe in sich zu entwickeln und sie dem Freunde vorzulegen: denn 'Plane machen ist etwas gar angenehmes', so empfindet das Pathenkind des Studiosus Schiller auch jetzt noch. Er nimmt einen älteren Vorschlag Körners auf und sinnt einem Epos auf Friedrich den Großen nach: in ottave rime müßte diese Fridericiade geschrieben sein, meint er, und singen müßte man sie können, 'wie die griechischen Bauern die Iliade, wie die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem.' Der weitausgreifende Plan ist niemals zur Ausführung gelangt, so wenig wie der Gedanke eines Epos auf Gustav Adolf, welches später an die Stelle der Fridericiade treten sollte. Auch der Plan, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderer episch darzustellen, blieb unausgeführt. Diese Entwürfe kennzeichnen das fortschreitende Studium Schillers und offenbaren, wie schnell sein historisches Erkennen in poetisches Schaffen sich umsetzen will; und auch eine kleinere epische Arbeit, welche er jetzt vollendete, die Novelle 'Spiel des Schicksals', zeigt den an geschichtlicher Methode geschulten, zur künstlerischen Objectivität vordringenden Erzähler, der eine merkwürdige Begebenheit in strenger Sachlichkeit vorträgt, ohne Einmischung seiner Persönlichkeit, ohne Zuthaten der Reflexion und der Empfindung. Vergleicht man diese Novelle etwa mit dem 'Verbrecher aus verlorener Ehre', so wird der Fortschritt deutlich, den Schiller von der subjectiv bewegten Darstellung zur historischen Gegenständlichkeit gethan hat: keine Polemik gegen die Härte des Fürstenthums, gegen die Nichtigkeit der irdischen Ordnung begegnet mehr, und in knapper Schilderung, ohne jeden Dialog, ohne die direkte Rede der Handelnden, werden die Schicksale des General Rieger, in ihrem dramatischen Umschwunge von der Höhe zum Fall, entschlossen

entwickelt. Es iſt der Ton der Chronik, der hier herrſcht, jener echt epiſche Ton, den zu voller Wirkung dann Schillers großer Nachfolger erheben ſollte, der Dichter des 'Michael Kohlhaas'.

Gelegenheitsarbeiten laufen neben dieſen ernſteren Werken her, hiſtoriſche Anekdoten, Recenſionen, unter denen die wichtigſte die Beſprechung von Goethes 'Egmont' blieb, welche die Jenaer Allgemeine Litteratur-Zeitung kurz nach Schillers erſtem Zuſammentreffen mit Goethe veröffentlicht hatte, am 20. September 1788. Mit der naiven Einſeitigkeit des productiven Geiſtes hatte hier Schiller an ſeiner eigenen Individualität die Goetheſche gemeſſen, und unbewußt dasjenige Drama als Norm genommen, das er ſelbſt gebildet; und von hier aus 'Größe und Ernſt' von Goethes Helden fordernd, hatte er den Mangel des Heroiſchen im Egmont getadelt und mit ironiſcher Ablehnung ausgerufen: 'Nein, guter Graf Egmont! Wir ſind nicht gewohnt, unſer Mitleid zu verſchenken'; er hatte in den Clärchenſcenen einen 'Liebhaber von ganz gewöhnlichem Schlag' gefunden und an deſſen Stelle, in moraliſtiſcher Beſchränkung, 'das rührende Bild eines Vaters, eines liebenden Gemahls' gefordert. Wie viel fein empfundenes und ſchön geformtes er nun auch zum Lobe des Dramas im Einzelnen zu ſagen weiß — der Unterſchied zwiſchen ſeiner dichteriſchen Auffaſſung und der Goetheſchen war hier ſcharf bezeichnet; und Goethe mußte ſich in dem Gefühl beſtärkt finden, mit welchem er ſchon in die Zuſammenkunft von Rudolſtadt eingetreten war: daß mit dieſem neuen Weimariſchen Nachbar für ihn nicht zu leben war.

Zwar ſprach er ſich, den offenen Gegenſatz meidend, mit reſervirter Würde gegen Karl Auguſt aus: der ſittliche Theil ſeines Stückes ſei hier gar gut zergliedert, jedoch über den poetiſchen möchte andern Beurtheilern noch etwas zurückgeblieben ſein; zwar zeigte er ſich, zu Schillers und der Schweſtern Lengefeld herzlicher Freude, bei der Frage der Jenaer Profeſſur fördernd und antheilsvoll; aber daß ſein Intereſſe nur ein amtliches, kein perſönliches geweſen, mußte Schiller bald erfahren, und zu ſtarken Worten riß ihn nun die

enttäuschte Hoffnung hin. Indem er die Meinung der Weimarer Damen, welche Goethe wegen seiner Abwendung von Charlotte von Stein zürnten, mit seinen eigenen Eindrücken zusammenhielt, gelangte er, am 2. Februar, zu diesem Urtheil: ‚Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent durch Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber nur wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben.' Wie schmerzlich es Schiller empfand, als sich Goethe dem Dank entzogen, welchen er ihm entgegentrug, wird hier offenbar, und die widerstreitenden Gefühle von Verehrung und Abneigung, die ihn erfüllen, spricht er dem Freunde rückhaltlos aus: ‚Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die Goethe in mir erweckt hat, eine Empfindung, derjenigen nicht ganz unähnlich, die Brutus und Cassius gegen Caesar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben.'

Gegen diese mit aller Heftigkeit eines spontanen Bekenntnisses ausströmenden Worte klingt ruhig abwägend und überlegen, und war doch ebenso einseitig empfunden, was Goethe, aus später Erinnerung an diese Zeit, niederschrieb: ‚Nach meiner Zurückkunft aus Italien', sagt er, ‚wo ich mich zu größerer Bestimmtheit und Reinheit in allen Kunstfächern ausgebildet hatte, fand ich neuere und ältere Dichtwerke in großem Ansehen, die mich äußerst anwiderten, ich nenne nur Heinses Ardinghello und Schillers Räuber. Dieser war mir verhaßt, weil ein kraftvolles, aber unreifes Talent grade die ethischen und theatralischen Paradoxen, von denen ich mich zu reinigen gestrebt, recht im vollen hinreißenden Strom über das Vaterland ausgegossen hatte. Das Rumoren, das dadurch erregt, der Beifall, der jenen Ausgeburten allgemein gezollt ward, erschreckte mich, denn ich glaubte all mein Bemühen völlig verloren zu sehen. Ich war sehr betroffen. Die Ausübung der Dichtkunst hätte ich gerne völlig aufgegeben; denn wo war eine Aussicht, jene Production von genialem Werth und wilder

Form zu überbieten? Man denke ſich meinen Zuſtand! Die reinſten Anſchauungen ſuchte ich zu nähren und mitzutheilen — und nun fand ich mich zwiſchen Ardinghello und Franz Moor eingeklemmt. Ich vermied Schillern, der, ſich in Weimar aufhaltend, in meiner Nachbarſchaft wohnte. Die Erſcheinung des Don Carlos war nicht geeignet, mich ihm näher zu führen; alle Verſuche von Perſonen, die ihm und mir gleich nahe ſtanden, lehnte ich ab, und ſo lebten wir eine Zeit lang neben einander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Niemand konnte leugnen, daß zwiſchen zwei Geiſtesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da ſie denn beiderſeits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in Eins nicht zuſammenfallen können.'

Mit eben der Entſchiedenheit, mit welcher Schiller in der Egmont-Beſprechung die Forderungen ſeiner Natur betont hatte, ließ ſo Goethe die eigene künſtleriſche Subjectivität nur walten; über die Fortſchritte im 'Karlos' ging er unluſtig hinweg, die Wendung Schillers zum Griechenthum, obgleich ſie ſeiner Entwicklung parallel lief, überſah er, und mit völligem Verfehlen des Rechten warf er Schiller und den lockern Heinſe in eine und die nämliche Kategorie. Ganz ſo ablehnend, wie jetzt gegen Schiller, ſollte er ſich ſpäter gegen die ihm fremde Individualität Heinrichs von Kleiſt ſtellen; aber daß in Schiller kein Theilchen einer problematiſchen Natur lebte, zeigte ſich nun: was andere umwarf, richtete ihn auf, und mit der vollen Kraft männlichen Entſchluſſes ſtellte er Goetheſchem Schaffen und Sein das eigene entgegen: 'dieſer Menſch, dieſer Goethe, iſt mir einmal im Wege', ruft er, 'und er erinnert mich ſo oft, daß das Schickſal mich hart behandelt hat. Wie leicht ward ſein Genie von ſeinem Schickſal getragen, und wie muß ich bis auf dieſe Minute noch kämpfen! Aber ich habe noch guten Muth und glaube an eine glückliche Revolution für die Zukunft.' Und mit großartiger Sicherheit ſpricht er den Schweſtern Lengefeld den Vorſatz aus: nicht hingebend den Augenblick erharren zu wollen, an dem ihm die Gunſt des von allen Vergötterten zufällt, ſondern ſie zu erzwingen durch productive Arbeit, ſei es nun

früher oder später: ‘ich habe zuviel Trägheit und zuviel Stolz’, ruft er, ‘einen Menschen abzuwarten, bis er sich mir entwickelt hat. Es ist eine Sprache, die alle Menschen verstehen, diese ist, gebrauche deine Kräfte. Wenn jeder mit seiner ganzen Kraft wirkt, so kann er dem andern nicht verborgen bleiben. Dies ist mein Plan. Wenn einmal meine Lage so ist, daß ich alle meine Kräfte wirken lassen kann, so wird Goethe und andere mich kennen, wie ich seinen Geist jetzt kenne.’

Schiller hatte Gelegenheit gehabt, in diesem Winter 1789 einem der unbedingten Verehrer Goethes häufiger zu begegnen: seinem alten Widersacher Karl Philipp Moritz. Seit er in Gohliser Tagen mit Moritz zusammengetroffen, hatte der Kritiker von ‘Kabale und Liebe’ sich an Goethe aufs Engste angeschlossen, er hatte in Rom ihm zur Seite gelebt, in geistiger Gemeinschaft, und war nun Goethes Gast in Weimar durch viele Wochen. In manchen Anschauungen und Lieblingsvorstellungen fand er sich mit Schiller zusammen, aber statt daß er zwischen ihm und Goethe vermittelt hätte, rief vielmehr sein ‘Sektengeist’, seine blinde Vergötterung Goethes den Widerspruch Schillers erst voll herauf. Oft und oft hatte er nun, seit er in Weimar lebte, dieses helle Lob Goethes erschallen hören, von Knebel, von Herder, von den nachplappernden Hofleuten; als es ihm in Moritz von Neuem entgegentrat, mit theoretischer Begründung und Zuspitzung, da regte sich seine Opposition zum ersten Mal entschiedener, und verdrießlich schrieb er an Körner: ‘Die Abgötterei, die Moritz mit Goethe treibt, und die sich soweit erstreckt, daß er seine mittelmäßigen Producte zu Kanons macht und auf Unkosten aller anderen Geisteswerke herausstreicht, hat mich von seinem näheren Umgange zurückgehalten. An Moritz ist sie mir doppelt unausstehlich, weil er selbst ein vortrefflicher Kopf ist.’

Aber eben aus diesem Gegensatz zu Moritz und zu Goethe sollten productive Anregungen für Schiller entspringen: in Gesprächen über die Schrift von der ‘bildenden Nachahmung des Schönen’, welche Moritz unter Goethes thätiger Antheilnahme soeben herausgegeben, ward bei Schiller, nach eigenem Geständniß, ‘über Schönheit und

Kunst vielerlei entwickelt', das auf sein Gedicht 'Die Künstler' einen 'glücklichen Einfluß' übte. Und weil er sich von den Ideen, welche Moritz, im Sinne und Geiste Goethes, vertheidigte, angezogen und abgestoßen zugleich fühlte, grade wie von dem Menschen, dem sie gehörten, so fragte er sich begierig immer wieder: was wohl Goethe bei diesem seinen Werk fühlen werde? 'Goethe hat viel Einfluß darauf', bekennt er dem Freunde, 'daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich eher gegen mich als für mich parteiisch.' Weil ihm nun, so fährt Schiller, seinen rücksichtslosen Drang nach Erkenntniß von Neuem offenbarend, fort — weil ihm überhaupt nur daran liege, Wahres über sich zu hören, so sei Goethe, er allein derjenige, der ihm diesen Dienst leisten könne: 'ich will ihn auch mit Lauschern umgeben', sagt er, 'denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen. An seinem Urtheil liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag.'

Wie Negation und Position verhalten sie sich zu einander, die beiden Gedichte, in welchen Schiller poetisches Wollen in dieser Weimarer Zeit gipfelt: Die Götter Griechenlands und die Künstler. Polemisch ist der Grundton des einen, elegische Klänge wechseln mit bittern Angriffen, und der Lobgesang entschwundener Zeit wird übertönt vom Klageruf der Sehnsucht; mild und geruhig fließen die Verse des andern, in schön gefügten Rhythmen spricht eine sicher gewordene Weltanschauung sich aus, und von der Betrachtung gewesener Kunst kehrt der Dichter zur gegenwärtigen gefaßt zurück, mit sanfter Mahnung:

Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben,
bewahret sie!
Sie sinkt mit euch! Mit euch wird die Gesunkene sich heben!

In die Reihe der oppositionellen Dichtungen, zu den 'Räubern' und 'Kabale und Liebe' stellen sich die 'Götter Griechenlands' noch; auf den Dichter des 'Karlos' weisen die 'Künstler' hin. Aber wie jene

Dramen ſich ergänzen und eins aus dem andern ſich entwickeln, ſo ſind auch die 'Künſtler' aus den 'Göttern Griechenlands' unmittelbar entſtanden: erſt der Widerſpruch, welchen das eine Gedicht hervorrief, trieb den Dichter zu dem zweiten ſichtbar hin.

In die Antike ſchweift Schillers Sinn zurück, ſehnſüchtigen Verlangens voll. Ein anderes Griechenthum ſieht er nun vor ſich, als einſt in der Geniezeit: der Dichter der Räuber, mit den andern Männern von Sturm und Drang, hatte in dem lohen Lichtfunken Prometheus' und der Keule des Herkules Symbole von Trotz und Kraft gefeiert; jetzt iſt ihm die Antike die Heimath der Schönheit und des Maaßes geworden, das Reich der Venus Amathuſia und der Charitinnen. Den gleichen Weg war Goethe gegangen, von Prometheus zu Iphigenie, aber der ganze Gegenſatz der Beiden wird hier offenbar: Goethe giebt ein Stück angeſchauten Griechenthums, mit ruhiger Plaſtik ſtellt er das Vergangene dar, wo Schiller ſich trauernd zu ihm zurückſehnt, in ſubjectiver Ergießung; Goethe beſitzt die Antike, wo Schiller ſie wünſcht; Goethe iſt naiv, wo Schiller ſentimentaliſch iſt — nach der Unterſcheidung, die Schiller ſelbſt ſpäter gefunden.

Vom erſten Vers an ſpringt die Tendenz des Gedichts vor, und Schatten der Wehmuth fallen, unruhig irrend, über das Bild der alten Götterwelt hin: 'wie ganz anders, anders war es da!' Mit gehäuften Comparativen, in verſtandesmäßiger Aufzählung ſtellt Schiller Griechenthum und Chriſtenthum einander gegenüber: 'Werther war von eines Gottes Güte, Theurer jede Gabe der Natur, Reizender die perlenvolle Flur. Prangender erſchien die Morgenröthe, Schmelzender erklang die Flöte'; und der Glaube der gegenwärtigen Zeit, das Ich des Poeten, ſchaut in die Vergangenheit unmittelbar hinein:

Aber ohne Wiederkehr verloren
bleibt was ich auf dieſer Welt verließ,
jede Wonne hab ich abgeſchworen
alle Bande die ich ſelig pries.

Deſſen Strahlen mich darnieder ſchlagen,
Werk und Schöpfer des Verſtandes! dir
nachzuringen, gieb mir Flügel, Waagen
dich zu wägen —

ſo fordert der Dichter, wie mit Klängen aus der 'Freigeiſterei der Leidenſchaft'. Und dies giebt dem Gedicht ſein Eigenſtes, ſeine hiſtoriſche und poetiſche Bedeutung: die Heftigkeit der Anklage, nicht das dichteriſche Bild, der ſubjective Schwung der Polemik, nicht die ſachliche Darſtellung. Wie oft ſeitdem iſt dieſer Klageruf erſchallt! Wie oft hat Schönheitsdrang und poetiſches Sehnen, der 'entgötterten Natur' und der kalten Abſtraction entfliehend, in vergangenen Welten ein farbigeres Sein gefunden. Die Sehnſucht nach dem Griechenthum, zur Perſon geworden in Friedrich Hölderlin, ward irre an der deutſchen Wirklichkeit; und noch in dem Verlangen der Romantiker nach jener blauen Blume der Poeſie klingen Schillerſche Töne mit. Dieſe Trauer auszuſprechen, iſt Schiller der Erſte geweſen, aber ein eigenes ethiſches Pathos erfüllt ihn, das den nach ihm Kommenden mangelte: der Verfaſſer der 'Philoſophiſchen Briefe' und des 'Geiſterſehers' redet aus dem Gedicht, der dem überlieferten Glauben entfremdete Mann, der voll Bitterkeit auf die Vorſtellungen ſeiner Kindheit herabblickt, und dem Huber bezeichnend einmal zuruft: 'Du, der du kein Chriſt biſt.' Auch hier geht Schillers Empfinden parallel dem Goetheſchen: 'einen wahrhaft Julianiſchen Haß' gegen das Chriſtenthum hatte Goethe aus Italien zurückgebracht; und 'Ideen zum Julian', Schillers Dresdener Plan, erkannte Körner in den Göttern Griechenlands wieder. Und wie Schiller geklagt, daß dieſe lachenden Göttergeſtalten vergehen mußten, 'Einen zu bereichern unter allen', ſo hat Goethe ſeine 'Braut von Korinth' ſpäter ausrufen laſſen (abermals perſönlich Empfundenes objectivirend): 'Und der alten Götter bunt Gewimmel Hat ſogleich das ſtille Haus geleert, Unſichtbar wird Einer nur im Himmel, Und ein Heiland wird am Kreuz verehrt.'

Der kräftige polemiſche Vorſtoß, den Schiller gewagt, rief

Gegner aller Art auf den Plan: Friedrich Leopold Stolberg an der Spitze erschienen sie, auf Lästerung und Mißbrauch der Poesie klagend. Dann kamen die Vertheidiger, laue und warme, ein Schweizer Pfarrer aus Lavaters Schule trat für Schiller 'mit Veneration' ein, Georg Forster, Knebel und mancher Andere suchten Allgemeines zu dem Streitfall beizutragen, und auch Körner stiftete eine principielle Betrachtung in die Thalia: 'Ueber die Freiheit des Dichters bei der Wahl seiner Stoffe.' Schiller war zuerst Willens, auf die Stolbergsche 'Sottise' zu erwidern, bald aber ward ihm die Antikritik zum Gedicht: aus den Angriffen der Gegner blühten 'Die Künstler' empor. Die Freiheit der Kunst nach allen Seiten, ihre Unabhängigkeit von den Vorschriften der Religion und der Moral, von Dogma und Gesetz will Schiller vertheidigen, und jetzt zuerst wird es dem Verfasser der 'Schaubühne als moralische Anstalt' zur vollen Gewißheit: daß die Kunst Selbstzweck ist.

Zögernd nur hatten sich solche Gedanken in Schiller entwickelt, und ein umständlicher Proceß führte die 'Künstler' von der Conception zur Vollendung: im August 1788 erschien Stolbergs Angriff, im März 1789 das Gedicht. Rückblickend erst erkannte Schiller, wie tiefgreifend die Aenderungen gewesen: 'Was mich antrieb, die Künstler zu machen', sagt er, 'ist gerade weggestrichen, als sie fertig waren.' In Rudolstadt im Herbst begonnen, wird das Gedicht in Weimar zu wiederholten Malen aufgenommen, weil es 'seine Rundung noch nicht hat'; es wandert im Januar zu Körner und kehrt mit Anmerkungen versehen zurück; es erweitert und vertieft sich durch die Anregungen, welche Moritz und Wieland dem Dichter geben, so zwar, daß er ein 'jüngstes Gericht' über Anordnung und Inhalt abhält, Strophen durcheinander wirft, alte streicht und neue einfügt. Nun erst findet er, daß das Gedicht einen 'geschlossenen Kreis' bildet, und er legt es den Schwestern Lengefeld zum zweiten Male vor: von Jena aus, wo er für seine Uebersiedelung die Anstalten getroffen, reitet er zu einem kurzen Besuch den 20. März nach Rudolstadt und gewinnt für die neue Fassung so enthusiastische Hörer wie für die alte: 'man möchte

keine Zeile verlieren', ſchreibt Lotte; 'Der große harmoniſche Eindruck des Ganzen ſchwebt mir vor der Seele, wie eine reiche große Gegend, in der man ſich ſehnt, alle ſchönen Pfade zu durchwandeln', ſchreibt Caroline.

Dieſes langſame Anwachſen des Gedichts hat dem Reichthum ſeiner Ideen genützt, nicht der Einheit des Baus und der Klarheit der Darſtellung: in die 481 Verſe der 'Künſtler' hat der Dichter eine Fülle von hiſtoriſchen und philoſophiſchen Anſchauungen, von Maximen und Ahnungen hineingedrängt, die dem Werk zwar die bedeutſamſte Stellung in Schillers innerer Entwicklung anweiſen, aber ihm die poetiſch reine Geltung rauben, auf welche der Verfaſſer ſo lebhaft hinſtrebte. Nicht annähernd kommt das Gedicht, weder für Schillers Zeitgenoſſen, noch für die heutigen Leſer, den 'Göttern Griechenlands' an Wirkung gleich. Treffend urtheilte Körner damals: das höchſte Ziel des Künſtlers ſei nicht erreicht, 'ſo lange man mehr mit dem ganzen Umfange ſeiner Ideen überhaupt, als mit einer einzelnen dargeſtellten Idee beſchäftigt wird.' Mehr in ihrer Sprache, als in ihrer geſtaltenden Kraft liegt, was die 'Künſtler' zum Gedicht macht, in dieſen harmoniſchen Verſen voll Wohllaut und ſchwingendem Rhythmus, in dieſen prächtigen Bildern, dieſen entzückten Anſchauungen einer fortſtürmenden Phantaſie.

Zweierlei ſind die Grundgedanken des Gedichts: philoſophiſch und hiſtoriſch. Was der Denker fordert, die herrſchende Stellung der Kunſt über den geiſtigen Mächten allen, das ſucht der Geſchichtskenner zu erweiſen aus der Entwicklung der menſchlichen Cultur; die Einheit von Schönheit und Wahrheit behauptet jener, dieſer erklärt alle aufſteigende Bildung, in der Antike wie in der Renaiſſance, durch die aus Sinnenbanden löſende Gewalt von Kunſt und Künſtlerthum. Keime zu Schillers theoretiſchen Betrachtungen wie zu ſeiner poetiſchen Darſtellung enthält ſo das Gedicht in Fülle: auf die Briefe 'über die aeſthetiſche Erziehung des Menſchen' weiſt es fort, auf ſeine hiſtoriſchen Aufſätze, auf die philoſophiſchen und die culturgeſchichtlichen Gedichte. Hatte er noch in den 'Göttern

Griechenlands' die Dinge einfach als gewesen hingestellt, mit schneidenden Contrasten, so strebt er nun, die Herrlichkeit der Antike historisch abzuleiten, und sie zu erklären aus dem Walten der Kunst; und nur an einer einzigen Stelle tönt die directe Polemik des Satirikers Schiller gegen Fanatismus und Mönchsthum noch nach, in den Versen auf die Kunst:

Als in den weichen Armen dieser Amme
die zarte Menschheit noch geruht;
da schürte heil'ge Mordsucht keine Flamme,
da rauchte kein unschuldig Blut.

Diese historischen Theile des Gedichts aber werden umrahmt von philosophischen Betrachtungen; und gedankenvolle Anschauungen von dem Wesen der Kunst eröffnen und beschließen das Gedicht. Wie sich Schönheit und Erkenntniß einander gegenüberstellen — die Frage beschäftigt den Dichter am lebhaftesten; und er contrastirt sie, Cypria und Urania, als die Güter dieser und jener Welt: 'was wir als Schönheit hier empfunden, wird einst als Wahrheit uns entgegengehn.' Nicht ist dem Menschen reines Wissen beschieden, so lehrt der Dichter, nur eine 'späte Wiederkehr zum Lichte' darf er hoffen; aber zwischen dem schweren Sinnenpfade, den er schreitet, und dem Reiche des Geistes stellt diejenige Macht die Verbindung her, welche sein eigenstes Gut ist: 'die Kunst, o Mensch, hast du allein.' Nicht nur, daß sie unser Geschlecht aus der Barbarei zuerst losgelöst hat, nicht nur, daß wir durch das Morgenthor des Schönen erst eingedrungen sind in der Erkenntniß Land — auch am Ende aller menschlichen Cultur steht die Kunst frei da, nicht unterthan den socialen und geistigen Gewalten, nicht Söldnerin der Wissenschaft und der Moral, sondern Führerin:

Mit euch, des Frühlings erster Pflanze
begann die seelenbildende Natur,
mit euch, dem freud'gen Aerntekranze
schließt die vollendete Natur.

Der aber in so hohen Worten den Künstler feiert und an die Spitze

der Cultur ihn geſtellt findet, den Forſchern und Denkern voran — iſt der Verfaſſer des Abfalls der Niederlande, iſt der neuernannte Profeſſor Schiller: dieſes Gedicht führt der junge Univerſitätslehrer mit ſich, als er in Jena die Einrichtung zu ſeiner Niederlaſſung trifft. Schnell genug hatte Schillers Genius jene ‘ſchrecklich proſaiſchen Ideen’ überwunden, um derentwillen ihn Körner das Jahr zuvor hatte tadeln müſſen! Wie er einſt in der Rede von der ‘Schaubühne als moraliſche Anſtalt’ der Mißachtung der Fakultäten gegen freie Künſte entgegengetreten, ſo weiſt er nun, mit reiferer Erkenntniß, der Kunſt ihren einzigen Platz unter den geiſtigen Mächten an; und die Stimmung jenes Augenblicks, in welchem er die ‘Künſtler’ vollendet, giebt dem Gedicht die volle Wucht eines innerſten, tief empfundenen Bekenntniſſes: Sehnen und Verlangen eines ſchönheitſeligen Geiſtes, geſteigert durch den Gegenſatz zu den gelehrten Pflichten, iſt die Seele der ‘Künſtler’.

So ſehen wir Schiller von Weimar ſcheiden, der Stadt Goethes, in die er einſt hoffend gezogen. Der Dichter hatte ſich ihm verſagt, deſſen Geiſt über dem Orte herrſchte, und die Weimarer Kunſt auch hatte ſich ihm verſagt, die klaſſiſche Kunſt, um die er in heißem Mühen warb. Weil er mit edlem Ehrgeiz zu jener Höhe der Zeitbildung emporſtrebte, auf der er die Mitſtreiter erblickte, war er von den Wegen der Dichtung abgeirrt in neues Land, und die Menge der Ideen, die ihn jetzt erfüllten, dieſe Ideen alle, welche in den ‘Künſtlern’ gährend durcheinanderwogen, mußten nun allgemach zur Klarheit und zur Reife geführt werden. Der Abſchied von der Kunſt, allem Enthuſiasmus der ‘Künſtler’ zum Trotz, ward Schillers Loos; aber grade ſie, die ‘Künſtler’, ließen erkennen, daß die Trennung würde überwunden werden, und daß Schiller zur Poeſie, geläutert durch die Zeit, einſt zurückkehren mußte. Und auch zu dem Orte, dem er jetzt entſagte, ſollte er rückkehren: zehn Jahre nach ſeinem Scheiden zog er in Weimar von Neuem ein, ein Künſtler nun und Goethes Freund.

Der Professor.

Einige Jahre, sehe ich schon, muß ich das akademische Leben noch mit ansehen. Doch ist schriftstellerische Ausbildung das Höchste, wonach ich zu streben habe. Wie kann ich aber als Schulmeister dahin gelangen?

Schiller an Körner.

Am Dienstag vor Pfingsten, den 26. Mai 1789 um 6 Uhr Nachmittags, hat Schiller das akademische Katheder zum ersten Mal beschritten. Von den neunhundert Hörern, welche die Universität Jena besuchten, grüßten fünfhundert den Dichter des Liedes 'Ein freies Leben führen wir' mit studentischem Beifallsstampfen und lauschten aufmerksam auf den Sitzen, im Vorsaal, auf dem Flur bis an die Hausthür gedrängt der Vorlesung: 'Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?'

Rühmlich und tapfer, so meldet nun der erfreute Dichter nach Dresden, habe er das Abenteuer auf dem Katheder bestanden; und anschaulich schildert er dem Freunde das Geräusch, das sein erstes Auftreten in dem ruhigen Einerlei der Universitätsstadt hervorgerufen hat: 'Das Reinholdsche Auditorium bestimmte ich zu meinem Debut. Es hat eine mäßige Größe und kann ungefähr achtzig Menschen fassen. Halb sechs war das Auditorium voll. Ich sah aus Reinholds Fenster Trupp über Trupp die Straße heraufkommen, welches gar kein Ende nehmen wollte. Ob ich gleich nicht ganz frei von Furcht war, so hatte ich doch an der wachsenden Anzahl Vergnügen, und mein Muth nahm eher zu. Aber die Menge wuchs nach und nach so, daß ganze Haufen wieder gingen. Jetzt fiel es einem, der bei mir

war, ein, ob ich nicht noch für diese Vorlesung ein anderes Auditorium wählen sollte. Griesbachs Schwager war grade unter den Studenten, ich ließ ihnen also den Vorschlag thun, bei Griesbach zu lesen, und mit Freuden ward er aufgenommen. Nun gab's das lustigste Schauspiel. Alles stürzte hinaus und in einem hellen Zuge die Johannisstraße hinunter, die, eine der längsten in Jena, von Studenten ganz besäet war. Weil sie liefen, was sie konnten, um einen guten Platz zu bekommen, so kam die Straße in Allarm, und alles an den Fenstern in Bewegung. Man glaubte anfangs, es wäre Feuerlärm, und am Schlosse kam die Wache in Bewegung. Was ist's denn, was giebt's denn? hieß es überall. Da rief man denn: der neue Professor wird lesen. Du siehst, daß der Zufall selbst dazu beitrug, meinen Anfang recht brillant zu machen. Ich folgte in einer kleinen Weile, von Reinhold begleitet, nach; es war mir, als wenn ich durch die Stadt Spießruthen liefe. Durch eine Allee von Zuschauern und Zuhörern zog ich ein und konnte den Katheder kaum finden. Mit den zehn ersten Worten, die ich noch fest aussprechen konnte, war ich im ganzen Besitz meiner Contenance; und ich las mit einer Stärke und Sicherheit der Stimme, die mich selbst überraschte. Meine Vorlesung machte Eindruck, den ganzen Abend hörte man in der Stadt davon reden, und mir widerfuhr eine Aufmerksamkeit von den Studenten, die bei einem neuen Professor das erste Beispiel war. Ich bekam eine Nachtmusik und Vivat wurde dreimal gerufen.'

Schnell genug, trotz dieses glänzenden Eintritts in sein Amt, stellen sich die Bedenken gegen die akademische Existenz, gegen Zunftneid und Zopfthum bei Schiller ein, und er empfindet, wie in Weimar so in Jena: daß er unter dieses Volk nicht passe. Weil er als ein einsamer, heimathloser Mensch so lange gelebt, giebt ihm zwar das Gefühl der Zugehörigkeit zu einem großen Ganzen Freude und manche Anregung, aber vor jeder näheren Berührung mit diesem harten akademischen Körper scheut er dennoch zurück, und fremd steht der Zögling der Karlsschule dem deutschen Studententhum gegenüber, mit seinen alten Bräuchen und Auswüchsen, seinen Sitten und Unsitten.

Gleich als er im Sommer 1787 das erste Mal, ein gelegentlicher Besucher, nach Jena gekommen, war ihm das Studentenleben der kleinen Stadt als etwas Neues und Seltsames aufgefallen. Hier verschwanden die Studenten nicht, wie in Leipzig, in der Menge der Einheimischen und Fremden, hier machten sie Masse und beherrschten den Ort, sie brachten den Verdienst in die Stadt und gaben den Ton an, und friedlich fügte sich der Philister den Wünschen des Burschen. 'Wie mit Schritten eines Niebesiegten', sagt Schiller, die 'Räuber' citirend, wandeln in Jena die Studenten; mit geschlossenen Augen selbst würde man sie an der Festigkeit ihres Auftretens erkennen. 'Abends, wenn es dunkel wird', so erzählt er seinem Körner, 'hört man fast alle vier Minuten die ganze lange Gasse hinunter schallen: 'Kopf weg! Kopf! Kopf weg!' — welches menschenfreundliche Wort den fliehenden Wanderer vor einem balsamischen Regen warnt, der über seinem Scheitel loszubrechen droht.' Zwar befand sich eben in diesen achtziger Jahren das Jenenser Studentenleben in einer Wandlung zum Bessern: die Landsmannschaften, mit ihrem wüsten Treiben, verloren an Einfluß, man suchte das Duellwesen einzuschränken und geistige Interessen an Stelle derberer Genüsse zu setzen; aber wie viel Barbarisches und Abstruses sich hier noch erhalten, zeigen die Berichte der Zeitgenossen deutlich, und in eine mittelalterliche Welt sah Schiller sich plötzlich hineinversetzt. Ein Chronist von 1800 noch beschreibt das Aussehen der Jenenser Studenten so: 'Thurmförmige Mützen mit Schnüren, Troddeln und Quasten zieren ihre Häupter, unter denen ein dickes Haar hervorhängt, das um ihr Kinn zusammenschlägt und den größten Theil ihres Gesichtes bedeckt. Sie schütteln darum alle Augenblicke das Haar, wie der Löwe seine Mähne schüttelt, um sehen zu können. Eine kurze Jacke mit Aufschlägen von anderer Farbe gehört nothwendig zu diesem Anzuge.' Scandalscenen, Zusammenrottungen sind nichts Seltenes, und zu einem großen Studentenaufstand kam es 1792: viele hundert Commilitonen versammelten sich auf dem großen Marktplatz, sie sangen das Lied 'Ein freies Leben führen wir' und warfen dem

Prorektor die Fenster ein; darauf zogen sie feierlich aus der Stadt hinaus, gegen Erfurt zu, wo Dalberg bereit war sie aufzunehmen, und waren nur schwer zur Rückkehr in ihr 'Saal-Athen' zu bewegen. Auch gegenüber diesem die ganze Stadt bewegenden Ereigniß blieb Schiller kühl: 'Wenn ich Dir von den hiesigen Unruhen nicht schreibe', sagt er dem Freunde, 'so rührt es daher, daß sie gar zu erbärmlich sind und von beiden Seiten die höchste Mittelmäßigkeit sich dabei kundgethan hat.'

Seltsame Gestalten, wie unter den Studenten, waren unter den Lehrern der Hochschule zu finden; arme Teufel in merkwürdigen Costümen, die mit der Noth des Lebens einen zähen Kampf kämpften, wunderliche Originale und Sonderlinge. Ein Privatdocent kündigte eines Tages an: er sei bereit über Kants Kritik Vorlesungen zu halten — wenn ihm Jemand das Buch dazu leihen wollte. Und doch wurde Jena die Hochburg der Kantianer: durch Reinholds begeisterte Vorlesungen angezogen, kamen die Jünger der Philosophie von weit her angereist, die neue Lehre zu vernehmen; und in der Jenaer Litteraturzeitung fand die Kantische Schule ihr repräsentatives Organ, aus dem auch Schiller ihre Anschauungen mittelbar kennen lernte. 'Bis zum Sattwerden' fand er Kant in Jena gepriesen und konnte sich doch, je länger, je weniger der Macht des rings um ihn herum waltenden Geistes entziehen.

Ein Document aus jener Zeit hat sich uns erhalten, welches Schiller als Professor vorführt, wie er auf amtliche Fragen amtlichen Bescheid thut: ein unter den Lehrern herumwandernder Bogen der Universitäts-Verwaltung, auf welchem Auskünfte über die akademische Wirksamkeit ertheilt werden. Wie lange er docire und wie alt er sei, wird Schiller und die Andern gefragt, er antwortet, zu Michaeli 1790: '31 Jahr, doc. 2 Jahr.' Die Collegien, 'so er wirklich lieset', nennt Schiller dann, 'Europäische Staatengeschichte' und 'Über die Kreuzzüge', er giebt das Honorar für das fünfstündige Privatcolleg mit drei Thalern, die Zahl derer, die sich aufgeschrieben haben, mit 20 an und erwiedert auf die Frage nach den 'Büchern, worüber die Vorlesungen

angeſtellt, oder welche ſonſt zu Grunde gelegt werden', kurzweg: 'Ueber eigene Dictaten.' In freien, ſtolzen, ſchnellen Schriftzügen, wie ſie in dieſer Zeit aus der Sturm- und Drang-Schrift der Jugend ſich bei Schiller herausbilden, giebt er ſeine Antworten, nur auf das Nöthigſte geht er ein, und wunderlich ſtehen neben ſeiner ſparſamen Aufzeichnung die Gefühlsergüſſe Anderer da, etwa die des würdigen Naturforſchers Georg Chriſtian Schmidt, welcher auf die Frage: 'Ob er mehr Vorleſungen halten wollen und woher es kommen, daß ſolche nicht zu Stande zu bringen geweſen' klagend erwiedert: 'ſehr gern wollte ich mehrere Stunden geben, wenn ſich mehrere Liebhaber einfänden und von Stundengeben allein mit meiner ſtarcken Familie dabey leben könnte.'

Gleich in ſeiner Antrittsvorleſung hatte Schiller es ausgeſprochen, wie er über den Zunftgeiſt, der hier noch herrſchte, ſich frei erheben werde; wie dem engen Fachſtudium das weitausgreifende wiſſenſchaftliche Intereſſe entgegenzuſetzen ſei, und wie Lehrer und Schüler einig ſein wollten in der reinen Hingebung an gelehrte Probleme: 'Beklagenswerther Menſch', ſo ſprach er, 'der mit dem edelſten aller Werkzeuge, mit Wiſſenſchaft und Kunſt nichts Höheres will und ausrichtet, als der Tagelöhner mit dem ſchlechteſten! der im Reiche der vollkommenen Freiheit eine Sklavenſeele mit ſich herumträgt! Beklagenswerther der junge Mann von Genie, deſſen natürlich ſchöner Gang durch ſchädliche Lehren und Muſter auf dieſen traurigen Abweg verlenkt wird, der ſich überreden ließ, für ſeinen künftigen Beruf mit dieſer kümmerlichen Genauigkeit zu ſammeln. . . . Kein unverſöhnlicherer Feind, kein neidiſcherer Amtsgehilfe, als der Brodgelehrte; er verzäunet ſich gegen alle ſeine Nachbarn, denen er Licht und Sonne mißgönnt.' Schiller ſelbſt ſchrieb an Körner, daß er 'locale Urſachen' hatte, dies auszuſprechen; und bald ſollte ihm der Typus eines zünftigen Gelehrten ganz perſönlich entgegentreten: Profeſſor Heinrich, der den Rivalen mit kleinlicher Angſt beobachtete, erhob Einſprache gegen den Titel 'Profeſſor der Geſchichte', welchen Schiller auf der gedruckten Antrittsvorleſung 'in aller Unſchuld'

angewendet hatte — weil er, Heinrich, der Professor der Geschichte sei, während Schiller als Professor der Philosophie berufen war, wie er nun erst erfuhr. 'Was für Erbärmlichkeiten!' ruft er. 'Es ist soweit gegangen, daß sich der Akademiediener erlaubt hat, den Titel meiner Rede von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, wegzureißen. Mit solchen Menschen habe ich zu thun.'

Freundlichere Beziehungen knüpfte Schiller mit den echten wissenschaftlichen Größen der Hochschule, mit Griesbach, Paulus, Hufeland, Schütz, Reinhold: 'meine Freunde tragen mich auf den Händen', berichtet er Ende Mai, 'ich lebe noch in den Flitterwochen und lasse mir schöne Sachen sagen.' Da die Professoren zumeist in einem eigenen Hörsaal lasen, nicht in der Universität, Schiller aber ein Auditorium nicht besaß, so überließ ihm Griesbach das seinige 'von ganzem Herzen gern': 'sein Sie versichert', schrieb er, 'daß es mir unendlich viel Freude machen wird, wenn unsere Studirenden ihren neuen Lehrer so wie Er es verdient schätzen.' Wenig Gutes weiß Schiller von den Jenenser Frauen zu erzählen: 'Hier haben mich alle Göttinnen der Schönheit verlassen', klagt er, 'denn die grimmigen Gesichter der Gelehrten verscheuchen alles, was Freude athmet. Unser hiesiges Frauenzimmer taugt wenig.' Aber die Leichtigkeit des Lebens, die zwanglosen Formen des Verkehrs, die Bescheidenheit dieser ganzen akademischen Existenz spricht den Dichter dennoch an, und behaglich berichtet er über seine neue Wohnung in der 'Schrammei', dem wohlbekannten großen Miethshause der Jungfern Schramm in der Jenergasse, in welchem der Professor mitten unter Studenten sich einquartiert fand: 'Mein Logis habe ich über meine Erwartung gut gefunden. Der freundliche Anblick um mich herum giebt mir eine sehr angenehme Existenz. Es sind drei Piecen, die ineinanderlaufen, ziemlich hoch, mit hellen Tapeten, vielen Fenstern, und alles entweder ganz neu oder gut conservirt. Meubles habe ich reichlich und schön: zwei Sophas, Spieltisch, drei Commoden, und anderthalb Dutzend Sessel mit rothem Plüsch ausgeschlagen. Eine Schreibcommode habe ich mir selbst machen lassen, die mir zwei

Caroline kostet. Dies ist, wonach ich längst getrachtet habe, weil ein Schreibtisch doch mein wichtigstes Meuble ist, und ich mich immer damit habe behelfen müssen. Ein Vorzug meines Logis ist auch die Flur, die überaus geräumig, hell und reinlich ist. Ich habe zwei alte Jungfern zu Hausmietherinnen, die sehr dienstfertig, aber auch sehr redselig sind. Die Kost habe ich auch von ihnen auf meinem Zimmer, zwei Groschen das Mittagessen, wofür ich dasselbe habe, was mich in Weimar vier Groschen kostete. Wäsche, Friseur, Bedienung und dergl. wird alles vierteljährlich bezahlt, und kein Artikel beträgt über zwei Thaler: so daß ich nach einem gar nicht strengen Anschlag über vierhundertfünfzig Thaler schwerlich brauchen werde. Und so hoch hoffe ich meine Einnahme von Mauke allein schon zu bringen. Mit jeder andern Erwerbung kann ich Schulden abtragen und etwas für meine Einrichtung thun. Uebrigens führe ich ein behaglicheres Leben in Jena als in Weimar oder sonst irgendwo, wo ich mich häuslich niedergelassen habe.'

Und zu diesen allgemeinen Vorzügen Jenas trat nun derjenige hinzu, den es für Schiller persönlich bot: die Nähe von Rudolstadt. Eifriger denn je gehen die Briefe zwischen ihm und den Schwestern hin und her, und Pläne werden geschmiedet zu Besuchen und Stelldichein. Im Juni ist Schiller in Rudolstadt, im Juli sind die Schwestern in Jena; aber beide Mal kommt es nur zu kurzem Beisammensein, und die Ungunst der Umstände läßt zumal in Jena Schillers Hoffnungen auf eine herzliche Aussprache völlig zu nichte werden. Die Rücksicht auf die Welt, auf die beobachtende Kleinstadt erlegte Zurückhaltung auf, und statt mit Lotte und Caroline allein zu bleiben, mußte Schiller sie zu Frau Griesbach entlassen, einer lebhaft auf Freundschaft dringenden Dame, die nun aller Bravheit zum Trotz den Liebenden als arger Störenfried erschien. Auch die Absicht der Schwestern, in Lobeda bei Jena Aufenthalt zu nehmen, um Schiller noch näher zu sein, war durch die Einsprache der chère mère vereitelt worden, welche Gebote der Schicklichkeit verletzt fand; und so entstand in Schiller eine leidenschaftliche Erregung, die sich in den Briefen an Caroline und Lotte

deutlich abspiegelt: es war die entscheidende Krisis in diesem Verhältniß, welche zur Aussprache endlich führen sollte. ‘Wie glücklich wollte ich sein,’ ruft er Carolinen zu, ‘wenn die schönen Hoffnungen in Erfüllung gingen, von denen Sie schreiben. Aber wie? Wie sollen sie in Erfüllung gehen, so lange die armseligsten Nichtigkeiten in einer gewissen Waage mehr gelten, als die entschiedenste Gewißheit eines glücklichen Lebens? Und warum hat der Himmel die Rollen so sonderbar unter uns vertheilt, warum spannte er grade das muthigste Roß hinter den Wagen? Könnte ich gewisse Verhältnisse umkehren, so wäre der heroische Muth, den ich habe, an seiner rechten Stelle. Ich weiß nicht, ob ich hier etwas schreibe, was verständlich ist — aber ich verstehe mich recht gut. Habe ich etwas verwirrtes geschrieben, so zerreißen und ignorieren Sie diesen Brief. Ich war in einer sonderbaren Stimmung und diese möge mich bei Ihnen entschuldigen.’ Offenbar ist die gewisse Waage die Waage der Standesunterschiede, und Schiller wünscht, er könnte, als der Adlige, die Geliebte zu sich heraufheben, statt ihr das Opfer einer bürgerlichen Verbindung zumuthen zu müssen.

Aehnliches sprach Schiller gegen Lotte aus, und auch sie bat er um Verzeihung für den verwirrten Brief; aber wenn Lotte seine Stimmung nicht scheint gefaßt zu haben, so war Caroline klug genug, zu erkennen, daß die Stunde des Entschlusses nun da war, und sie half das lösende Wort sprechen: zu Anfang des August, als Schiller im Bade Lauchstädt eintraf, wo die Schwestern sich aufhielten, kam es zur Erklärung, ‘in einem Momente des befreiten Herzens, den herbeizuführen ein guter Genius wirksam sein mußte.’ Caroline war es, die in der Morgenfrühe ‘ein so langes, schmerzhaftes Stillschweigen brach’ und Schiller zum Reden ermuthigte; doch auch jetzt wagte er die mündliche Werbung nicht und schrieb, in Lauchstädt noch oder auf der Reise nach Leipzig, die er am 3. August antrat, an Lotte diese Zeilen: ‘Ist es wahr theuerste Lotte? darf ich hoffen, daß Caroline in Ihrer Seele gelesen hat und aus Ihrem Herzen mir beantwortet hat, was ich mir nicht getraute, zu gestehen? O wie schwer ist mir dieses Geheimniß geworden, das ich, so lange wir uns kennen, zu bewahren

gehabt habe! Oft, als wir noch beiſammen lebten, nahm ich meinen ganzen Muth zuſammen, und kam zu Ihnen, mit dem Vorſatz, es Ihnen zu entdecken — aber dieſer Muth verließ mich immer. Konnte ich Ihnen nicht werden, was Sie mir waren, ſo hätte ich die ſchöne Harmonie unſerer Freundſchaft zerſtört, ich hätte auch das verloren, was ich hatte, Ihre reine und ſchweſterliche Freundſchaft... Vergeſſen Sie jetzt alles, was Ihrem Herzen Zwang auferlegen könnte und laſſen Sie nur Ihre Empfindungen reden. Sagen Sie mir, daß Sie mein ſein wollen, und daß meine Glückſeligkeit Ihnen kein Opfer koſtet. O verſichern Sie mir dieſes, und nur mit einem einzigen Wort. Nahe waren ſich unſere Herzen ſchon längſt. Laſſen Sie auch noch das einzige Fremde hinwegfallen, und nichts, nichts die freie Mittheilung unſerer Seelen ſtören. Leben Sie wohl theuerſte Lotte. Säumen Sie nicht, meine Unruhe auf immer und ewig zu verbannen. Ich gebe alle Freuden meines Lebens in Ihre Hand. Ach, es iſt ſchon lange, daß ich ſie mir unter keiner andern Geſtalt mehr dachte, als unter Ihrem Bilde.'

Schiller hatte in Leipzig eine Zuſammenkunft mit Körner verabredet, und beglückt eilte er nun dem erſten Wiederſehen mit dem Freunde entgegen, dem er das ſeligſte Geheimniß zu offenbaren hatte. Noch am Abend ſeiner Ankunft ſchrieb er ein zweites Mal nach Lauchſtädt, ſeine überſtrömende Freude auszuſprechen: 'Dieſer heutige Tag iſt der erſte, wo ich mich ganz glücklich fühle. Nein! Ich habe nie gewußt, was glücklich ſein iſt, als heute. O ich weiß nicht, wie mir iſt. Dieſer heutige Morgen bei Ihnen, dieſer Abend bei meinem theuerſten Freund, dem ich alles geblieben bin, wie ich es war, der mir alles geblieben iſt, was er mir je geweſen — ſo viel Freude gewährte mir noch kein einziger Tag meines Lebens.' Nur ganz kurz, mädchenhaft verſchüchtert vor dieſem Anſturm des Gefühls, erwiderte Lotte, ſparſam im Ausdruck der Empfindung; und als ob die eigene Rede ihr verſagte, wiederholt ſie Schillers Worte und ruft: 'Caroline hat in meiner Seele geleſen und aus meinem Herzen geantwortet. Schon zweimal habe ich angefangen, Ihnen zu ſchreiben, aber ich fand

immer, daß ich zu viel fühle, um es ausdrücken zu können. Der Gedanke zu Ihrem Glück beitragen zu können, steht hell und glänzend vor meiner Seele. Kann es treue innige Liebe und Freundschaft, so ist der warme Wunsch meines Herzens erfüllt, Sie glücklich zu sehen. Für heute nichts mehr. Freitag sehen wir uns. Wie freue ich mich unsern Körner zu sehen! und Sie lieber in meiner Seele lesen zu lassen, wie viel Sie mir sind. adieu! ewig Ihre treue Lotte.'

Nun kamen Lotte und Caroline auf einen Tag nach Leipzig, und lernten Körner und seine Damen kennen; Schiller begleitete die Schwestern zurück nach Lauchstädt und ging am 10. August nach Jena ab, nachdem über die nächste Zukunft Beschluß gefaßt worden. Die Verlobung sollte geheim bleiben, bis Schiller ein festes Gehalt erlangte; auch chère mère sollte nicht unterrichtet werden. 'Die Zufriedenheit der guten Mutter,' sagt Caroline, 'hofften wir, obgleich die äußere Lage wohl noch Bedenken bei ihr erregen konnte. Meine Schwester fühlte die Unmöglichkeit, ohne Schiller zu leben. Bei unsern einfachen Gewohnheiten, entfernt von Ansprüchen an äußern Glanz, sah ich in eine sorgenlose Zukunft für meine Schwester und freute mich lebhaft der Hoffnung auf ein öftres Zusammenleben mit meinem Freunde, in einem so nahen Verhältnis.'

So kehrte Schiller heim, ein Anderer, als er geschieden; aus den quälenden und drängenden Zweifeln der Leidenschaft zur Gewißheit des Besitzes erhoben, der glücklichste Bräutigam, Lottens und Carolinens geliebter Freund; und noch einmal ruft er es den Schwestern beseligt zu: 'In einer neuen schöneren Welt schwebt meine Seele, seitdem ich weiß, daß ihr mein seid. Theure, liebe Lotte, seitdem Du Deine Seele mir entgegen trugst. Wie so anders ist jetzt alles um mich her, seitdem mir auf jedem Schritte meines Lebens nur euer Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt eure Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sich mir die ganze Natur überkleidet. Mein zeitliches und ewiges Leben ist an diesem einzigen Haare befestigt, und reißt dieses, so habe ich nichts mehr zu verlieren.'

Bräutigam.

Alle romantiſchen Luftſchlöſſer fallen ein, und nur was wahr und natürlich iſt, bleibt ſtehen.
Schiller an Körner.

Die Liebe und die Freundſchaft miteinander hatten Schiller an dem Tage, den er ſeinen glücklichſten nannte, gegrüßt; und als zwiſchen den Schweſtern und ſeinem Körner ein neuer Bund geſtiftet ſchien, ſah er ſich auf den Gipfel der Freundſchaft erſt gelangen. Eine himmliſch ſchöne Ausſicht öffnete ſich vor ihm, in dieſem Kreis geliebter Menſchen; gemeinſamer Wettlauf zum Edlen und Guten ſchien das Ziel, und ganz aus dem Geiſte ſeiner Zeit ſprach er in dem Briefe der Werbung das Wort: 'Vortrefflichkeit der Seelen iſt ein unzerreißbares Band der Freundſchaft und der Liebe.'

Aber indem Schillers Gefühl Lotte und Caroline und Körner zugleich umſchloß, ſtieg es über die Wirklichkeit ſchwärmend empor zu ſchönen Träumen; und die Entwicklung der nächſten Zeit ſchon ſollte ihn aus dieſer Weite der Empfindſamkeit zu ſtill begrenzter, echter Neigung hinführen. Körner und die Schweſtern Lengefeld einander näher zu bringen, wollte nicht glücken; denn nicht nur, daß die Dresdener Frauen vor dieſer feineren Cultur befremdet daſtanden, auch für den Freund kam der Entſchluß Schillers und die Erſcheinung Lottens und Carolinens allzu plötzlich, als daß ſein ruhig abwägender Sinn dem Enthuſiasmus des Bräutigams hätte genug thun können. Es gab eine Verſtimmung und eine Abkühlung, die Schiller und Körner gleich bitter empfanden: zwar kamen die Dresdener Gäſte auf

acht Tage nach Jena und Weimar und wohnten bei Schiller in der 'Schrammei', aber daß dieſe lang erſehnte Zuſammenkunft ſie eher von einander entfernt, als näher verbunden hatte, ward beiden zu ſchmerzlicher Gewißheit; und lange noch tönt in der Correſpondenz der Freunde, in der gekünſtelten Unbefangenheit Schillers, in der ärgerlichen Kürze Körners die Enttäuſchung dieſer Zeit nach.

So kehrt ſein Empfinden in gedoppelter Stärke zu Lotte und Caroline zurück, und mit unbefangener Wärme, mit ſchwärmeriſcher Unbeſtimmtheit wendet es ſich an Braut und Schwägerin zugleich. Aus der Hoffnung ſehnt er ſich nach Erfüllung, aus der Gegenwart träumt er ſich in eine Zukunft, die ihn und die Schweſtern untrennbar vereinen ſoll: 'im Gedanken an euch', ruft er, 'verzehrt meine Seele all ihre glühenden Kräfte. Mein ganzes übriges Leben wird der Liebe gehören. Das Leben an eurem Herzen! Euch an dem meinigen! O ich verliere mich im Himmel all dieſer Empfindungen. Die Mahomedaner kehren, wenn ſie beten, ihr Geſicht nach Mecca, ich werde mir einen Katheder anſchaffen, wo ich das meinige gegen Rudolſtadt wenden kann, denn dort iſt meine Religion und mein Prophet. Gute Nacht ihr Lieben.' Lotte verſucht tapfer, auf dieſe Sprache einzugehen, wie ſeltſam ihr dabei auch zu Muthe ſein mag: 'gewiß werden wir es nie bereuen', ruft ſie, 'alles Glück unſeres Lebens auf deine Liebe geſetzt zu haben.' In welchem Tone Caroline Schillers Empfindung erwidert hat, erfahren wir nicht; denn ihre Briefe aus dieſer Bräutigamszeit, die Briefe zwiſchen dem Dichter und ſeiner Schwägerin, ſind durch Schillers Tochter, Frau von Gleichen, zum größten Theil vernichtet worden: ſie, ſonſt die getreueſte Bewahrerin und Mehrerin der vererbten Documente, glaubte dieſe Correſpondenz vor der Oeffentlichkeit bewahren zu müſſen. Nur aus ſpärlichen Reſten erkennen wir die Grenzverwirrung von Liebe und Seelenfreundſchaft, von den Bräutigamsrechten vor der einen und der andern Schweſter, wenn Schiller etwa ſchreibt: 'Meine theure Caroline, ich kann dir nicht ſagen, nicht Worte dazu finden, wie meine Seele dich umfaßt. Alle meine Gedanken

umſchlingen dich, und könnte ich nur, in welcher Geſtalt es auch ſei — wäre es nur mit dieſem Herzen — um dich wohnen. Adieu lieber Engel. Leb wohl.' Wie viel in dieſen ganz individuell klingenden Bekenntniſſen dem typiſchen Empfinden der Zeit doch angehört, macht die Betrachtung offenbar: daß in nächſter Nähe Schillers der Dichter der 'Stella' damals lebte, der die Sage vom Grafen von Gleichen und den zwei Frauen zu erneuen gewagt.

Schiller hatte kaum die Vorleſungen ſeines erſten Semeſters geendigt, als er auch ſchon, am 18. September, in Rudolſtadt eintraf; fünf Wochen verbrachte er in der Nähe der Schweſtern und nahm von Neuem Wohnung beim Cantor von Volkſtädt. Nur die Ungewißheit und das Geheimniß, welches noch auf dem Verhältniß laſtete, ſtörte ihm die Freuden dieſer Zeit; und die Frage, wann er Lotte in die Ehe werde führen können, bedrückte den Dichter, der vor der Einſamkeit in Jena zurückſcheute und mit ſehnendem Verlangen ſein Glück ganz zu umſchließen ſtrebte. Tauſend Pläne wurden geſchmiedet, von Schiller und den Schweſtern um die Wette, eine Exiſtenz zu begründen: 'Städte, Länder und Verhältniſſe,' ſagt Caroline, 'die nur der Geſtaltung bedurften, lagen immer bereit. Die Phantaſie durfte, wie Aladins Zauberlampe, nur geſcheuert werden, und ſie ſchüttete ihre reichſten Schätze vor uns aus.' Während aber die drei Liebenden über ihr künftiges Leben alſo beriethen, ſaß chère mère nichts ahnend oben auf dem Schloſſe, Prinzeſſinnen erziehend und ihre berühmten 'ſchönen Geléen' bereitend.

Allein wie ſelige Stunden das Zuſammenſein auch gebracht hatte, in Lotte hatte es Gefühle des Zweifels und der Angſt dennoch zurückgelaſſen: vergebens ſuchte ihr einfacher Sinn in dieſe Doppelbrautſchaft ſich zu ſchicken. Noch ein halbes Jahr zuvor, im Frühjahr 1789, hatte ſie ſcherzend an Fritz von Stein, den Sohn ihrer Freundin, geſchrieben: 'Sehen Sie daß unſer Geſchlecht recht gut iſt, denn wir glauben, daß es wahr ſein könne, daß ein Mann exiſtirt habe, der zwei Frauen ſo lieben kann, und der der erſten Geliebten doch immer getreu geblieben iſt, wie Graf Gleichen'; aber nun empfand

ſie, in den nämlichen Zwieſpalt geſtellt, den ſchmerzlichen Ernſt der Lage dennoch, und es drängte ſie zu vertraulicher Ausſprache unwiderſtehlich hin. Nicht dem Bräutigam und nicht der Schweſter aber öffnete ſie ihr Herz; eher will ſie ſich ſelber opfern für das Glück Carolinens, ſo träumt die ſtill Duldende, als daß ſie die liebſten Menſchen aus einer Empfindung aufſtörte, die ihnen alles bedeutet. Caroline von Dacheröden, die Freundin der Schweſtern, wird Lottens Vertraute und bei ihr findet Schillers Braut das feinſte und liebendſte Verſtändniß: ‚Dank daß du das Schweigen gebrochen,‘ ſchreibt ihr Fräulein von Dacheröden, ‚vielleicht iſt es nur anſcheinend ſo verworren, meine Schweſter, und ein neues, lieblicheres Licht wird in deiner Seele nach dieſer Dämmerung aufgehen. Es iſt eine kranke Vorſtellung, meine Liebe, daß es Schiller je weh thun könnte, dich gewählt zu haben, die leiſeſte Ahndung dieſes Gedankens würde ihn gewiß ſehr ſchmerzen, und die Blüten ſeines Geiſtes zerknicken, wenn ſie ſich ſchöner vor Carolinen zu entfalten ſtrebten. Sein heiliges Herz umfaßt euch beide, vermiſcht euch und doch ſteht ihr wieder allein und verſchieden in ſeiner Seele, jede in ſchöner eigener Grazie.‘ Caroline Dacheröden konnte mit ſo viel Verſtändniß dieſe Herzenswirren durchſchauen, weil ſie ſelbſt mit ähnlicher Doppelneigung vor zwei Bewerbern daſtand, vor Karl von La Roche und Wilhelm von Humboldt: ‚Müßte mein Herz nicht aufgerieben werden,‘ ſagt ſie, ‚wenn ich anders fühlte, iſt mein Verhältniß nicht mit ihnen grade daſſelbe, wie das von Schiller gegen dich und Linen, und keiner von ihnen fühlt eine Leere.‘

Doch Lottens Zweifel dauerten fort, wie das Verhältniß dem ſie entſprangen; und wenn es dem Zureden der Freundin gelungen war, ſie zu beſchwichtigen, ſo rief Schillers ſchwärmeriſche Herzlichkeit ſie immer von Neuem wach. Mit zagender Vorſicht, andeutend nur und unbeſtimmt, wendete ſich Lotte nun an den Geliebten; ſie warf das Geſtändniß hin, daß ſie für ſein Glück ihr eigenes opfern würde und rief: ‚ich könnte meine Liebe, oder beſſer mein Leben (denn dies kann ich nicht mehr trennen) hingeben, um dir ein ſchönes ungeſtörtes Leben

zu verſchaffen. Dein Glück, deine Ruhe ſind mir das heiligſte, was ich kenne.' Und ſie verlegte, was ſie in der Gegenwart beſchäftigte, in die Vergangenheit zurück und ſchrieb: 'Bei deinem Aufenthalt unter uns voriges Jahr kam mir zuweilen ein Mißtrauen auf mich ſelbſt an, und der Gedanke, daß dir Karoline mehr ſein könnte, als ich.' Schiller antwortete mit voller Naivetät, ſeines Gefühles ganz ſicher und dasjenige der Braut verkennend: daß ihre Liebe keiner ängſtlichen Wachſamkeit bedürfe: 'Wie könnte ich mich zwiſchen euch beiden meines Daſeins freuen, wie könnte ich meiner eigenen Seele mächtig bleiben, wenn mein Gefühl für euch beide, für jedes von euch, nicht die ſüße Sicherheit hätte, daß ich dem andern nicht entziehe, was ich dem einen bin. Frei und ſicher bewegt ſich meine Seele unter euch, und immer liebevoller kommt ſie von einem zu dem andern zurück — derſelbe Lichtſtrahl — laßt mir dieſe ſtolz ſcheinende Vergleichung — derſelbe Stern, der nur verſchieden wiederſcheint aus verſchiedenen Spiegeln.' Und ſein Verhältniß zur älteren und zur jüngeren Schweſter unbefangen umſchreibend, ſagt er: 'Caroline iſt mir näher im Alter und darum auch gleicher in der Form unſrer Gefühle und Gedanken. Sie hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du meine Lotte — aber ich wünſchte nicht um alles, daß dieſes anders wäre, daß du anders wäreſt, als du biſt. Was Caroline vor dir voraus hat, mußt du von mir empfangen; deine Seele muß ſich in meiner Seele entfalten, und mein Geſchöpf mußt du ſein, deine Blüthe muß in den Frühling meiner Liebe fallen.' Sein Frauenideal, Lotten zum Troſt, iſt ſo das gleiche, wie in jungen Tagen: die knoſpende Jugend, nicht die Reife der Frau; und noch jetzt wünſcht er, ungeachtet aller ſchwärmenden Hingebung, zur Gefährtin ſich diejenige nur, welche 'unſern Gefühlen entgegenkommt und ſich ſo innig, ſo biegſam an unſere Launen ſchmiegt.'

Inzwiſchen ging der Briefwechſel mit Fräulein von Dachenöden fort, und die Freundin wußte zuletzt keinen andern Rath für Lotte, als den einer völlig offenen Ausſprache mit Schiller. Es beunruhigte Lotte, daß ihre Schweſter es allgemach richtiger fand, wenn ſie

einander Schillers Briefe nicht mehr mittheilten; und es war nur ein leidiger Troſt, den ihr Fräulein von Dacheröden gab mit den Worten: 'Karoline hat Recht, wenn ſie gegen die Mittheilung der Briefe unter Euch iſt, man iſt freier noch in der Gewißheit daß man nur für Eine ſchreibt'. Beſſer trifft die Freundin das Rechte, wenn ſie Lottens empfindſamen Opferwillen mit kluger Mahnung beſchwichtigt: 'Es iſt ein Gedanke, werth in deinem ſchönen Herzen geboren zu ſein', ſagt ſie, 'Schiller und Line zuſammen zu verbinden, aber Lotte, es iſt mir eine wahre Bemerkung im Menſchenleben, daß wir an unſerer reellen Kraft verlieren, wenn wir über das Menſchliche hinaus wollen, und das wäre hier der Fall. Ich glaube du könnteſt es vollbringen, eben ſo gewiß aber bin ich auch, daß du in dieſer Handlung alle Kräfte deines Weſens erſchöpfteſt — du würdeſt dich aufreiben. Und Line und Schiller, ſie, die dich mit ſo unendlicher Liebe in ihrem Herzen tragen, glaubſt du daß ſie glücklich ſein könnten durch ſolch ein Opfer? Ach Lotte der bloße Gedanke wäre eine Beleidigung für ihr Herz'. Unter ſo ſanfter Zurede, und unter der Wirkung eines erneuten Wiederſehens mit dem Geliebten fand Lotte den Frieden zurück, und Schiller erfuhr nichts von all dieſen Kämpfen und Zweifeln: 'O ich ahnte längſt, daß es nur eine vorübergehende trübe Wolke ſein würde', rief die Freundin beglückt, 'nun es ſo iſt, haſt du Recht Schiller nichts zu ſagen; es iſt ein ſehr erhebendes Gefühl, viel über ſich ſelbſt vermocht zu haben'.

Lotte und Caroline waren, mit dem Anfang December, zu längerem Aufenthalt nach Weimar gekommen und hatten den Weg über Jena genommen, Schiller zu begrüßen; er begleitete die Geliebten ein Stück des Weges in die Mondnacht hinein, und oft und oft ritt er nun nach Weimar hinüber, um am Wochenſchluß ſich für Collegienplagen Entſchädigung zu holen. Hatte er im erſten Semeſter nur ein zweiſtündiges Publicum über Univerſalgeſchichte geleſen, ſo ſetzte er jetzt ſein Thema in einem fünfſtündigen Privatcolleg, von Montag bis Freitag, fort, und trug die 'Univerſalgeſchichte von der fränkiſchen Monarchie bis auf Friedrich den Zweiten' ſeinen Hörern vor. Ihre

Zahl war von über 400 bis auf 30 gesunken, zum Theil durch Schillers Schuld; seine Ankündigung der Vorlesung war so spät erfolgt und ihre Stunde so wenig glücklich gewählt, daß er ‘sehr erbärmlich gefahren war’, und verdrießlich dem Freunde von der Fülle der Arbeit und dem geringen Lohn erzählt. Sein Aufenthalt in Jena reut ihn ‘so viel er Haare auf dem Kopfe hat’, und ohne Unterlaß plant er Verbesserungen seiner Lage und neue Anknüpfungen. Nach Wien, nach Berlin, nach Mannheim, nach Mainz richtet er den Blick, er hofft auf Carl von Dalbergs Unterstützung, auf Goethes Hilfe, er will bald in der Berliner Akademie sich einen Sitz erobern, bald, auf jedes Amt verzichtend, in Rudolstadt einzig seiner Neigung leben. Und die Schwestern tragen zu allen diesen Vorsätzen eifrig guten Rath hinzu, sie überlegen hin und her, was am meisten zur Beruhigung der chère mère werde dienen können, und Caroline, als die Welterfahrene, die Diplomatin erhält die Aufgabe, ihr das Geheimniß endlich zu enthüllen: Mitte December geht der Brief an chère mère ab, bei dem die Empfängerin, nach ihrer Gewohnheit, vor Erstaunen die Hände über dem Kopfe wird zusammengeschlagen haben. Nun erst warb Schiller mit liebenswürdig-klugen Worten bei Frau von Lengefeld und empfing, eben vor dem Weihnachtsfest, als schönste Christgabe ihre Zustimmung: ‘Ja ich will Ihnen das beste und liebste was ich noch zu geben habe meine gute Lottchen geben’, schrieb sie. ‘Die Liebe meiner Tochter zu Ihnen, und Ihre edle Denkungsart bürgt mir für das Glück meines Kindes und dieses allein suche ich’. Inzwischen hatte Herzog Karl August von der bevorstehenden Verbindung gehört und mit freundlichem Antheil Frau von Stein, Lottens mütterliche Freundin, ausgefragt; durch seine Zustimmung ermuthigt, hatte sie etwas von einer Pension für Schiller hingeworfen, was der Herzog nicht ganz abwies: ‘er hat seine Freude an solchen Dingen’, schrieb Schiller, ‘und der Lengefeld ist er sehr gut’. Schiller bat nun den Herzog direct ‘um eine Erleichterung’ und erhielt, als er zum Neujahrstag nach Weimar gekommen war, die Zusicherung eines festen Gehalts: der Herzog ließ ihn holen und sagte, daß er gern

etwas für Schiller thun wolle, um ihm seine Achtung zu zeigen; aber mit gesenkter Stimme und einem verlegenen Gesicht setzte er hinzu, daß 200 Thaler alles sei, was er bieten könne. Schiller erwiderte, daß er nicht mehr erwartet habe, und der Herzog bezeigte nun von Neuem seinen Antheil; er betrug sich 'sehr artig' gegen Lottchen, und als das Brautpaar bei Frau von Stein zu Mittag war, kam er selbst hin und bemerkte in guter Laune: daß er doch das Beste zur Heirath hergebe, das Geld. Auch Frau von Lengefeld erklärte, Lottchen einen jährlichen Zuschuß von 150 Thalern geben zu wollen, und so sah Schiller, der seinen Etat als Ehemann auf 800 Thaler veranschlagte, die Möglichkeit der Verbindung plötzlich ganz nahe gerückt: 'in acht Tagen kann alles berichtigt sein', so schrieb er in freudiger Erregung. Ein Aufsatz über den 'dreißigjährigen Krieg' für den ihm Göschen 400 Thaler zugesagt, sollte ihm helfen, das für den Anfang noch Nöthige zu erwerben. Und damit auch Frau von Lengefeld die Vermählung ihrer Tochter mit einem Bürgerlichen nicht allzu schwer empfinde, suchte er Lotten einen 'anständigen Rang' zu verschaffen: der Rath Schiller avancirte, auf sein Gesuch an den Herzog von Meiningen hin, zum Hofrath.

Hart genug hatte die Ungewißheit dieser Zeit den einsam mit seinem Geheimniß Dahinlebenden bedrückt, und endlos schienen sich die Wochen zu dehnen, die auch jetzt noch den Bräutigam von seinem Glücke trennten. Die Heftigkeit seines Begehrens, dieses Bangen und Verlangen nach den entfernten Lieben nimmt den Dichter völlig hin, und nur in der Zukunft noch, die ihm Erfüllung seiner Wünsche verheißt, lebt Schiller. Sehnsucht allein ist das beharrende in seiner Seele, die von wechselnden Stimmungen erfüllt wird: auf Zuversicht folgt plötzlich Trübsinn, auf heiteres Erwarten des Kommenden verzweifelte Ungeduld. Von jeder Regung seines Gefühls aber werden die Schwestern getreu unterrichtet, sie nehmen Theil an seiner Melancholie, wie an seinem Glück, sie sprechen dem Trauernden Muth ein und sind fröhlich mit dem Fröhlichen. Als Lotte und Caroline in Weimar dem Dichter näher gekommen sind, als Schiller fast jede Woche die Geliebte sprechen

kann, da wird ihre Correſpondenz nicht ſparſamer, nur reger noch; und Lottes liebſte Lectüre iſt nun der Poſtzettel, auf dem ſie die Ankunftszeit der Briefe genau verzeichnet findet. Jeden Augenblick zu fragen, was der Andere jetzt mache, immer von Neuem das Geſtändniß treuer Neigung auszuſprechen, treibt es Schiller und treibt es Lotten an; aus der Gegenwart ihrer Liebe zieht es ſie zurück in die Werdezeit, und beglückt empfindet Lotte, wie viel anders doch nun alles iſt, als ſonſt: ‘denn ich kann dir nun ſagen, wie ich dich liebe. Mir erſcheinſt du immer im gleichen Lichte, warm und treu ſtünde dein Bild vor meiner Seele, wenn auch Niemand deinen Werth kennte, ich liebe dich um dein ſelbſt’. Aber wenn Lottens Mädchenhaftigkeit in der Gegenwart beſeligt ruht, im Hoffen und Gedenken, ſo kämpft im Manne heftiger die Leidenſchaft, und er ruft: ‘Wann werde ich endlich in ganz ungemiſchten Zügen das Glück unſerer Liebe in mich trinken? Noch nie fand ſich in meiner Seele ſo viel Freude und Leiden zuſammen. Die Liebe und die Hoffnung geben mir ein erhöhtes, ſchöneres Daſein, aber die Furcht zeigt mir Hinderniſſe, Unruhe und Zweifel zerreißen mein Herz. Ich könnte nicht lange mehr von euch beiden getrennt ſein. Ich ertrüge es nicht. Im Gedanken an euch, in der raſtloſen Sehnſucht nach euch verzehrt meine Seele all ihre glühenden Kräfte’. Dann wieder ſucht der Bräutigam ſein Empfinden zu mäßigen, ſchön beherrſchte, innige Worte ſpricht er, und dem Geiſte ſeiner Zeit folgend wie dem Zuge der eigenen Seele ruft er die ethiſchen Mächte an, heftige Affecte abzudämpfen: ‘Ja eine ſchöne Harmonie ſoll unſer Leben ſein, und mit immer neuen Freuden ſollen ſich unſere Herzen überraſchen. Unerſchöpflich iſt in ihren Geſtalten die Liebe, und die unſrige glüht in dem ewigen ſchönen Feuer einer immer mehr ſich veredelnden Seele’.

Schiller und die Schweſtern konnten ihre Liebe in dem Glück eines zweiten Brautpaares damals beſpiegeln, dem ihre freundſchaftliche Theilnahme gehörte: nach manchen Schwankungen der Empfindung hatte Fräulein von Dacheröden zwiſchen ihren beiden Bewerbern entſchieden und Wilhelm von Humboldt ihre Hand zugeſagt. Auch

dieſe Wahl hatte Carolinens kluges Eingreifen zuletzt beſtimmt, das den Wirren des Herzens planmäßig ein Ende machte; und ſie erhoffte nun für ſich und die Freunde eine gemeinſame Exiſtenz in künftigen Tagen, welche die den gleichen geiſtigen Idealen Zuſtrebenden wie auf einer ſeligen Inſel, vom Lärm der Welt entfernt, eng zuſammenſchließen ſollte. ‚Ardinghello und die glückſeligen Inſeln', ſo hatte Heinſe ſeinen großen Roman genannt, in welchem der Held und die Seinen, Männer und Frauen, im griechiſchen Archipel ſich eine eigene Welt gründen; recht nach dem Sinne der empfindſamen Periode hatte er dieſen Ardinghello-Staat gebildet, und es ſind ähnliche Ideale, von denen Schiller und die Freunde nun träumen. Wie zu einem höheren Orden, zu dem geheimen Orden der Empfindſamkeit fand ſich die junge Welt damals zuſammen, ſie, die mit verfeinertem Sinn über Convention und Verknöcherung der Alten ſich erhob; ſie bildete eine Einheit für ſich, und ſelbſt die nächſten Menſchen ſchloß ſie aus dieſem Bunde ſchöner Seelen überlegen aus. Schon in Mannheimer Tagen hatte Schiller gewünſcht, ſich mit Reinwald und Sophie Albrecht zu ſo enger Freundſchaft zu verbünden: ‚Könnten wir uns in einem Cirkel dieſer Art vereinigen', hatte er gerufen, ‚und in dieſem engern Kreiſe der Philoſophie und dem Genuſſe der ſchönen Natur leben, welche göttliche Idee'! In Dresden dann hatte er mit Körner, Huber und den Frauen jenen bald zerriſſenen Bund gebildet, den eine ſpätere Zeit nach Aller Wunſch wieder knüpfen ſollte; jetzt trat er in den Kreis der ſchönen Empfindſamen erſt völlig ein, und zwiſchen Lotte und die beiden Carolinen fand er ſich geſtellt.

Caroline von Dacheröden kam aus einem Bunde eben her: durch Karl von Laroche war ſie in einen geheimen Cirkel Berliner Empfindſamer eingeführt worden, welchem auch Henriette Herz und Wilhelm von Humboldt angehörten. Alle Mitglieder dieſes Bundes duzten ſich, theilten ſich jedes Geheimniß ihrer Herzen mit, und eine ausgebildete Chiffernſprache und feierliche Bundeszeichen trennten ſie von der übrigen Menſchheit ab. Freundſchaft und Liebe vermiſchten ſich

untrennlich hier, man gab den Verbündeten die Rechte intimer Neigung, und gleich nach dem erſten Sehen konnte Wilhelm von Humboldt Carolinen geſtehen: ‘Ich wagte es nicht, dieſe Liebe zu hoffen. Wie ſoll ich dir danken für das, was Du mir gabſt in jenen Stunden, da ich an Deinem Buſen lag, ungeſtört und ohne Zeugen’? Freundin ſeiner Seele, Geliebte, Schweſter nannte er ſie, und doch glaubte er noch, daß Laroche der Mann ihrer Wahl ſei, nicht er: nur ſchwer löſt ſich aus der Empfindelei dieſer Zeit echte Neigung in ihm, und er erkennt, daß Carolinen allein ſeine Liebe jetzt gehört, im natürlichen Sinne, nicht im Sinne der Sentimentalen. Die feinſte und eigenartigſte Frau des Kreiſes hatte ſich mit Caroline ihm zu eigen gegeben: in der Miſchung von Sentimentalität und Keckheit, von weiblicher Zartheit und wagender Freiheit des Geiſtes eine lebhaft anziehende Erſcheinung. Sie vermochte den ‘Prometheus’ im griechiſchen Text zu leſen, und zwar mit ‘wahrem Geſchmack und Genie’, nach Humboldts Zeugniß; und des reinſten Ausdruckes der Empfindung war ſie mächtig, in frohen wie in ſchlimmen Tagen: ‘Ich kann den Schmerz tragen’, ruft ſie, als ihr der Tod den Knaben geraubt, ‘aber er geht wachſend mit mir in die dunkle Zukunft, und ich blicke in den Abgrund meines eigenen Herzens, wie in den der Zeit. Weh! möget ihr nie erfahren, was das iſt, wenn das Geliebteſte ſtarr und kalt vor einem liegt. Ach, nur zu tief fühle ich es, von meinem Leben iſt der Glanz, der es ſchmückte, der ſchöne Glanz eines heiligen Glücks, eines unberührten Schickſals hinweggenommen, und ich habe keine Sicherheit mehr über das Theuerſte’.

Aber wie in Caroline Dacheröden die höchſte Cultur dieſes Kreiſes ſich darſtellt, ſo ſpricht auch in ihr am unverhüllteſten der geiſtige Hochmuth der Empfindſamen, der auf alle nicht zum geheimen Bunde Gehörigen ſpöttiſch herabblickt. Die freie Wahlverwandtſchaft der Seelen ſteht ihr höher, als das natürliche Band der Familie: darum nennt Caroline das Benehmen des eigenen Vaters unbedenklich ‘albern’, ſie empfindet den ‘Familienennuy’ mit, welcher die Freundinnen bei chère mère erfaßt, und im Augenblick ſelbſt, da ſie

die väterliche Zustimmung zur Verlobung empfangen, ruft sie Humboldt zu: 'Warum warst du nicht da, um die pathetische Scene zu vollenden.' Und von solchem Spotte angesteckt, klagt selbst Lottens Sanftmuth über die romanhaften Ideen, welche chère mère von dem Verhältniß der Kinder zu den Eltern habe: 'sie macht zuweilen Ansprüche auf uns, die gar nicht in der Natur liegen', sagt sie. Von all diesen ungleichartigen Elementen befreit, zu denen vor Allem Herr von Beulwitz, Carolinens Gatte, gehörte, hoffte man unter Dalbergs Schutze auf einer glückseligen 'Rheininsel' eine Colonie aufzurichten; und eine vorläufige Probe auf jene Zeit gedachte man zu machen, als zu Weihnachten 1789 die beiden Nebenbuhler Humboldt und La Roche miteinander nach Weimar kamen: sie fanden Caroline von Dacheröden, Schiller und die Schwestern dort vor, und gemeinsam verlebten sie das Fest, alle sechs zusammen.

Allein den Einklang des Bundes herzustellen mißlang; zwischen den Männern wollte sich ein herzliches Verhältniß nicht gleich begründen, und zumal La Roche, der die Seelenfreundschaft unerschüttert wissen wollte, auch als er in der Liebe gescheitert war, litt, im natürlichen Rückschlag der Empfindung, 'mehr als er sich gestehen wollte'. So entstand denn ein lärmendes, erkünsteltes Vergnügtsein, das Niemandem Freude gab, und das Schiller und Lotten das Scheiden leichter machte als sonst: 'Es war wirklich Zeit, daß wir uns trennten', schrieb Schiller, der von Humboldt begleitet nach Jena zurückgekehrt war. 'Nichts schlimmeres könnte uns je begegnen, als in unserer eigenen Gesellschaft Langeweile zu empfinden, und es war nahe dabei. Der Himmel verschone uns, daß wir je alle sechse zusammenleben'. So war auch dieser Traum zerstört, auch dieses 'romantische Luftschloß' eingefallen, und nur was wahr und natürlich blieb stehen: Schillers Liebe.

Inzwischen war in Weimar, durch Schillers wiederholte Besuche, die Kunde seiner Verlobung immer lauter aufgetreten und endlich zur Gewißheit geworden; und sie drängte sich zu jener Frau auch hin, welche sich gegen die Wahrheit dessen, was das Gerücht erzählte, am

längſten geſträubt hatte: Charlotte von Kalb. Daß ſich Schiller ihr entfremdete, Schritt für Schritt, hatte ſie, ergeben bald und bald kämpfend, ſeit langem wahrnehmen müſſen; aber daß er Lotten von Lengefeld eine Neigung, welche er ihr entzog, für immer ſchenken werde, hatte ihr Stolz nicht zugeſtehen wollen. Schon im Frühjahr 1788, als Schiller zuerſt nach Volkſtädt ging, hatte man von ſeiner Liebe zu Lotte geſprochen, doch Frau von Kalb hatte gemeint, ‘ſo ganz verächtlich’: Schiller werde ſie ‘nicht lange lieben’. Als er dann nach Weimar zurückkehrte, hatte er ſeine Beſuche bei Charlotte Kalb eingeſchränkt, und verdrießlich berichtet ſie, daß ſie ihn kaum alle acht Tage einmal ſehe; in einem lebhaften geſelligen Verkehr ſuchte ſie ihr Gefühl zu betäuben, gab Bälle, tanzte, ſang und ‘machte ſich allerlei Zerſtreuungen’, und ſo verlor Schiller ſie eine Weile ganz aus den Augen: ‘Frau von Kalb’, ſo meldet er im Anfang 1789 nach Rudolſtadt, ‘habe ich einige Wochen nicht geſehen. Der Zirkel, in dem ſie jetzt lebt, iſt nicht der meinige, und die Spuren ihres Umgangs bleiben dann auch zuweilen in ihrer Art zu denken und zu empfinden zurück’. Und an Körner ſchreibt er mit vorſichtigerem Geſtändniß, im März: ‘Charlotte iſt dieſen Winter im Ganzen heiterer; wir ſtehen recht gut zuſammen, aber ich habe, ſeitdem ich wieder hier bin, einige Principien von Freiheit und Unabhängigkeit im Handeln und Wandeln in mir aufkommen laſſen, denen ſich mein Verhältniß zu ihr, wie zu allen übrigen Menſchen, blindlings unterwerfen muß’.

Doch zu dieſer kühlen Freundlichkeit die einſt ſo leidenſchaftliche Beziehung herabzuſtimmen, ſollte Schiller nicht gelingen; es kam zu neuen Verwicklungen, welche der in Bräutigamsſtimmung Befangene mit naivem Unwillen wahrnahm, und nicht ohne Härte ſuchte er ſie zu löſen. Im September 1789, wenige Wochen nach ſeiner Verlobung, empfing er in Jena von Frau von Kalb die Mittheilung, daß ſie ihre Ehe zu trennen beabſichtige; er ſelbſt hatte ihr zu dieſem Schritte unbefangen gerathen und damit Hoffnungen in ihr erweckt, welche grauſam enttäuſcht werden ſollten. Nichts ahnend ſchrieb er

damals an Lotte: ‘Ich bin jetzt in einem recht guten Verhältniß mit Frau von Kalb, so wie ich wünſchte, daß es bleiben möchte. Sie hat auf meine Freundſchaft die gerechteſten Anſprüche, und ich muß ſie bewundern, wie rein und treu ſie die erſten Empfindungen unſerer Freundſchaft, in ſo ſonderbaren Labyrinthen, die wir miteinander durchirrten, bewahrt hat’. Aber wie ſehr ward er überraſcht, als er nun in Rudolſtadt, während er die erſten Ferien mit Lotte und Caroline beglückt verlebte, einen Brief von Frau von Kalb empfing, der ihn über den wahren Sinn der geplanten Scheidung aufklärte: nur eine neue Ehe ſollte ſie einleiten — die Ehe mit Schiller. In unbeſtimmter Andeutung ſchreibt der Dichter jetzt nach Dresden, am 28. September: ‘Eine ſonderbare Sache, ſo ich Dir einandermal ſchreiben will, und überhaupt ungern ſchreibe, hat mir eine ſtarke Diverſion gegeben. Sie betrifft Ch. K(alb) und mein neues Verhältniß mit L(otte) L(engefeld); vielleicht wirſt Du Dir die Hauptſache zuſammenſetzen. Mit der Kalb wird es zur Scheidung kommen’. Charlottens Erzählung in den Memoiren ergänzt den dürftigen Bericht: ſie ſagt, daß ‘ihres Lebens Looſe’ in jenem Brief enthalten waren, und daß Schiller ‘auf manche Weiſe behindert worden, ihn erwägend zu beantworten’.

Den Vorſatz der Scheidung gab Charlotte nun auf und lebte, noch immer ungewiß über das verlorene Spiel, in Weimar fort. Nicht ohne Befangenheit trat Lotte ihr dort entgegen; ſie hatte bisher in freundſchaftlichen Beziehungen zu Frau von Kalb geſtanden und mußte ſuchen, den Verkehr in alter Weiſe fortzuführen. Der Gegenſatz blieb eine Weile unausgetragen, bis es, am Sonntag vor Weihnachten, zu einer Ausſprache kam: Charlotte hatte erfahren, daß Schiller jüngſt in Weimar geweſen, ohne ſie aufzuſuchen, und kam nun bei Hofe ‘mit großer Heftigkeit’ auf ſeine Braut zu, ſich über ihn zu beklagen. Sie nannte ſein Verhalten ‘äußerſt unartig’ und unterbrach ihre bitteren Vorwürfe erſt, als das Näherkommen des Herzogs ſie dazu zwang. Lotte antwortete der Erzürnten mit bewußter Ruhe: ‘ſie konnte recht ſehen’, ſchreibt ſie, ‘daß ich nicht ſo ein unruhiges,

leidenſchaftliches Geſchöpf bin als ſie. Hätte ich betreten geantwortet, ſo hätte ſie gedacht, ſie könnte frei ihre Launen an mir auslaſſen. Aber dies wird ſie eines andern belehrt haben'. Charlotte verſuchte nun, im Verlauf des Abends, durch ein freundlicheres Betragen die Scene vergeſſen zu machen, aber das Verhältniß blieb geſpannt, und als im Anfang des Februar Briefe der Schweſtern an Schiller nicht rechtzeitig anlangten, kam man auf die Vermuthung: Charlottens Eiferſucht könne die Hand dabei im Spiele haben. 'Wären wir in Italien', meint Lotte, 'ſo könnte mir ein Dolchſtich in eine andere Welt helfen', und Schiller erwidert: 'Auch ohne italieniſchen Himmel würde ich dir nicht rathen, in gewiſſen Augenblicken mit der Kalb zuſammenzutreffen, denn Leidenſchaft und Kränklichkeit haben ſie manchmal an die Grenzen des Wahnſinns geführt'. Auf die wiederholte Mahnung ſie zu beſuchen, erwiderte er nun mit einem offenen Bekenntniß ſeines Glücks: 'Dieſes war meine Rache', ſchreibt er an Lotte, 'und ſie hat ſie reichlich verdient. Sie war nie wahr gegen mich, als etwa in einer leidenſchaftlichen Stunde, mit Klugheit und Liſt wollte ſie mich umſtricken'. In der verzweifelten Stimmung, die dieſe letzte Entſcheidung ihr gab, traf Charlotte Kalb noch einmal zufällig mit Lotte Lengefeld zuſammen, bei Frau von Stein: 'du haſt keinen Begriff wie ſie ausſieht und thut', ſchrieb Lotte. 'Wie ein raſender Menſch, bei dem der Paroxysmus vorüber iſt, ſo erſchöpft, ſo zerſtört, das Geſpräch wollte gar nicht fort. Sie klagte über den Kopf, ſie ſaß unter uns, wie eine Erſcheinung aus einem andern Planeten. Ich fürchte wirklich für ihren Verſtand, und hätte ſie nicht wieder die unverzeihlichen Härten und das Ungraciöſe in ihrem Weſen, ſie könnte mein Mitleid erregen'. Als Charlotte ſah, daß alles verloren, erbat ſie von Schiller ihre Briefe zurück, und weihte ſie in einer trüben Stunde der Vernichtung; dem Glück ſeiner jungen Ehe blieb ſie fern, und erſt im Sommer 1793 'fing ſie an, ſich wieder zu regen': ſie bat Schiller, ihr einen Hofmeiſter für ihren Sohn zu verſchaffen, und ein freundlicher Verkehr ſtellte ſich allmählich her, den Schiller im Andenken an alte Zeit gern aufrechthielt. Als dann der

'Wallenstein' auf die Bühne kam und Charlotte nach ihrer Weise dem Dichter ihre Eindrücke sogleich mittheilte, erwiderte er mit herzlichem Dank; und es klingt wie der harmonische Abschluß all dieser Kämpfe, wenn Schiller mit gerechterer Einsicht jetzt schreibt: 'Charlottens Geist und Herz können sich nie verleugnen. Ein reingefühltes Dichtwerk stellt jedes schöne Verhältniß wieder her, wenn auch die Einflüsse einer beschränkten Wirklichkeit es entstellen konnten. Nicht durch das, was ich war und was ich wirklich geleistet hatte, sondern durch das, was ich vielleicht noch werden und leisten konnte, war ich Ihnen (einst) werth. Ist es mir jetzt gelungen, Ihre damaligen Hoffnungen von mir wirklich zu machen und Ihren Antheil an mir zu rechtfertigen, so werde ich nie vergessen, wie viel ich davon jenem schönen und reinen Verhältniß schuldig bin'.

Schiller hatte seine Ehe zuerst im Mai oder Juni, dann um Ostern schließen wollen, aber als die äußeren Hindernisse, welche er gefürchtet, so leicht überwunden worden, eilte seine liebende Ungeduld immer geschwinder seinem Glück entgegen und der 22. Februar 1790 ward, unter Zustimmung der chère mère, als Hochzeitstag festgesetzt. Auch Schillers Eltern und die Schwestern wünschten aus der Ferne Glück, und freundlich suchte Lotte die Verbindung mit den neuen Verwandten zu knüpfen und festzuhalten. Und einen fröhlichen Zuruf empfing Schiller von Körner, der nach mancherlei Mißverständnissen dem Freunde zurückkehrte und in einer offenen Aussprache die Verstimmungen dieser Zeit überwand; mit herzlichen Worten dankte ihm Schiller und schrieb, am 1. Februar: 'Du wirst mit keinem Menschen ein genaueres Band flechten, als mit mir. Meine Freundschaft hat nie gegen dich ausgesetzt; das Wandelbare in meinem Wesen kann und wird meine Freundschaft zu Dir nicht treffen: sie, die selbst davon, wie Du auch immer gegen mich handeln möchtest, unabhängig ist. — Meinem künftigen Schicksal sehe ich mit heiterem Muthe entgegen; jetzt, da ich am erreichten Ziele stehe, erstaune ich selbst, wie doch alles über meine Erwartungen gegangen ist. Das Schicksal hat die Schwierigkeiten für mich besiegt, es hat mich zum Ziele

gleichſam getragen. Von der Zukunft hoffe ich alles. Wenige Jahre, und ich werde im vollen Genuſſe meines Geiſtes leben; ja ich hoffe, ich werde wieder zu meiner Jugend zurückkehren — ein inneres Dichterleben giebt ſie mir zurück. Zum Poeten machte mich das Schickſal, ich könnte mich, auch wenn ich noch ſo ſehr wollte, von dieſer Beſtimmung nie weit verlieren'.

Mit alſo beglückter Empfindung trat Schiller in die Ehe ein; er reiſte am 18. Februar nach Erfurt, wo Lotte und Caroline bei Fräulein von Dacheröden zum Beſuch waren und verlebte dort 'drei angenehme Tage'; dann ging es nach Jena zurück und am 22. nach Kahla, wo man Frau von Lengefeld traf und mit ihr nach dem Dorfe Wenigenjena fuhr: in aller Stille fand hier die Trauung ſtatt, Nachmittags um fünf Uhr an einem frühlingshaft milden Tage, bei verſchloſſener Kirchenthür. Niemand in Jena wußte um die Hochzeit, und alle geplanten Ueberraſchungen der Freunde wurden vereitelt; den Abend brachte man ruhig miteinander in Geſprächen beim Thee zu, kein Fremder ſtörte das Glück der Neuvermählten. 'So unmerklich iſt die Veränderung vorgegangen', ſchreibt Schiller, 'daß ich ſelbſt darüber erſtaune, weil ich mich bei dem Heirathen immer vor der Hochzeit gefürchtet habe'.

Auch für die äußere Einrichtung ſeines Lebens brachte die Heirath zunächſt nur unmerkliche Veränderung; Schiller blieb in der Schrammei wohnen und miethete zu ſeinen alten Zimmern zwei weitere hinzu. Eine eigentliche Wirthſchaft wurde nicht geführt, und inmitten der Studenten, ihrer Hausgenoſſen, lebte auch das neue Paar in ſtudentiſcher Einfachheit weiter. Nur ein Umſtand verdroß Schiller jetzt: daß für Caroline in der Schrammei keine Wohnung zu finden geweſen. Sie mußte mit chère mère in einem andern Hauſe ſich einrichten, und dort, als die Mutter abgereiſt war, allein weiterleben. Der erſte Anlaß ward ſo gegeben, Lotte und Caroline, die Unzertrennlichen zu trennen, auch für Schillers Empfinden; und bald ſtellte ſich, nicht durch neues Kämpfen und Entſagen, ſondern durch die allgemach wirkende, natürliche Macht der Dinge, eine ruhiger

werdende Freundschaft zwischen Caroline und Schiller her. Hatte er noch im März, als Caroline zu kurzem Besuch nach Erfurt gegangen, ihr zugerufen: ‘Seltsam kommt mirs vor, an Dich als eine Abwesende zu schreiben, ich habe es ganz verlernt, dich fern von mir auch nur zu denken’, so stand er wenige Wochen später einer erneuten und länger währenden Abwesenheit Carolinens schon wesentlich ruhiger gegenüber: ‘Ich kann mir nicht sagen, daß wir getrennt von Dir sind, so nahe fühle ich mich Dir’, schrieb er am 10. Mai. ‘Eigentlich trennt doch nur die Seele, so wie nur sie allein verbindet. Du bist mein, wo du auch mein bist’. Caroline aber hatte das Gefühl, sich freiwillig geopfert zu haben und schrieb an Humboldt: ‘Kein alter Ton erklingt unter uns, ich verhüte es und Schiller sucht es nicht — die himmlische Freiheit ist entflohn’!

Schillers Existenz zwischen seinen Lieben, die in der Zeit des Werbens und Sehnens sich mit anschaulichem Detail in seinen Briefen darstellt, wird von nun an nur in großen Zügen unserm Blicke deutlich; aber das Bekenntniß seines Glückes, das oft zu wiederholen er nicht müde wird, hören wir auch jetzt laut und überzeugend erklingen. Den Freunden, den Eltern, den Schwestern schildert er es, ganz empfindet er die reinen Freuden dieser Zeit, und daß er vor einer neuen Epoche seines Daseins steht, erkennt er froh: der Heimathlose besitzt ein Heim, der fremd unter Fremden Irrende sieht vom Frieden der Familie sich umgeben, und alle guten Hausgötter winken ihm zu. ‘Was für ein schönes Leben führe ich jetzt’, ruft er aus. ‘Ich sehe mit fröhlichem Geiste um mich her, und mein Herz findet eine immerwährende sanfte Befriedigung außer sich. Mein Dasein ist in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen mir diese Tage hin. Jetzt erst kann ich sagen, daß ich lebe, weil ich mich erst jetzt meines Lebens freue. Alle meine Wünsche von häuslicher Freude sind in ihre schönste Erfüllung gegangen. Ich bin glücklich mit meiner Lotte’.

Geschichte.

Du glaubst kaum, wie zufrieden ich mit meinem neuen Fache bin. Ahnung großer unbebauter Felder hat für mich so viel reizendes. Mit jedem Schritte gewinne ich an Ideen, und meine Seele wird weiter mit ihrer Welt.

Schiller an Körner.

Aus Schillers Dichten geht sein Studium der Geschichte hervor, und in sein Dichten führt es zurück: vom 'Karlos' gelangt er zum 'Abfall der Niederlande', und die 'Geschichte des dreißigjährigen Krieges' entläßt ihn zum 'Wallenstein'. Pläne und Fragmente, Gewolltes und Gestaltetes, alles fließt hier aus, und bald näher, bald ferner tauchen die Gestalten auf, welche Schillers Schaffen nun beherrschen, bis an seinen Tod: neben Wallenstein tritt Gustav Adolph, der Held epischen Planes; Elisabeth und Maria Stuart spielen ein in die Darstellung der niederländischen und hugenottischen Kämpfe; die Geschichte der 'Malteser' wird dem Dichter vertraut, besser als in den Tagen des Posa; und seine Schilderung sicilischer Zustände läßt an die 'Braut von Messina', der Ausblick aus deutschen und französischen Unruhen auf polnische läßt an 'Demetrius' denken. Mannigfach laufen die Fäden aus und schlingen sich wiederum zusammen; und die Einheit und Vielheit des Interesses zugleich, im Forscher und Dichter, bezeugt sich.

Eine 'Geschichte der merkwürdigsten Verschwörungen und Rebellionen aus mittleren und neueren Zeiten' hatte der werdende Historiker geplant, und Verschwörungen und Rebellionen auch stellt der Dramatiker dar: den Fiesco, den Wallenstein und den Tell

ſchildert dieſer, wie ſie gegen den Dogen, den Kaiſer, den Landvogt rebelliren, die Niederländer, die Liguiſten, den Bedemar und abermals den Wallenſtein ſchildert jener, wie ſie gegen den ſpaniſchen und den franzöſiſchen König, die Republik Venedig und den deutſchen Kaiſer aufſtehen. Noch in Volkſtädt, im Sommer 1788 und ein Jahr vor der Revolution, nennt Schiller das ſpäter 'Abfall der Niederlande' getaufte Werk 'ſeine niederländiſche Rebellion'; und als Aufgabe des Geſchichtsſchreibers erſcheint es ihm: 'entfernte Zeiträume aneinander zu ketten und Revolutionen im Großen zu malen'. Ihn reizten, den Dramatiker, die Augenblicke, da die Geſchichte ſelber zum Drama wird, im Anprall der Leidenſchaften: wo Empörung gegen die ſtaatliche Ordnung den Menſchen zur Freiheit aufruft. Karl Moor, im Sinne des Dichters, war nicht minder ein merkwürdiger Empörer als Karlos, deſſen 'Rebellion' der König entdeckt, als der Verbrecher aus verlorener Ehre, der wider die Geſetze trotzt. Schon der Karlsſchüler hatte aus ſolchem Geiſt Geſchichte anſchauen gelernt in 'ſeinem' Plutarch.

Es giebt Künſtler, deren beſte Probleme im Empfindungs- und Gedankenleben wurzeln: der Dichter des 'Werther', der 'Stella' und des 'Fauſt' iſt von ihnen. Und es giebt andere, deren Pathos der Menſch in der Geſellſchaft iſt, der Widerſtreit von Freiheit des Individuums und Zwang der Allgemeinheit: Schiller gehört unter ſie, mit den 'Räubern' und 'Kabale und Liebe' ſo gut, wie mit dem 'Geiſterſeher' und dem 'Menſchenfeind'. Der Weg von hier aus in die Welt der Geſchichte ſcheint gegeben: der Einzelne und der Staat, im ewigen Kampf der hiſtoriſchen Entwicklung, ruft Schillers Intereſſe auf. Der Accent ruht auf dem Drange des Menſchen zur Freiheit, hier wie dort; und das Urtheil Goethes gilt von Schillers geſchichtlichen Werken nicht weniger als von den poetiſchen: daß durch alle 'die Idee von Freiheit' geht.

Freiheit — nicht ohne Zwang drängt ſich das Wort, oft und oft, in Schillers, des Hiſtorikers, Feder. Das Sinnbild der Freiheit fordert er und erhält er als Titelſchmuck des 'Abfalls der Niederlande':

'Meine Idee ist, einen altdeutschen Hut auf dem Titelblatt anzubringen', so schreibt er, 'dieses ist einfach und ein bekanntes auch gefälliges Attribut der Freiheit'. Die Vignette zeigt dann in der That einen breitkrämpigen Hut auf einer Stange; Jedermann heute muß an den 'Tell' denken. Doch auch dem Dichter lag der Vergleich schon nahe: 'Sechs Menschen waren es', sagt er im 'Abfall', 'die das Schicksal ihres Vaterlandes, wie jene Eidgenossen einst die schweizerische Freiheit, entschieden'.

Aber nicht nur der Abfall der Niederlande ist für Schiller ein Symptom der Freiheit, ein erstes großes Symptom von dem Erwachen der Völker aus mittelalterlicher Verfinsterung, — auch der dreißigjährige Krieg wird ihm zu einem denkwürdigen Kampfe der Freiheit gegen Tyrannei: und das Schlagwort von der Reichsfreiheit ergreifend, hinter welchem der Eigennutz der kleinen Fürsten und die deutsche Haderlust sich klug verbarg, sieht er den 'rächenden Genius der beleidigten Freiheit' Kaiser Ferdinand erwarten, sieht er 'Deutschlands Freiheit der Freiheit Hollands zur Brustwehr dienen'. Der Feind des Absolutismus in jeglicher Gestalt, zu jeder Zeit, ruft hier sein In tyrannos!; und die in der Gegenwart fest wurzelnde Betrachtung findet die Rückkehr zur Gegenwart schnell: 'die Kraft, womit das niederländische Volk handelte', ruft Schiller aus, 'ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufte wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen'. In der neuen Auflage des 'Abfalls', von 1801, ist dies charakteristische Wort getilgt: sei es, weil die französische Revolution, den Dichter schreckend, zwischen dieser Fassung lag und jener, sei es, weil seine ruhiger werdende Betrachtung die Dinge sachlicher anblicken lernte, objectiver.

Denn dieses ist der Verlauf seiner historischen Studien, ihr letztes Resultat und ihr größter Erfolg: daß sie Schiller aus dem subjectiven Pathos der Jugend zur objectiven Betrachtung des historischen Gewordenen führen halfen. Auf Rousseau hatte der Dichter der 'Räuber' als ein geistiges Vorbild geblickt, und Rousseaus Lehre grade war

das vollendete Gegentheil geweſen von hiſtoriſchem Anſchaun: ſie erträumte einen ſeligen Urzuſtand der Menſchheit, von dem die Entwicklung der neuern Zeiten immer weiter und weiter abgeführt, in die Verrottung der Cultur; ſie zog von idealen Forderungen abſtracte Maße ab und trug die heran an die wogende Mannigfaltigkeit der hiſtoriſchen Welt; und ſie vermaß ſich, dieſe Rouſſeauſche Weltanſchauung, geſchichtlich Gewordenes einzig aus dem Gedanken heraus zu meiſtern: zurück zur Natur! gebot ſie, mit ungeſtümem Drängen, und verneinte das Gegenwärtige. Die Oppoſition gegen das Beſtehende, welche Schillers Jugenddramen erfüllt, wurzelt hier; nun aber, an dieſem Wendepunkte der Entwicklung, ward es ſeine Aufgabe: alles Geſchichtliche zu begreifen als ein Nothwendiges. In der großen geiſtigen Bewegung, die vom achtzehnten ins neunzehnte Jahrhundert überführt, gewinnt auch er ſich den Platz: Rouſſeau und Voltaire drüben, Hegel und Ranke hüben bezeichnen die äußerſten Enden der Kette; Kant und Schiller bleiben in der Mitte.

Zwiſchen die pragmatiſche Geſchichtsſchreibung im alten Stil und die Ideale einer neuen Wiſſenſchaft findet ſo Schiller ſich geſtellt. Goethes Spott hat jene, giltig für immer, gezeichnet: ‘Was ihr den Geiſt der Zeiten heißt, das iſt im Grund der Herren eigner Geiſt, in dem die Zeiten ſich beſpiegeln’. Von dieſer ſubjectiven, eng moraliſirenden Betrachtungsart führte der Weg nur mählich zu dem Ideal hiſtoriſchen Begreifens hin, das in Ranke Perſon gewann: ‘ſein Selbſt auszulöſchen’, ward das Streben des größten deutſchen Geſchichtsſchreibers und ſein Ziel nur dieſes: ‘zu zeigen, wie es eigentlich geweſen’. Zu ſo erhaben einfacher Erkenntniß drang Schiller niemals vor; aber doch geht ſeine Forſchung, allen Rückfällen ins Pragmatiſche und Moraliſtiſche zum Trotz, mit immer ſichererem Schritt auf die moderne Sachlichkeit zu.

Nicht bei den Hiſtorikern ſuchte Schiller und fand er die beſte Hilfe: was die Robertſon und Watſon, die Spittler und Schmidt geleiſtet, die Geſchichte aus dem Wuſt der Materialienſammlungen zu einer kritiſchen Wiſſenſchaft zu erheben, war ſeiner Aufmerkſamkeit

gewiß; aber tiefere Anregungen ſchöpfte er da, wo die geſchichtliche Betrachtung an die philoſophiſche anſtieß: bei Montesquieu, bei Gibbon, bei Kant.

Seit Schiller, im Sommer 1787, Kants Abhandlungen zuerſt kennen gelernt, ſeine ‘Idee zu einer allgemeinen Geſchichte in weltbürgerlicher Abſicht’, ſeinen ‘Muthmaßlichen Anfang der Menſchengeſchichte nach philoſophiſchen Begriffen’, waren Kantiſche Grundgedanken in ſein eigenes Denken unvertreiblich eingedrungen. Noch ſollte manche Zeit vergehen, ehe er in der Philoſophie der drei ‘Kritiken’ heimiſch ward; aber ſchon hier, im Vorhof ihrer Weltweisheit, ſtand er begeiſtert, und Rouſſeau überwinden lernte er jetzt. Alles iſt gut, wie es aus den Händen der Natur kommt, alles wird ſchlecht unter den Händen der Menſchen, hatte Rouſſeau gelehrt; Kant, indem er ihn nur zu ergänzen ſchien, verneinte ihn völlig: der Austritt aus dem paradieſiſchen Urzuſtand iſt wohl Verluſt für den Einzelnen, ſo lehrte er, aber Gewinn für die Natur, die ihren Zweck auf die Gattung richtet. Ihm iſt ‘Geſelligkeit der größte Zweck der menſchlichen Beſtimmung’, ein Zweck, der völlig nur zu erreichen iſt in einem allgemeinen kosmopolitiſchen Zuſtande; und zeigen will er, wie der Menſch ‘aus der Vormundſchaft der Natur in den Stand der Freiheit übergeht’. Nicht nur kleinere Aufſätze Schillers, wie jener ‘über die erſte Menſchengeſellſchaft’, folgen dieſen Betrachtungen im Engſten, — auch eine völlige Revolution ſeiner innerſten Anſchauungen geſchieht jetzt: und wie Kant ‘die leere Sehnſucht, das Schattenbild des goldenen Zeitalters’ getadelt, wie er das Rouſſeauſche Verlangen ‘zur Rückkehr in jene Zeit der Einfalt und Unſchuld’ nichtig genannt, ſo wünſcht nun auch der Dichter der ‘Götter Griechenlands’ Heilung ‘von der kindiſchen Sehnſucht nach vergangenen Zeiten’ und ‘die geprieſenen goldenen Zeiten’ will er länger nicht zurückwünſchen. Beruhigt ruht ſein Sinn in der Gegenwart jetzt; und von dem menſchlichen Jahrhundert aus, in dem er lebt, betrachtet er kritiſch die Folge der Epochen. An die Stelle des erträumten Ideals: goldene Zeit, war ein mehr reales getreten, die aufgeklärte Gegenwart; aber über

den Lauf der Jahrhunderte ward nun dieses, ward die 'Vernunft' der Lebenden als Richter gesetzt, und ihr Werth ward entschieden nach dem Maßstab des neuen Tages. Nur um der späteren Generationen willen schienen die älteren dagewesen zu sein, für Schiller wie für Kant: 'aus der ganzen Summe der Begebenheiten', sagt Schiller, 'hebt der Universalhistoriker diejenigen heraus, welche auf die heutige Gestalt der Welt und den Zustand der jetzt lebenden Generation einen wesentlichen Einfluß gehabt haben'. Daß jede Zeit ihr Maß und ihren Werth nur in sich selber haben kann, die Erkenntniß war ihm noch nicht geworden.

Als ein Universalhistoriker stand Schiller vor seinen Jenenser Hörern zuerst da, mit den Forderungen und Anschauungen einer neuen Wissenschaft. Mit großartiger Unbefangenheit, in kühnem jugendlichem Ansturm trat unter die Professoren der Poet; alle Sorge um sein Nichtwissen schien verschwunden; und der akademischen Verzopftheit, der Enge der Bücherwelt, stellte er die freie Weite seines Enthusiasmus beredt entgegen. Schiller, ein armer Gelehrter ohne Gelehrsamkeit, schied, strenger als einer, den Brodgelehrten von dem idealen Forscher, dem philosophischen Kopf, dessen edle Ungeduld das Ganze der moralischen Welt anschauen will; und er faßte es als Aufgabe der Geschichte, darzustellen, was der Mensch in der Gesellschaft zuerst war, und was er wurde: wie er vom Höhlenbewohner, vom Celten und Kanadier zum Denker im Zeitalter der Vernunft aufstieg. Den Urzustand der Menschheit schildert er mit lebhaften Farben, jenen Uebergang von Natur in erste Cultur, der später das Thema seiner Gedichte ward; und gegen diese barbarischen älteren und mittleren Zeiten hält er nun sein menschliches Jahrhundert, in welchem die Schranken der Nationen durchbrochen sind und alle denkenden Köpfe ein weltbürgerliches Band verknüpft. Und deshalb eben, weil auch er als Kosmopolit empfindet, wird ihm die Geschichte zur völkerumfassenden, völkervereinenden Universalgeschichte: als ein Weltbürger, nicht als Unterthan des Spaniers stand Marquis Posa da, und als ein Weltbürger erzählt nun Schiller im Sinne des achtzehnten Jahrhunderts, mit

liberalen Accenten, nicht mit nationalen, von dem Abfall der Niederlande und dem dreißigjährigen Kriege. Ja, der Held seiner niederländischen Geschichte selbst, Wilhelm von Oranien, erscheint ihm als ein Kosmopolit, dem engeren Sinne Egmonts überlegen: er ‚war ein Bürger der Welt', sagt er, ‚Egmont ist nie mehr als ein Fläminger gewesen'.

Oranien ist Schillers Held, nicht Egmont. Goethes Anschauung hatte sich den Egmont zum Helden gewählt, aber doch beide Gestalten mit ruhiger Sicherheit zu formen gewußt, er konnte Egmont und Oranien zugleich schildern, wie er Tasso und Antonio schilderte, den Heißblütigen und den Kaltblütigen, den Dichter und den Staatsmann; für Schiller sinkt der zum Heros untaugliche, lebensfrohe Mann mit seiner ‚redlichen Einfalt und Bravour' ebenso tief herunter, wie Oranien steigt und sich verklärt zum Ideal: der verschlagen berechnende, eigensüchtige Holländer wird zum ‚zweiten Brutus', und Schiller sieht ihn, dem jedes Pathos fern blieb, ‚dem großen Anliegen der Freiheit' sich feierlich weihen.

Oraniens Gegenspieler, der Feind in der Ferne, der alle Fäden lenkt, ist König Philipp. Die Entwicklung, die im ‚Karlos' begonnen, scheint sich hier fortzusetzen: dort war gezeigt, wie die Ereignisse des Dramas erst den König in starre Unerbittlichkeit für alle Zeit hineintreiben; hier wird die Folge jener Katastrophen aufgewiesen und Philipps tyrannische Härte ruft den Gegenschlag nun hervor, die niederländische Rebellion. Dort blickte die beginnende Empörung aus der Ferne ins Drama hinein: ‚der Aufruhr in Brabant wächst drohend an, der Starrsinn der Rebellen heischt starke Gegenwehr'; hier sind wir mitten in den Ereignissen drin — so wie sie Schillers subjectiv formendem Erkennen sich darstellen. Der nächsten Beziehung auf die Gegenwart aber war diese Schilderung gewiß: eben waren in Brüssel die Belgier gegen Kaiser Joseph aufgestanden, und Schillers Stoff ward, wie er sagte, ‚gleichsam Mode und Waare für den Platz'. Auch seinen Lesern stand diese Beziehung auf die Gegenwart vor Augen, und Schillers Vater schreibt einmal mahnend: ‚Da es gegenwärtig

ſcheint, daß die Belgier mit ihrem Herzog, dem Kaiſer, auch einig werden, ſo dürfte es bald Zeit ſein, die niederländiſche Geſchichte fortzuſetzen. . . . Die jetzige Lage der Sachen könnte ja auf einen dritten Theil aufgeſpart werden'.

Iſt ſo das Werk aus Geſichtspunkten des 'Karlos' noch begonnen, ſo entwickelte ſich doch in ihm und mit ihm eine neue Auffaſſung bei Schiller: der Verfaſſer des 'Karlos' klagt an, der Verfaſſer des 'Abfalls' lernt ſachlich ſchildern und geſchichtlich Gewordenes mit ſcharfem Eindringen erklären. Hatte noch der Bauerbacher Flüchtling die 'Schandflecken' der Inquiſition 'fürchterlich an den Pranger ſtellen' wollen, ſo erzählt nun der Hiſtoriker in ruhigerer Haltung, wenngleich mit lebhaft ſchilderndem, ſtarkem Detail von den Opfern der Inquiſition: 'Man will berechnet haben, daß fünfzigtauſend Menſchen, allein der Religion wegen, durch die Hand des Nachrichters gefallen ſind'; und hatte der Mannheimer Dichter gefordert, daß der Character des Königs den Hörer 'ſchmelzen' müſſe, ſo ſoll nun Philipps individuelle Empfindung aus der Betrachtung faſt ausgeſchieden werden, und nur die Stellung des Herrſchers, nicht ſein Charakter ſoll ſein Handeln erklären: 'Eine Monarchie von dieſem Umfange war eine zu ſtarke Verſuchung für den menſchlichen Stolz und eine zu ſchwere Aufgabe für menſchliche Kräfte'. Seine eigene Empfindung aber verbirgt der Erzähler nicht, wie viel maßvoller die Anſchauung auch geworden iſt; bald läßt er ſie mitklingen in leiſeren Tönen, bald drängt ſie vor mit lauter Mißbilligung und Anerkennung, und der Standpunkt des moraliſirenden Beurtheilers wird nicht verlaſſen: 'Die Weltgeſchichte iſt das Weltgericht'.

Zwar nennt er Unparteilichkeit die heiligſte Pflicht des Geſchichtsſchreibers, und weiß die kleinen perſönlichen Motive auf beiden Seiten, den Egoismus des aufſtändiſchen Adels, die Brutalitäten der Bilderſtürmer, mit ſpürendem Blick zu erkennen und aufzuzeigen; aber wo ihn ſittliche Güte ergreift und ſittliche Roheit verletzt, wird ſeine Einſicht ungewiß, und die leidlich behauptete Sachlichkeit flieht, wenn es etwa gilt, den Einzug des Alba in die Niederlande zu ſchildern: 'es

empört die Empfindung', ſagt er, 'wenn man lieſt, wie das Leben der Edelſten und Beſten in die Hände ſpaniſcher Lotterbuben gegeben war'. Die Perſönlichkeit des Schildernden ſpricht mit rhetoriſcher Verve und ertheilt den Ausdruck 'unſerer Bewunderung', 'unſerer Billigung'; und in abſtracter Characteriſtik, frei über die Dinge hinausſchweifend, und räſonnirend, wo er darſtellen ſollte, preiſt er laut den Wilhelm von Oranien, 'dieſen edlen und gerechten Menſchen'. So moraliſtiſche Art der Geſchichtsſchreibung ſetzte ſich in einem andern Kantianer, in Schloſſer, fort, bis weit in unſer Jahrhundert; aber ſchon trat neben Schiller der objective Hiſtoriker hin, Rankes großer Vorläufer: Johannes Müller.

Allein einem andern Rankeſchen Ideal wußte Schiller beſſer nahe zu kommen: der Forderung, daß die Geſchichtsſchreibung 'Kunſt und Wiſſenſchaft zugleich' ſein müſſe. Der große Hiſtoriker, nach ſeinem Geſtändniß an Rahel, hatte einſt daran gedacht, Dramatiker zu werden, und Schiller war vom Drama zur Geſchichte gelangt; darum wurden zu künſtleriſchem Formen beide hingetrieben, und auf dem Grunde ſeiner fleißigen Forſchung weiß Schiller dieſen 'Abfall' aufzubauen, zu exponiren und zu ſteigern, wie nur ein Bühnenwerk. Er ſucht ſich ſeinen Helden, er ſtellt um ihn herum die Mitſpieler und Gegenſpieler auf, und in eindringenden Characteriſtiken entwickelt er vor uns lebendige Menſchen. Die Contraſtfiguren des Dramatikers findet er, oder ſchafft er ſich: den Gegenſatz von Oranien und Egmont liefert der Stoff, den Gegenſatz des ſpaniſchen und des franzöſiſchen Staatsmannes etwa, Granvellas und Mazarins, formt der Erzähler ſich über ein Jahrhundert weg. Er verknüpft die Ereigniſſe feſter, indem er in die Seelen ſeiner Menſchen hinabſteigt; und mehr aus der Beſonderheit der Charactere als aus dem Zwange ſocialer Zuſammenhänge ihr Handeln begreifend, blickt er die Motive ihres Thuns an und exponirt ihr geheimes Wollen gleich im Beginn: als eine 'Kette von Begebenheiten' hatte ſchon der Dichter des 'Karlos' die Geſchichte erfaßt, und in dieſer Kette die fehlenden Ringe zu ergänzen, iſt nun bald Schillers anſchauende Phantaſie und bald ſein ſcharf rechnender Verſtand bereit.

Nur ein Aggregat von Thatſachen überliefert die Geſchichte uns, ſo erkannte er in der Jenenſer Antrittsrede; aber der philoſophiſche Verſtand verknüpft die Bruchſtücke, und weil die Naturgeſetze und ihr Product, der Menſch, unveränderlich ſind, ſo iſt es unſer wiſſenſchaftliches Recht: nach Analogien zu ſchließen und das Fernliegende durch das Gegenwärtige zu erhellen. 'Mit ebenſo viel Vorſicht als Beurtheilung' jedoch will er jene Methode nur zur Anwendung gebracht ſehen; und er zeigt ſo, in der theoretiſchen Erkenntniß modernſter wiſſenſchaftlicher Methoden: des Princips der Analogie, der 'wechſelſeitigen Erhellung', und wiederum in der vorbeugenden Beſchränkung für die Praxis echten hiſtoriſchen Sinn: denn die Geſchichte iſt Beides, 'Wiſſenſchaft und Kunſt zugleich'.

'Gegenwärtiger erſter Theil, der ſich mit dem Abzug der Herzogin von Parma aus den Niederlanden endigt', ſo berichtet Schiller ſeinen Leſern, 'iſt nur als die Einleitung zu der eigentlichen Revolution anzuſehen', und er berechnet, gegen Körner, das ganze Werk auf ſechs Bände. Wenn er über den erſten nicht hinausgelangte, ſo geſchah ſchon hier, was ihm bei allen gelehrten Vorſätzen geſchehen ſollte: weitausholend im Plan, iſt er kurzathmig in der Ausführung. Die 'Ahnung unbebauter Felder' reizt ihn zuerſt zur That, und der Grund zu der Unternehmung wird breit gelegt; doch bald verdrängen neue Entwürfe den alten und jede Vollendung ſtockt. So bleibt der 'Abfall' Fragment, ſo erhalten die 'Hiſtoriſchen Memoires', die den Schillerſchen Ehrgeiz haben, ein breites franzöſiſches Vorbild noch zu 'erweitern', ihre orientirenden Einleitungen erſt nach manchen Vertröſtungen, und auch der 'dreißigjährige Krieg' wird nur in ſchnellen Linien zu Ende gebracht: auf die ausführliche Darſtellung des beginnenden Kampfes, auf die runden Schilderungen im Mittelpunkte, von Guſtav Adolph und Wallenſtein, folgt ein dürftiges Reſumiren nur, und es wird 'einer andern Feder und einem ſchicklichern Platze' nun vorbehalten, mit einer 'Geſchichte des Weſtphäliſchen Friedens' den Stoff zu erſchöpfen.

Nicht die Friedensgeſchichte, die dreißigjährige Kriegsgeſchichte alſo zog Schiller an. Ihn reizte, den Sohn des Lieutnant Schiller,

das bewegte Kriegsſpiel, das um Intereſſen der 'Freiheit' ging, in ſeinem Sinn, und das große Geſtalten, ideale Helden und kühne Verbrecher auf den Plan brachte. Bei den Fürſten und Feldherren verweilt ſeine Schilderung und dringt in die Zuſtände des Volkes, in die geiſtige Welt des Jahrhunderts nicht hinein: zwar den Gedanken einer allgemeinen Culturgeſchichte, welche 'Kirchengeſchichte, Geſchichte der Philoſophie, Geſchichte der Kunſt, der Sitten und des Handels mit der politiſchen in Eins zuſammenfaßt', ſprach Schiller früh aus — aber nur als theoretiſche Ahnung wirft er dieſe Forderung hin, ſeine Praxis weiß nichts davon: ſie verbleibt, im Sinne ſeiner Zeit, bei den Kämpfen, Staatsactionen, Rebellionen. Contraſtfiguren findet er auch hier in Guſtav Adolph und Wallenſtein ſich aus; und ſchon früh ergreifen ihn die Geſtalten, die ſeine Phantaſie, in der hiſtoriſchen Darſtellung, im epiſchen Plan und der Trilogie ſeiner Meiſterjahre, dann wieder und wieder feſthalten ſollten: 'ich habe dieſe Woche eine Geſchichte des dreißigjährigen Krieges geleſen', ſchreibt er, noch aus Dresden, im April 1786 an Körner, 'und mein Kopf iſt mir noch ganz warm davon. Daß doch die Epoche des höchſten Nationen-Elends auch zugleich die glänzendſte Epoche menſchlicher Kraft iſt! Wie viel große Männer gingen aus dieſer Nacht hervor'! Dies alſo, die gewaltige Bethätigung menſchlicher Kraft, der Widerſtreit der Großen gegeneinander, begeiſtert, wie den Tragiker, ſo den Geſchichtsſchreiber, und noch immer ſind es die 'kühnen Tugenden oder Verbrechen', welche Schillers Phantaſie vor allem anziehen. Und zuletzt iſt es doch der Verbrecher, nicht der Tugendhafte, deſſen Geſtalt dämoniſch lockt: darum bleibt das Epos von Guſtav Adolph ungeſchrieben, und der Dichter des 'Fiesko' wird zum Dichter des 'Wallenſtein'.

Beherrſchend ſtehen dieſe beiden Geſtalten, der böhmiſche Edelmann und der ſchwediſche König, inmitten des Buches dar, und nicht Einer der Fürſten, Helden und Staatsmänner, deren Bild die Schilderung heraufbringt, weder Ferdinand von Oeſterreich und Maximilian von Bayern, noch Mansfeld, Tilli, Oxenſtiern tritt dem Intereſſe des

Erzählers ſo nahe, wie Wallenſtein und Guſtav Adolph. Zwar im Beginn iſt Wallenſtein ohne tiefere Sympathie noch angeſchaut: wie ein anderer Alba und Tilli ſteht er da, ruchlos und finſter, ſein zügelloſer Ehrgeiz wird dargeſtellt ohne alle Milderung, und er erſcheint als ein ſelbſtſüchtig Strebender, der die Vortheile ſeines Herrn ohne Bedenken den eigenen Plänen aufopfert: denn keinen Menſchen, heißt es, ‘ſollte der Kaiſer, in ganz Deutſchland mehr zu fürchten haben, als — den Einzigen, dem er dieſe Allmacht verdankte’. Je mehr aber Schiller in der Arbeit vorrückte, deſto menſchlichere Züge gewann ihm der Friedländer; und während Guſtav Adolphs ins Ideale gerückte Bild, trotz allem, abſtract und nebelhaft blieb für den Hiſtoriker wie den Epiker, geſtaltete ſich Wallenſteins Schickſal zum Drama ſichtbarlich aus. Jetzt erſt, in deutlichem Unterſchied von der Darſtellung des Beginns, erſcheint der Tag von Regensburg, der den Helden herabſtürzte von ſeiner Allmacht, als die tragiſche Wende ſeines Lebens, und einen andern ‘Verbrecher aus verlorener Ehre’ ſieht Schiller ihn vor ſich ſtehen: ‘der Raub, der an ihm ſelbſt verübt worden’, ſagt er, ‘machte ihn zum Räuber. Durch keine Beleidigung gereizt, hätte er folgſam ſeine Bahn um die Majeſtät des Thrones beſchrieben; erſt nachdem man ihn gewaltſam aus ſeinem Kreiſe ſtieß, verwirrte er das Syſtem, dem er angehörte und ſtürzte ſich zermalmend auf ſeine Sonne’. Was Schiller vom Geſchichtsſchreiber theoretiſch gefordert, eben in dem ‘Verbrecher aus verlorener Ehre’, ſuchte er nun zu erfüllen: ‘wir müſſen mit dem Helden bekannt werden, e h er handelt’, ſagte er dort. ‘An ſeinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an ſeinen Thaten, und noch weit mehr an den Quellen dieſer Gedanken, als an den Folgen jener Thaten’. Die Geſchichte im alten Sinne erweitert er ſo durch neue Pſychologie, und Wallenſtein ſelbſt, im Gedicht, muß die Erkenntniß Schillers wiederholen:

Hab ich des Menſchen Kern erſt unterſucht,
So weiß ich auch ſein Wollen und ſein Handeln.

Von hier aus conſequent fortſchreitend, vollzieht Schiller nun das, was er die ‘Rieſenarbeit der Idealiſirung’ nennt; und wir ermeſſen

den ganzen weiten Weg zwiſchen Ausgangspunkt und Endpunkt, wenn wir des Hiſtorikers erſte Schilderung mit der entzückten Anſchauung des Max Piccolomini etwa vergleichen: des Herzogs ‘reine, edle Züge, die hoheitblickende Geſtalt’ preiſt dieſer, jener aber ſagte: ‘Wallenſtein war von großer Statur und hager, gelblicher Geſichtsfarbe, röthlichen kurzen Haaren, kleinen aber funkelnden Augen. Ein furchtbarer, zurückſchreckender Ernſt ſaß auf ſeiner Stirn. Das wenige, was er ſprach, wurde mit einem widrigen Tone ausgeſtoßen’.

Breitgedehnt und wechſelnder Mühen voll iſt der Weg, der von jenem hiſtoriſchen Beginn zu dieſem poetiſchen Ende hinführt: durch ein volles Jahrzehnt ſeines Lebens hat der dreißigjährige Krieg und ſein Held Schillers Intereſſe feſtgehalten. Im December 1789 kündigt Schiller das Geſchichtswerk, als einen einfachen ‘Aufſatz’, dem Freunde an: ‘die Arbeit iſt leicht’, ſchreibt er an Körner, ‘da der Stoff ſo reich und die Behandlung bloß auf die Liebhaber zu berechnen iſt’; im März 1799 legt er die Feder weg, welche das Drama beendigte. In drei Abtheilungen bewältigt er die hiſtoriſche Arbeit: Sommer 1790 iſt der junge Ehemann eifrig über dem erſten Theil und führt die Darſtellung von den beginnenden Unruhen in Böhmen, über Tillis und Wallenſteins erſte Erfolge weg, über den Tag von Regensburg und den Sturm von Magdeburg, bis zum großen Siege Guſtav Adolphs bei Breitenfeld; September 1790 wandert dies Manuſcript zu Göſchen, und erſcheint im hiſtoriſchen Kalender für Damen auf 1791. Schwere Krankheit dann läßt Schiller im nächſten Jahr nur ein Geringes vorrücken, und erſt der Kalender 1793 bringt die Höhepunkte des Werkes, ſo wie Schiller ſie ſah: den Kampf der beiden Größten, Guſtav Adolphs Sieg und Fall bei Lützen, Wallenſteins Macht und Untergang; aber grade in dieſen Jahren des Leides, der ſtockenden Arbeit wuchs ihm aus der Geſchichte die Dichtung auf, und als er im September 1792 an Körner erleichtert ſchrieb: ‘Wünſche mir Glück! Eben ſchicke ich den letzten Bogen Manuſcript fort. Jetzt bin ich frei und ich will es für immer bleiben’ — da war ihm dennoch gewiß, daß er nur die Behandlungsart, nicht den Stofffreis jetzt

wechſeln würde: die Feder 'juckt' ihm nach dem Wallenſtein, ſo bekennt er, und ſchon dem Plane nachzudenken, dünkt ihn 'ein großes Feſt'.

Bloß auf die Liebhaber war die Schilderung des dreißigjährigen Krieges zu berechnen, ſo geſtand ſich Schiller im Beginn der Arbeit: er ſchrieb für einen 'Damenkalender', und hatte er mit dem 'Abfall' gelehrte Anſprüche erfüllen gewollt durch eifriges Quellenſtudium, ſo faßte nun der auf Grund eben jener Studien Profeſſor zubenannte Schriftſteller nicht eigene Forſchung, ſondern eigene Darſtellung als die Aufgabe. Volle vier Jahre, nachdem er ſeine Schilderung abgeſchloſſen, im November 1796, findet er es an der Zeit, an das Studium der Dinge ganz von Neuem und recht eigentlich erſt heranzugehen: 'Die Lectüre der Quellen zu meinem Wallenſtein', ſchreibt er, 'beſchäftigt mich jetzt ausſchließend; ich kann dieſem Gegenſtand ſchlechterdings nicht anders beikommen, als durch das genaue Studium der Zeitgeſchichte'; und in der That hat der nachprüfende Hiſtoriker häufigen Anlaß, Schillers Läſſigkeit zu bemerken, ſelbſt im Erſchöpfen der ihm zugänglichen Quellen. Des Beifalls ſeiner Leſerinnen und Leſer war er dennoch gewiß, und begeiſtert preiſen ihn öffentliche Urtheile als den 'größten deutſchen Geſchichtsſchreiber'; 7000 Exemplare des Werkes fanden ſogleich Abnehmer und bis in unſre Zeit hat es ſeine breite, populäre Wirkung geübt. Hatten bisher 'der Mann oder das Frauenzimmer, die leſen, um ſich zu unterhalten', zu den hiſtoriſchen Arbeiten der Ausländer greifen müſſen, ſo empfingen ſie nun dankbar von Schiller, als einem der erſten Deutſchen, mannigfach belebte, weltmänniſch geſchmackvolle Darſtellungen nach ihrem Wunſch; und die Rückſicht auf die 'Mitbürgerinnen', wie Schiller ſagt, hält ihn zurück von der Verſenkung in das diffuſe Detail der 'Negotiationen'. Nicht ohne tieferen Sinn ſcheint dieſe Arbeit für den Damenkalender dazuſtehen, am Beginn ſeiner neuen Schaffenszeit: der Verfaſſer der 'Räuber', wie er mit Männern lebte, dichtete für Männer; der liebende Freund der Schweſtern Lengefeld will bei edlen Frauen erkunden, was ſich ziemt. Das Derbe, Craſſe, Gewaltſame, die Brutalität des Lebens ſchwindet aus ſeinem Darſtellen nun,

und die Beschränkung auf das Schickliche, auf das, was Damen hören können, verfeinert es zugleich und verdünnt es.

An die gebildeten Deutschen, nicht an die Fachleute allein wendet sich auch das dritte große Unternehmen des Historikers Schiller, die Sammlung der 'Memoires', in denen er, als ein Vorläufer Rankes, Berichte von Augenzeugen, oder doch Zeitgenossen geschichtlicher Ereignisse sammelt, und sie durch weitgreifende allgemeine Einleitungen in den Zusammenhang der Entwicklung einstellt. Den Dichter in ihm erfreut die Anschaulichkeit dieser Schilderungen, ihre 'Mine von Wahrheit' und die Unmittelbarkeit der Beobachtung, welche 'den Helden wieder zum Menschen macht'; damit aber über dem Einzelnen nicht das Ganze verloren gehe, zieht der philosophirende und moralisirende Betrachter die verbindenden Linien durch die Folge der Zeiten und ergänzt die trocken scheinende Sachlichkeit der Quellen durch seine geistreichen Subjectivitäten. Hatte Schillers Studium bisher der neueren Geschichte nur gegolten, so erschließt sich seinem Erkennen und somit seinem Dichten jetzt auch die Welt des Mittelalters: der künftige Verfasser der 'Jungfrau' und der 'Braut' handelt über 'Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter', und er erkennt die 'Thorheit und Raserei' dieser Zeiten als nothwendige Bedingungen, das Glück der Gegenwart zu gründen: 'seine Menschheit findet der Pilger in Asien wieder und den Samen der Freiheit bringt er seinen europäischen Brüdern mit'. Wie viel Schiefes auch im Ganzen und Einzelnen dieser Anschauung noch steckte, für die deutsche Forschung bedeutete sie ein neues Moment geistreicher Anregung, und Schiller selbst empfand auf das Stärkste, wie entscheidend er hier über die Trockenheit und Aermlichkeit der Mitstrebenden aufstieg: 'Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht' schreibt er an Caroline, im November 1789; 'nie habe ich soviel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen, es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutschen Welt ist, der grade das hätte schreiben können als ich'. In der gleichen Richtung, mit noch stärkerer Hingabe an die

Glaubenswelt des Mittelalters, bewegt ſich Schillers Einleitung zur ‘Geſchichte des Maltheſerordens’; und wenn er auch von der unbedingten geiſtigen Ueberlegenheit ſeiner Epoche noch überzeugt bleibt — er feiert doch in ſchwungvollen Worten ‘jene praktiſche Stärke des Gemüths, einem bloß idealiſchen Gut alle Güter der Sinnlichkeit zum Opfer zu bringen’: ‘können wir, ihre verfeinerten Enkel’, fragt er, ‘uns wohl rühmen, daß wir an unſere Weisheit nur halb ſo viel, als ſie an ihre Thorheit wagen’? Wie am Scheidewege der geiſtigen Welten ſteht Schiller hier: die Freude an dem Zeitalter der Vernunft, das es ‘ſo herrlich weit gebracht’, will verblaſſen, und der freigewordene Schüler Kants ſchlägt den Pfad von der Aufklärung zur Romantik. Der Dichter der ‘Räuber’ einſt hatte das ‘ſchlappe Kaſtratenjahrhundert’ zwar geſcholten, er hatte zu den Helden ſeines Plutarch ſehnſüchtig emporgeblickt, aber in der modernen Welt doch lebten ſeine Geſtalten; der Dichter von ‘Kabale und Liebe’ hatte an der Geſellſchaftsordnung der Gegenwart gerüttelt, aber nur ſie dennoch geſchildert; nun aber entſagt Schiller für immer der Darſtellung moderner Zuſtände, um einer Vorzeit ſich zuzuwenden, in der er die ‘thatenreifende Energie des Charakters’ wirkſam erblickt, ‘überraſchende Wechſel des Glücks und wundervolle Kriſen’: und was der Hiſtoriker in den Memoiren und Folianten gefunden, das ſuchte dann der Dichter zu lebendigen Menſchen zu erwecken: ‘ſchöne Bilder jener kraftvollen Zeiten, wo perſönliche Größe noch etwas ausrichtete, Tapferkeit Länder errang und Heldentugend ſelbſt auf den Thron führte’. Die Geſtalten des Wallenſtein und des Max, des Mortimer und der Jungfrau erwachſen auf dieſem Boden idealiſirender Erkenntniß, und wie das Motto einer Zeit voll heroiſcher Thaten und heroiſcher Opferung ſchwebt über allen jenes Wort des ‘Wallenſtein’:

Und ſetzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen ſein.

Die Krankheit.

Wann der Körper leidet, ſo leiden auch mit ihm die Kräfte der Seele, und der Wille wird durch Leibesſchwachheiten öfters gehindert, in Erfüllung zu gehen.

Cleve Schiller.

Es iſt der Geiſt, der ſich den Körper baut.

Wallenſtein.

Noth und Unraſt waren Schillers Begleiterinnen geweſen, ſeit er die Heimath floh und einen Oreſt, den die Eumeniden jagen, hieß er ſich, bis er im Hain der Diana Frieden fand: Lottens Liebe erlöſte den Ruheloſen. Aber kaum daß die Noth ihn gelaſſen und Glück des Hauſes den wandersmüden Mann umſchloſſen hatte, drang neue Sorge mit ungeſtümem Pochen ins junge Heim ein: Schillers Lebensgeſchichte wird eine Krankengeſchichte nun, und der mit ſtarkem Willen raſtlos ringt, unterliegt zuletzt doch dem Zwange der Körperlichkeit, vor der Zeit.

Noch kein Jahr ſeiner Ehe war vollendet, als der erſte Anfall Schiller traf: in Erfurt, am 3. Januar 1791. 'Ruhig und hell', wie dieſe Zeit begonnen, war ſie weitergeſchritten, von ſchwerer, gelehrter Arbeit hatte Schiller an der Seite ſeiner Lotte, in den vertrauten Orten erſter Liebe, zu Rudolſtadt, ausgeruht, und ein neues Intereſſe war, ihn ſelbſt überraſchend, in ihm wachgeworden: ſeit dem Mai 1790 las er, neben dem hiſtoriſchen Colleg, eines das die Theorie der Tragödie behandelte. Den Studien für die Memoiren, für den 'dreißigjährigen Krieg', treten die aeſthetiſchen zur Seite und gewinnen ſchnell Schillers ganzes Intereſſe: 'ich entdecke viele

Erfahrungen', ſagt er, 'die die Ausübung der tragiſchen Kunſt mir verſchafft hat und von denen ich ſelbſt nicht wußte, daß ich ſie hätte'. Immer mehr wird ihm jetzt das geſchichtliche Studium eine Laſt, die er abzuwerfen dennoch außer Stande iſt: und wenn ihn einſt ſein College Heinrich hatte wiſſen laſſen, daß er nicht als 'Profeſſor der Geſchichte', ſondern als 'Profeſſor der Philoſophie' nach Jena gerufen ſei, ſo erfüllt er nun in der That aus ſich heraus, was Heinrich gefordert: aus dem Hiſtoriker Schiller wird der Philoſoph. Den verdoppelten Anforderungen zweier Wiſſenſchaften zu genügen, ſpannt ſich ſein Arbeitstag bis auf vierzehn Stunden aus; und weil ihm die Mühen um den dreißigjährigen Krieg 'verdrüßlich' ſind, drückt das entfremdete Studium um ſo härter auf ſeine Seele: 'ich genieße mich ſelbſt, und alles was ich zu mir rechne nur halb, nur flüchtig', ſagt er. 'Ich bin ganz in meine Geſchäfte verloren, und ſo daß oft ich mich ſelbſt dabei verliere'. Ein Herbſtaufenthalt in Rudolſtadt gab kurze Raſt, aber ſchon ſehnte Schiller ſich von Neuem in die Arbeit: 'Zwölf Tage' ſchreibt er am 1. November an Körner, 'brachte ich mit Eſſen, Trinken und Schachſpielen oder Blindekuhſpielen zu. Ich wollte ganz feiern und die Erholung hat mir wohlgethan, obgleich ſie mir gegen das Ende unerträglich wurde. Lange kann ich den Müſſiggang nicht ertragen'. Mit ernſter Beſorgniß ſahen die Freunde ſo angeſtrengtem Mühen zu, und Göſchen ſchrieb an Wieland: 'Entweder führt der neue Stand Schillern zur Stetigkeit und Ordnung, oder die neuen Sorgen, die verdoppelten Bedürfniſſe des Lebens drücken ihn zu Boden. Ich lebe hierüber in einer Unruhe, welche mich bei keiner Art von Theilnehmung je angewandelt hat. Ich habe nur wenig Menſchen ſo geliebt, als dieſen'.

Die Befürchtungen der Freunde ſollten eintreffen, und ſchlimmer als ſie gemeint. Dreimal in kurzer Friſt kam Krankheit über Schiller und er ſchwebte zwiſchen Leben und Sterben. War ſchon ſeine Kindheit von mancherlei Anfällen nicht frei geweſen, ſo hatte er in den Aengſten der Flucht den Grund gelegt zu ſchwererem Leiden; auf das bewegte Fieberjahr von Mannheim waren die Weimarer und Jenaer

Arbeitsjahre gefolgt, die in gewaltiger Anspannung den Zögling schwäbischer Uncultur auf die Höhe der Zeitbildung tragen mußten: nun war die Grenze jeder Möglichkeit erreicht und Schillers starke Natur wollte erliegen. Mitten im Concert, beim Erfurter Dalberg, faßte ihn die Krankheit, und in einer Sänfte wurde er fortgetragen; der Arzt, mehr bedacht, ihn wieder hoffähig zu machen, als ihn zu heilen, drängte das 'heftige Katarrhfieber' gewaltsam zurück, und als Schiller am 11. Januar wieder in Jena eintraf, glaubte er sich geheilt und ließ Lotte noch in Weimar, bei Frau von Stein. Aber gleich nach seiner Heimkunft, als er die Vorlesungen aufnahm, erneute sich der Anfall: mit zitternder Hand, in unsicheren Zügen schrieb Schiller an Lotte, noch bedacht in aller Pein sie zu schonen, ob seine Schrift gleich das Schlimmste ihr verraten mußte: 'Es wäre mir gar lieb, mein Herz, wenn du gleich nach Empfang dieses Briefes einen Wagen nähmest und hierher führest. Meine Krankheit ist wieder gekommen, dich länger zu vermissen wäre mir schmerzhaft. Gefahr hat es keine mehr. Stark ließ mir eine tüchtige Aderlässe thun, und auf das hat das Fieber sich in etwas gebrochen. Grüße die Stein, leb recht wohl, und laß mich dich ja heute noch bei mir sehen'.

Mehr als fünf Wochen währte es, ehe Schiller wieder nach alter Art mit seinem Körner plaudern konnte; und noch ließen ihn fortdauernde Schmerzen auf der Brust zweifeln, ob die Krankheit gehoben sei. Die Mittel einer primitiven Arzneikunst, Aderlässe, Blutigel und Vesicatorien auf der Brust, hatten ihm 'Luft verschaffen' müssen, er hatte Blut gespieen und die 'üble Einmischung des Unterleibs machte das Fieber complicirt'; purgiren und vomiren schwächten ihn aufs Aeußerste, die kleinste Fortbewegung zog ihm Ohnmachten zu und sein Zustand wurde zu Zeiten so bedenklich, 'daß ihm der Muth ganz entfiel'. Erst acht Tage nach Aufhören des Fiebers vermochte er einige Stunden außerhalb des Bettes zuzubringen, und es dauerte lang, bis er am Stock nur eben herumgehen konnte. Thüringens Rauhheit, wie sie die Krankheit hatte entwickeln helfen, hemmte noch die Heilung, und die Versuche Schillers, sich in die Winterluft zu

wagen, geriethen übel. Die treue Pflege der Nächſten, Lottens, Carolinens und der chère mère, half dem Kranken das Schlimmſte überſtehen: ‘wohl Dir, daß Du eine ſo brave Gattin gefunden haſt!’ rief Körner aus, ‘ohne ihre Sorgfalt hätteſt Du ſchwerlich gerettet werden können’. Aber auch die Freunde in Jena und Weimar, Schillers Hörer, deren einige ihm näher gekommen waren, bezeugten in ihrem herzlichen Antheil die allgemeine Verehrung, die Schiller genoß; ſie wetteiferten in der Krankenpflege, und der Patient ſelber meldete gerührt: ‘ſie ſtritten ſich darüber, wer bei mir wachen dürfte, und einige thaten dieſes dreimal in der Woche. Zu meiner Stärkung ſchickte mir der Herzog von Weimar ein halb Dutzend Bouteillen Madeira, die mir neben ungariſchem Weine vortrefflich bekamen’.

Kaum aber war das Schwerſte überwunden, ſo ſtand auch Schillers Thätigkeitsdrang wieder lebendig auf: und in demſelben Schreiben, welches von der Krankheit berichtet, entwickelt er ſogleich ſeinem Körner neue Gedanken und wogende Pläne. Zwar die Vorleſungen will er weder jetzt noch im Sommer wieder aufnehmen, und die günſtige Stimmung des Weimarer Hofes für ihn will er klug dahin nutzen, daß ihm völlige Freiheit in Zukunft bleibt, zu leſen und auch nicht zu leſen; aber für den Winter hat der vom Tode Erſtandene den Arbeitsplan bereits fertig, und nicht in der Univerſität, ſondern in einem Privatiſſimum auf ſeiner Studirſtube, will er ‘förmlich Aeſthetik leſen’. Die Arbeit zum hiſtoriſchen Kalender, zur Thalia, zu den Memoiren lief nebenher; in den Mußeſtunden aber will der raſtloſe Mann dem Plan zu ſeinem Trauerſpiel nachdenken, das ihn eben in dieſer Krankheitszeit ‘ſehr beſchäftigt’ hat.

Und immer ergreifender nun, immer fortreißender ſiegt in Schiller das Geiſtige über die Sorgen der Leiblichkeit; ſein Wille, die ganze Weite der neuen Cultur zu umſpannen, wird ſchwächer nicht, nein mächtiger, und ihn erfaßt, wie ſorgſam er bis nun der philoſophiſchen Lehre von Königsberg ausgewichen, mit ganzer Gewalt, inmitten der Leidenstage, Immanuel Kants Genius. ‘Du erräthſt wohl nicht, was ich jetzt leſe und ſtudire’? fragt er den Freund, am

5. März 1791. 'Nichts schlechteres als Kant. Seine Kritik der Urtheilskraft reißt mich hin durch ihren lichtvollen geistreichen Inhalt und hat mir das größte Verlangen beigebracht, mich nach und nach in seine Philosophie hineinzuarbeiten'. Solchen Vorsatz zu erfüllen, war Schiller in Jena recht am Platz, und er erlag nur dem Genius des Orts, als er die Antipathie des Laien gegen das neue Evangelium um eindringendes Verstehen eintauschte. Hier legte Reinhold faßlicher auseinander, was der Meister in schwerer Philosophensprache nur gesagt, und Kritik der reinen Vernunft, Kritik der Urtheilskraft klang es durch Jenas Gassen. Der Geistliche selbst, der Schiller in die Ehe geführt, Adjunct Schmidt, war ein Kantianer. Die seltsame Gewalt, mit der die neue Lehre die Seelen ergriff, bezeugte mancher Wanderer, der aus fertigen Verhältnissen, aus fernen Gegenden gepilgert kam, sie besser zu erkennen; auch in Schillers Krankenstube traten sie ein, der Arzt und Philosoph Erhard aus Nürnberg, der Baron Herbert aus Klagenfurt: 'ein Mann an die Vierzig', so erzählt Schiller, 'der Weib und Kind hat, eine Fabrik in Klagenfurt besitzt und nach Jena reiste, Kantisch-Reinholdsche Philosophie zu studiren. Er soll seinen Zweck erreicht haben und einen sehr gereinigten Kopf mit nach Hause bringen'.

So nah waren in anregendem Verkehr diese Hörer ihrem Professor gekommen, daß sie, Erhard, die Liefländer Graß und Adlerskron und andere Freunde Schiller folgten, als er Ende März nach Rudolstadt übersiedelte; in heiterer Geselligkeit machten sie ihn die erzwungene Ferienzeit überstehen, und obgleich die Beschwerden nicht wichen, schrieb er an Körner, den 10. April: 'Mein Gemüth ist heiter und es soll mir nicht an Muth fehlen, wenn auch das Schlimmste über mich kommen wird.'

Das Schlimmste kam. Vier Wochen später, am 7. Mai, brach der dritte, gefährlichste Anfall aus, und die Qualen des Kranken wurden 'fürchterlich', nach seinem Wort: eines Tages, als er den Tod nahe glaubte und die gepreßte Brust das Sprechen verbot, schrieb er letzte Abschiedsworte an Körner, und auf einen Zettel an seine

Lieben zeichnete er die Mahnung auf: 'Sorgt für eure Gesundheit, ohne diese kann man nie gut sein'. Seine Ärzte, Conradi in Rudolstadt und der aus Jena herbeigeholte Hofrath Stark thaten, was sie zu thun wußten; wieder wurden Aderlässe angewendet, Opium und Zugpflaster, aber der spannende Schmerz auf der rechten Brust erhielt sich unverändert, trotz aller Krisen. Beide Ärzte glaubten, daß nur Krämpfe im Unterleib und im Zwerchfell zu Grunde lägen, daß die Lunge jedoch gesund sei; Schiller selbst scheint zwischen Hoffnung und Besorgniß geschwankt zu haben, aber sein Muth blieb stark durch alles Leiden, und in gefaßter Männlichkeit blickte er dem Aeußersten entgegen: 'Dieser schreckhafte Anfall hat mir innerlich sehr gut gethan', schrieb er, den 24. Mai. 'Ich habe dabei mehr als einmal dem Tod in's Gesicht gesehen. Den Dienstag besonders glaubte ich nicht zu überleben; jeden Augenblick fürchtete ich der schrecklichen Mühe des Athemholens zu unterliegen. . . Im heißen Wasser wurden mir die Hände kalt und nur die stärksten Frictionen brachten wieder Leben in die Glieder. . . . Mein Geist war heiter und alles Leiden, was ich in diesem Momente fühlte, verursachte der Anblick, der Gedanke an meine gute Lotte, die den Schlag nicht würde überstanden haben'.

Wie Lotte dem Gatten nahe war in dieser Zeit, und wie er sich emporrichtete an ihrer treuen Liebe, davon hat Karl Graß aus später Erinnerung erzählt, in einem schönen Brief an Lotte selbst: 'Ich befand mich in Schillers Zimmer', so schreibt er, 'und hatte mir das Bild des Leidenden, und das Edle und Große, welches seine Züge umschwebte, tief eingeprägt. Er lag da, leicht entschlummert, wie ein Marmorbild. Sie befanden sich im Nebenzimmer, wo ich Ihnen die Schillersche Uebersetzung der Aeneide vorgelesen hatte, und von Zeit zu Zeit kamen Sie an die Thür, sich nach Schillern umzusehen. Sie sahen ihn also daliegen und nahten leise auf bloßen Strümpfen, und ebenso leise knieten Sie mit gefalteten Händen vor seinem Bette hin. Ihr loses dunkles Haar floß über die Schulter. Still weinte Ihr Auge. Der Kranke schlug indessen die Augen auf. Er erblickte Sie; mit Leidenschaft umschlangen plötzlich seine Arme Ihr Haupt, und so

blieb er auf Ihrem Nacken ruhen, indem ihn die Kraft von Neuem verließ'. Und auch Schiller selbst wird nicht müde, das Glück seiner Ehe, inmitten allen Leidens, fort und fort zu preisen: 'Wären wir beide nur gesund', schreibt er, 'wir brauchten nichts weiter um zu leben wie die Götter. Meine Krankheit hat uns so aneinander gewöhnt, daß ich Lotte nicht gern allein lasse. Auch mir macht es, wenn ich auch Geschäfte habe, schon Freude, mir nur zu denken, daß sie um mich ist; und ihr liebes Leben und Weben um mich herum, die kindliche Reinheit der Seele und die Innigkeit ihrer Liebe, giebt mir selbst eine Ruhe und Harmonie, die bei meinem hypochondrischen Uebel ohne diesen Umstand fast unmöglich wäre'. Neben Lotte hielt Carolinens treue Neigung Stand; und es ist wiederum Karl Graß, welcher an Schiller schreibt: 'Ich kann Ihnen nicht meine Empfindung über die Liebe dieser trefflichen Schwestern unter einander und zu Ihnen bergen. Es war mir oft, als ob Sie, wie der alte Graf von Gleichen, laut der Sage zwei Frauen hätten'. Während aber Lottens weibliche Sorge den Kranken mit weicher Hand behütete, führte Caroline, nach ihrer Art, mit Schiller Gespräche über die Unsterblichkeit der Seele und suchte in der Kritik der Urtheilskraft Stützen für den Glauben ihres Herzens: 'daß solch ein Wesen in der Blüthe seiner Kraft nicht enden könne'.

Langsam nur, unter manchen Schwankungen, glückte Schillers Besserung; und während die Nachricht seines Todes schon in der Welt umlief, unternahm er es, von Frau und Schwägerin begleitet, in Karlsbad Heilung zu suchen. Wieder verstummt er gegen Körner, und aus dem beredten Schweigen nur vernehmen wir die Qualen dieser Zeit. Kurze Juliwochen brachte er in Karlsbad zu, und die Bekanntschaft mit österreichischen Offizieren, so erzählt Caroline, 'gab ihm neue Ansichten dieses Standes, in den er, seines Wallensteins wegen, gern hineinschaute'. Im Rathhaus zu Eger sah er Wallensteins Bild, und auch das Haus der Familie Pachelbel, wo Wallenstein ermordet worden, besuchte er. Gesellig, nach seiner Neigung, lebte Schiller auch in Karlsbad fort, er fand 'sehr werthe Bekannt-

ſchaften', und ſein Bild aus dieſen Tagen hielt Reinhart feſt, in ſeiner Miſchung von Badelaune und Lebensernſt: auf einem Eſel ſitzt Schiller läſſig da, mit Stulpenſtiefeln und breitgeränderem Schlapphut, die dampfende Pfeife im Mund; die leidenden Züge, die eingeſunkenen Wangen zeigen den todtkranken Mann an, aber auch den Gleichmuth des in ſich Gefeſtigten ſprechen ſie aus, der hinter das verſchleierte Bild ſchon geblickt, und der mit gefaßtem Sinne jedem Kommenden begegnet.

Aus Erfurt endlich meldet Körners Correſpondent ſich wieder, am 6. September; allein noch immer halten die 'Krampfzufälle' und die Athemnoth an, und der Egerbrunnen, den Schiller jetzt nimmt, ſchafft nur in ſo weit Beſſerung, daß er zwei, drei Stunden den Tag ein wenig leſen kann, ohne ſich anzugreifen. Mit Dalberg lebt er angenehme Zeiten; doch nur ungewiſſe Vertröſtungen in die Zukunft hat der wohlwollende Mann ihm zu bieten, und als die Sorge für das Nächſte entſteht, räth er ihm vorſichtig — an Carl Auguſt ſich zu wenden. Schiller folgte dem Rath, aber ſein Geſuch hatte nur einen halben Erfolg; die feſte Erhöhung des Gehalts mußte der Herzog bei allem guten Willen dennoch abſchlagen und gewährte bloß den einmaligen Zuſchuß von 250 Thalern. Dabei berechnete Schiller die Koſten dieſes ſchlimmen Jahres auf 1400 Thaler, und ungewiß ſtand die ſchriftſtellernde Zukunft vor ihm: wieder drückte die Sorge um den 'gelben Quark', und Schiller, der Ehemann, war der leichtgemuthe Borger von ehemals nicht mehr: ſelbſt Körners ſtetsbereite Hilfe wies er ab, er wollte Herr ſein in ſeinem Hauſe und über ſein Gut.

Aber wie ihm einſt in Mannheim, über die Breite von Deutſchland hinweg, Körners rettende Hand unverhofft erſchienen, ſo kam nun zum andern Male dem Kranken eine plötzliche Hilfe, der er ſich nicht verſagte: aus dem äußerſten Ende deutſcher Cultur, von Kopenhagen her boten begeiſterte Leſer dem Dichter des 'Karlos', dem Verfaſſer des 'dreißigjährigen Krieges' eine freie Gabe thätiger Liebe dar. Die Todesnachricht, die im Sommer ausgegangen, war auch zu jenen däniſchen Verehrern gelangt, zu Baggeſen, einem unruhig gährenden,

enthusiastischen Geiste, zum Minister Grafen Schimmelmann und dem Erbprinzen von Augustenburg, zwei Deutschen von Geburt, die eben durch Baggesen in Schillers Schaffen ganz waren eingeführt worden. In einer empfindsamen, tagelangen Todtenfeier zu Hellebeck, am 'donnerrollenden' Meer, gedachte man, während Schillersche Verse citirt wurden und verkleidete Hirtenpaare idyllische Tänze aufführten, während Baggesen singen ließ, nach dem Vorbild des Liedes 'An die Freude':

Unser todter Freund soll leben,
Alle Freunde stimmet ein!

— man gedachte unter Thränen Schillers, des Entschlafenen; aber als man erfuhr, daß der Todtgeglaubte dennoch lebe, und daß Sorgen der Existenz ihn bedrückten, da blieb man nicht bei den schönen Sentiments Dalbergisch stehen, man schritt zur That, dem Dichter, der von Freude begeistert gesungen, zu lohnen mit der Freude Götterfunken, und der Erbprinz und der Graf, von Baggesen angeregt, vereinigten sich zu einem Anerbieten seltenster Art: auf drei Jahre stellten sie Schiller ein Gehalt von tausend Reichsthalern zur freien Verfügung, daß er seine Gesundheit schone und wiederherstelle.

'Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann', so hob ihr Brief an; und dieses gleich im Beginn bezeugte Weltbürgerthum der Freunde, ihr allen humanen Ideen der Zeit zugewandter Sinn mußte lebhaft zu Schiller reden und ihm das Gefühl schnell erwecken: von gleichgestimmten, freien Menschen, nicht von vornehmen Gönnern Beistand zu empfangen. 'Nehmen Sie das Anerbieten an', so riefen sie ihm zu, 'der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen. Wir kennen keinen Stolz als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Gränzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Gränzen *eines* Erdballs umfassen'. Ganz aus Schillers Sinne war das gesprochen, das Echo seiner Ideen nur schien ihm hier schön zurückzukommen, und beglückt empfand er die Gabe der Freunde als die reine That 'zweier vortrefflicher Bürger unseres

Jahrhunderts'. — 'Ich muß Dir unverzüglich ſchreiben, ich muß Dir meine Freude mittheilen, lieber Körner', ruft er, am 13. Dezember 1791. 'Das, wonach ich mich ſchon ſo lange ich lebe aufs Feurigſte geſehnt habe, wird jetzt erfüllt. Ich bin auf lange, vielleicht auf immer aller Sorgen los; ich habe die längſt gewünſchte Unabhängigkeit des Geiſtes .... Die Delicateſſe und Feinheit, mit der der Prinz mir dieſes Anerbieten macht, könnte mich noch mehr rühren, als das Anerbieten ſelbſt. Aber was detaillire ich Dir dieſes alles? Sage Dir ſelbſt, wie glücklich mein Schickſal iſt'.

Wenig Tage ſpäter, am 16. Dezember, ſprach er es gegen Baggeſen aus, was ihm das Geſchenk der Kopenhagener bedeutete, am 19. ſchrieb er den Gebern direct: und wenn in dem Brief an den Prinzen und den Grafen eine begreifliche Befangenheit, trotz allem, die Freiheit des Dankes einſchränkt, ſo offenbart er vor Baggeſen mit ganzer Wärme des Herzens und ſchöner Sicherheit den Zuſtand ſeiner Seele: wie die Gabe ihn findet und wohin ſie ihn ſtellt. Es giebt wenig Bekenntniſſe, welche den Geiſt Schillers, welche die Ideale des endenden Jahrhunders ſo kräftig abzeichnen, wie dieſes denkwürdige Schreiben. 'Nicht an Sie, ſondern an die Menſchheit habe ich meine Schuld abzutragen', ſo ſagt er den Freunden; und wie ſein Poſa ein 'Abgeordneter der ganzen Menſchheit' daſtand, nicht ein Unterthan Spaniens und der Freund eines Einzelnen, ſo nimmt nun er, der 'Weltbürger', was die Menſchheit bietet, im Sinne des humanen Gedankens auch entgegen: 'Rein und edel wie Sie geben, glaube ich empfangen zu dürfen'. Vielmehr er *muß* annehmen, was ſie darbieten, empfindet er: die harmoniſche Ausbildung ſeines Selbſt, ſo glaubt der Bürger des achtzehnten Jahrhunderts, iſt oberſte Aufgabe, der alle andern weichen müſſen. Ideale, wie ſie Goethe im 'Wilhelm Meiſter', wie ſie Schiller in den Briefen über äſthetiſche Erziehung dann geformt, ſehen wir, wirkend im Leben, ſich offenbaren, wenn Schiller bekennt: eine Verbindlichkeit, die über jeder Rückſicht erhaben ſei, *gebiete* es ihm, Dasjenige zu leiſten und zu ſein, was er nach dem Maß ſeiner Kräfte leiſten und ſein könne; die höchſte und un-

erläßlichſte aller Pflichten iſt ihm und bleibt ihm dieſe. Und grade ſie zu erfüllen, läßt die Gabe der Kopenhagener ihn hoffen, und ein verworrenes Schickſal entſcheidet ſie, wie in providentieller Fügung.

'Von der Wiege meines Geiſtes an bis jetzt', ſchreibt Schiller an Baggeſen, 'habe ich mit dem Schickſal gekämpft, und ſeitdem ich Freiheit des Geiſtes zu ſchätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, ſie zu entbehren. Ein raſcher Schritt vor zehn Jahren ſchnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas Anderes als ſchriftſtelleriſche Wirkſamkeit zu exiſtiren. Die Nothwendigkeit, dieſen Beruf zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntniß und Reife des Geiſtes gewachſen war. Daß ich dieſes fühlte, erkenne ich für eine Gunſt des Himmels; aber ſie vermehrte nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, ſah ich jetzt Alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre ſelbſt ſo bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menſchheit aufwerfen. Traurig machten mich die Meiſterſtücke anderer Schriftſteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, in der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei ſtille Jahre gegeben, die ich frei von ſchriftſtelleriſcher Arbeit bloß allein dem Studieren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe hätte widmen können! Zugleich die ſtrengen Forderungen der Kunſt zu befriedigen und ſeinem ſchriftſtelleriſchen Fleiß auch nur die nothwendige Unterſtützung zu verſchaffen, iſt in unſerer deutſchen literariſchen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angeſtrengt, Beides zu vereinigen, aber es nur einigermaßen möglich zu machen, koſtete mir meine Geſundheit. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir ſeinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwiſchen Vernunft und Phantaſie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunſt gürtete, nahte ſich mir der Tod. ... So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt. Möchte der Keim, den ſie ausſtreuen, ſich mir zu einer ſchönen Blüthe für die

Menſchheit entfalten! Ich erhalte endlich die ſo lange und ſo heiß gewünſchte Freiheit des Geiſtes, ich gewinne Muße, und durch ſie werde ich meine verlorene Geſundheit vielleicht wieder gewinnen'.

Der nämliche Geiſt, der zwiſchen Brodgelehrſamkeit und idealer Forſchung einſt ſo ſicher unterſchieden, war es, der aus dieſen Bekenntniſſen zu den däniſchen Freunden erhebend geſprochen: auf die überſchwängliche Verehrung, die ihm jene entgegengebracht, antwortete er mit dem Geſtändniß geiſtiger Unfertigkeit. Was du gegeben haſt, iſt unſterblich! riefen jene; was ich geben konnte, war tief unter meinem Ideale, antwortete Schiller, und jetzt erſt will er aus ſich entwickeln, was Natur in ihn gelegt und die Ungunſt des Schickſals nur gehemmt hat. Schöner nicht konnte er die Nothwendigkeiten des 'gelben Quarks' überwinden, als durch den Vorſatz, der aus dem Innerſten der Seele ihm empor ſchlug: an die vollendete Ausbildung ſeines Selbſt die neu gewonnene Freiheit zu wagen; und aus einem Empfangenden ward er zum Schenkenden, als er den Auguſtenburger ehrte durch die Gabe der 'äſthetiſchen Briefe': was der Mäcen ihm zugebracht, das trug er nun jenem wiederum zurück, und zum Vertrauten ſeiner Studien, zum Berather der tiefſten geiſtigen Probleme wählte er ihn.

So endete, mit überraſchender Gabe des Glücks und einem herrlichen Aufſchwung des Geiſtes, das Jahr in Schillers Leben, das unheilvoll begonnen; der als ein Todter ſchon betrauert worden, kehrte ins Daſein zurück, und einen neuen Muth trug er mit ſich, neue Hoffnung idealiſcher Entfaltung.

Wieder im Leben.

.... Wie bequem geſellig
Den hohen Mann der gute Tag gezeigt.

Goethe.

Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menſchen erzittert nicht.

Schiller.

Freie Muße des Geiſtes, wie Schiller ſie gehofft, hatte er empfangen, und ſogleich trat er in das Studium auch ein, das lockend vor ihm lag: am 13. December 1791 erhält er die Kopenhagener Briefe, am 16., demſelben Tage, da er das Bekenntniß an Baggeſen niederſchreibt, erbittet er ſich ſchon von ſeinem Leipziger Verleger die 'Kritik der reinen Vernunft'; und zu Neujahr ſteckt er gar völlig im Kant drin, und die ganzen drei Jahre des Stipendiums will er ihm opfern: 'Ich treibe jetzt mit großem Eifer Kantſche Philoſophie', meldet er an Körner, den 1. Januar 1792, 'und gäbe viel darum, wenn ich jeden Abend mit Dir darüber verplaudern könnte. Mein Entſchluß iſt unwiderruflich gefaßt, ſie nicht eher zu verlaſſen, bis ich ſie ergründet habe, wenn mich dieſes auch drei Jahre koſten könnte'. Aber ſchon im nächſten Satze widerruft er das Geſtändniß, welches er gegen Baggeſen gethan: daß nur die Nothwendigkeit ihn getrieben, bis nun, das Gelernte lehrend ſofort weiter zu geben; denn auch jetzt findet er, daß er aus dem Kant 'ſchon ſehr vieles genommen und in ſein Eigenthum verwandelt' hat; und ähnlich ſchreibt er ſpäter an Körner: er werde nicht eher ruhen, bis dieſe Materie 'unter ſeinen Händen etwas geworden iſt'. 'Meine Vorleſungen über Aeſthetik',

so sagt er, wieder ein anderes Mal, 'haben mich genöthigt, mit Kants Theorie so genau bekannt zu werden, als man es sein muß, um nicht mehr bloß Nachbeter zu sein. Wirklich bin ich auf dem Weg, ihn durch die That zu widerlegen'. Die leidenschaftliche Productivität seiner Natur offenbart er so von Neuem, und er täuschte sich selbst, als er geglaubt hatte, in diesem neuen philosophischen Triennium, nur rein empfangen und aufnehmen zu können wie ein Student: jenes derbe Wort von dem 'kurzen Gedärm', mit dem er später Friedrich Schlegel ausspottete, traf ein wenig auch auf ihn zu, — nur daß hier in der That ein überlegener Geist Empfangenes sogleich in eigenen Besitz zu nehmen wußte und es mit der Farbe seines Denkens umkleidete.

Wie ein Student hatte Schiller, der Professor, noch lernen wollen, und mit Studenten umgab er sich nun, den Genossen seines Strebens: von Erfurt war er nach Jena zurückgekehrt, um 'im Umgange mit talentvollen jungen Leuten sich selbst mehr zu genießen'. Hatte einst beim Eintritt in die academische Laufbahn sein Bedürfniß, den ganzen Menschen zu ergreifen, und zu wirken, der Einzelne auf den Einzelnen, sich enttäuscht gefühlt, und hatte er damals geklagt: daß zwischen dem Katheder und den Zuhörern eine Schranke sich aufthue, unübersteiglich fast für Jeden, so findet er nun immer sicherer den Weg, durch persönliche Annäherung an die begabtesten Jüngeren eine geistige und gesellige Existenz zu leben, ganz wie seine Natur sie forderte. Nicht den Professoren, den wackern und tüchtigen Männern, mit denen er in Clubs und 'Butterbrodtgesellschaften' zusammentraf, entfaltete er das Innerste und Beste seiner Seele, sondern den Werdenden schloß er sich auf, der Empfänglichkeit dankbarer Jünger, und reiche Anregung kam ihm zurück aus ihrer begeisternden Liebe. Sie alle, Karl Graß, Friedrich von Hardenberg, der später als Novalis der Liebling der Romantiker ward, sind unerschöpflich im Ausdruck ihres Enthusiasmus, ihrer hingebenden Verehrung für Schiller, und laut bezeugen sie den unvergänglichen Einfluß, den der theure Mann auf sie gewonnen: 'nie vermochte ein Mensch das über mich', schreibt Graß an Schiller, 'nie beseelte mich ein Mensch mit diesem hohen Gefühl für jede Veredlung,

wie Sie, theuerſter Hofrath'. Wie zu einem Beichtiger redet er zu ihm, dem er das Verborgenſte der Seele ohne Scheu enthüllt in frommem Glauben: 'aus dieſer Liebe und unbegrenzten Achtung für Schiller', ruft er, 'kann ich's mir auch erklären, warum ich nie Bedenken getragen hätte, mit allen meinen Blößen vor Schiller zu erſcheinen'. Begeiſterter noch klingt, überſtrömend von ungemeſſener Bewunderung, was Hardenberg bekannt hat, mit der ganzen wogenden Wärme eines neunzehnjährigen Jünglings aus dem Zeitalter der Gefühlſamkeit: 'Ach! wenn ich nur Schiller nenne', ruft er, 'welches Heer von Empfindungen lebt in mir auf; wie mannigfaltige und reiche Züge verſammeln ſich zu dem einzigen entzückenden Bilde Schillers und wetteifern, wie zaubernde Geiſter an der Vollendung des blendendſten Gemähldes. Stolzer ſchlägt mein Herz, denn dieſer Mann iſt ein Deutſcher; ich kannte ihn und er war mein Freund. Wie lebendig wird mir das Andenken an die Stunden, da ich ihn ſah; beſonders an die, da ich ihn zum erſtenmal ſah, ihn, das Traumbild der ſeligſten Stunden meines Knabenalters, da ich mit meinem Ideal in der Phantaſie vor Schiller trat und mein Ideal weit übertroffen erblickte. Sein Blick warf mich nieder in den Staub und richtete mich wieder auf. Das vollſte, uneingeſchränkteſte Zutraun ſchenkte ich ihm in den erſten Minuten und nie ahndete mir nur, daß meine Schenkung zu übereilt geweſen ſei'. Daß aber Schiller, 'unſer Lehrer, unſer angebeteter Schiller', nicht nur unbeſtimmt ſchwärmende Gefühle in ſeinen jungen Freunden erweckte, daß er vielmehr ihrem Streben Sicherheit gab und Ziel, das erwies er grade Hardenberg gegenüber; der Vater des Jünglings hatte ihn bitten laſſen, dieſem ſein Rechtsſtudium und die Vorbereitung zum Amtsleben 'wichtig und intereſſant' zu machen, und Schiller erfüllte den Wunſch, mit dem ſicherſten Erfolge: 'Sie gaben mir den entſcheidenden Stoß', ſagt Hardenberg, 'der meinen Willen feſt beſtimmte und meiner herumirrenden Thätigkeit eine Richtung gab'.

In die nächſte Verbindung zu ſeinen Freunden aber trat Schiller ſeit dem Ende 1791 ein: Fritz von Stein, Charlotte von Steins Sohn

und Goethes Zögling, der in Jena ſtudirte, war als Schillers Hausnachbar in der 'Schrammei' einquartirt worden; mit ihm hatten vier Andere, Fiſchenich aus Bonn, von Fichard aus Frankfurt, und zwei Landsleute Schillers, die Schwaben Göritz und Niethammer, einen Mittags- und Abendtiſch verabredet, und Schiller und Lotte, die eine eigene Wirthſchaft noch jetzt nicht führten, veranlaßten nun die Freunde, mit ihnen gemeinſam bei den Jungfern Schramm die Koſt zu nehmen. Wie ein Einſiedler hatte der Hiſtoriker von Weimar einſt gelebt; der Philoſoph jetzt und der junge Gatte ſchloß ſich der Welt wieder auf, und ſehr erfreut von dieſer neuen Einrichtung, ſchreibt er an Körner: 'Meine häusliche Exiſtenz hat jetzt ſehr viel Abwechslung und dieſe macht mich friſch zur Arbeit. Ohne mit der Beſorgung beſchwert zu ſein, habe ich täglich einen geſellſchaftlichen Tiſch; und da es zum Theil Kantianer ſind, ſo verſiegt die Materie zur Unterhaltung nie. Nach Tiſche wird zuweilen geſpielt, ein Behelf, der mir ſeit meiner Krankheit faſt nothwendig geworden'. Zwiſchen dem Höchſten und dem Alltäglichen, zwiſchen der Kritik der reinen Vernunft und Kegelſpiel und L'Hombre bewegten ſich nun dieſe einfachen Sympoſien, und das Bedürfniß Schillers nach freundſchaftlich-heitrer Ausſprache, nach dem ſpielenden Tauſch der Gedanken und harmlos neckendem Spaß hat liebenswürdiger niemals ſich ausgelebt, als in jenen Tagen zögernder Geneſung. 'Schiller hat ſo einen leichten Umgang, den doch ſonſt Menſchen von ſeinem Kopfe nicht haben, und iſt ſo einfach und gut', hatte Lotte von ihm im Beginn der Bekanntſchaft geurtheilt; und Schiller wiederum hatte an den Schweſtern gerühmt, daß er bei ihnen vom Geiſtigen ſchnell 'auf Poſſen überſpringen' könne. An ſeiner Seite nun dies ſtudentiſch-ungezwungene Leben fortzuführen, fand er Lotte geneigt: 'ſo eine ernſthafte Hausfrau denke Dir ja nicht', ſchreibt ſie an Wilhelm Wolzogen, 'ebenſo wenig als Schiller ein ernſthafter Hausherr iſt'. Der Dichter, der von dem 'hohen Sinn im kind'ſchen Spiel' dann geſungen, gab, wie im gewaltſamen Rückſchlag gegen die Tage des Leidens, jugendlich-unbefangenem Genießen ſich jetzt hin, und alle Hofrathswürden und alle Celebrität legte er be

Seite. 'Heute haben wir Seifenblasen gemacht, wie die wahren enfants', schreibt Lotte einmal an Fritz von Stein, und sie läßt den Umgangston dieses Kreises erkennen, wenn sie fortfährt: 'Fichard schläft comme à l'ordinaire und schwatzt auch so. Fischenich ist auch wohl und putzt die Nägel fleißig. Wir haben ausgedacht, er könnte auf dieses Geschäft reisen und so wie die Zahnärzte seine Kunst ausbieten. Die Damen würden es bald für ebenso wichtig halten, schöne Nägel als schöne Zähne zu haben'. Oft gab es, wie im philosophischen Disput so beim Kegelspiel, Meinungsverschiedenheiten, und Stein, der die Wahrheit seiner Auffassungen mit heiligem Eifer verfocht, empfing von Schillers Hand ein feierliches Blatt: 'Abhandlung über die Kegelkunst von Friedrich Freiherrn von Stein, Herzoglich-Sachsen-Weimarischen Kammerherrn, Brodhusaren und Kümmeltürken'. Man ritt gemeinsam aus, verbotene Wege und kleine Rencontres mit den Bauern nicht meidend, man erfand besondere Uniformen, dunkelblauen Frack mit himmelblauem Futter und silbernen Knöpfen für die Angehörigen des Kreises, man trank, die Herren und die Damen, in der gehobenen Weinlaune eines Abends Smollis, um dann freilich in der Nüchternheit des Morgens auf das unmögliche Vorrecht zu verzichten, und über allem Scherz schwebte beglückend der Geist einer von Conventionen freigewordenen, echten Geselligkeit.

'Wie oft bin ich bei Ihnen,' ruft Fischenich aus, in der Rückerinnerung an diese Zeiten. 'Es ist noch immer mein einziges Vergnügen, alle die reinen Freuden, die lehrreichen Unterredungen, das freie Leben ins Gedächtniß zurückzurufen. Wann werden wir wieder bei einem frohen Mahle schäkern? wann werde ich mit Schiller kantisiren, mit ihm entschlummern und aufwachen'? An Fischenich zumal, den originellsten Menschen des Kreises, hatten Schiller und Lotte sich angeschlossen, er begleitete sie nach Dresden, als im Frühjahr 1792 Körners besucht wurden, er erhielt den Ehrentitel eines 'Sohnes' und redet nun Lotte feierlich als 'liebe Mutter' an. Nach seiner rheinischen Heimath zurückkehrend, ward er schnell Professor der Rechte in Bonn und predigte jetzt selber, mit stärkstem Erfolge, Kants Evangelium:

'Ich kann Ihnen nicht sagen', schrieb er an Schiller, 'wie die Moral dieses Mannes auf die meisten jungen Männer wirkt. Sogar Juristen suchen sich durch die Kantischen Labyrinthe durchzuarbeiten'. Seiner 'lieben Mutter' aber legte er die Composition eines Bonners bei, den er nicht beim Namen nannte; Lotte mochte sie Schiller vortragen, der ihrem Klavierspiel gern zuhörte und Anregungen für sein Schaffen, wie in Oggersheimer Tagen durch Streicher, aus Lottes Musik nun empfing. 'Die Composition', bemerkte Fischenich, 'ist von einem jungen Manne, dessen musikalische Talente allgemein angerühmt werden und den nun der Kurfürst nach Wien zu Haydn geschickt hat. Er wird auch Schillers Freude und zwar jede Strophe bearbeiten. Ich erwarte etwas Vollkommenes, denn soviel ich ihn kenne, ist er ganz für das Große und Erhabene'. Fischenichs Prophezeiung sollte eintreffen, denn der Name, den er noch verschwieg, hieß: Ludwig van Beethoven.

Nicht frei von Krankheit gingen für Schiller diese Tage der Kantianischen Gesellschaft hin, vielmehr jede Stunde der Arbeit, der Heiterkeit ward dem Leiden erst abgewonnen, und einzig durch die Häufigkeit ihrer Wiederkehr verloren die Anfälle allmählich das Schreckende der ersten Zeit. 'Jedes Zeichen im Thierkreis bringt mir ein anderes Leiden mit', sagt Schiller. 'Ich muß den Winter ebenso sehr in Rücksicht meiner Brust, als den Sommer und Frühling in Rücksicht auf meine Krämpfe fürchten. Und doch ist das Beste, was ich vernünftig wünschen kann, noch lange so zu bleiben, denn die ganze Veränderung, die ich zu erwarten habe, ist, daß es zum Schlimmern geht'. Schlaflosigkeit machte das Uebel wachsen, er fing an, die gewöhnliche Ordnung der Zeit zu verkehren, spät zur Ruhe zu gehen und erst am hellen Tage zu erwachen; das Kartenspiel wurde bis in die Nacht verlängert und auch die Jungfern Schramm als Partnerinnen nicht verschmäht. Hatte Schiller doch zum Plaudern 'bis der Morgen graut' schon kurz vor der Krankheit, im Herbst 1790, Freund Göschen geladen: 'Champagner soll fließen', schrieb er, 'und mitunter soll auch ein gescheidtes Wort gesprochen werden'; und so wurden

'diätetiſche Vorſchläge', wie ſie in einer kleinen Denkſchrift Conradi in Rudolſtadt 'dem Herrn Hofrath Schiller gewidmet', von dem Eigenſinn des Kranken auch jetzt gering geachtet: 'Schlafen und Wachen', ſo hatte der Arzt gerufen, 'hierin fehlen die meiſten Gelehrten, deren Lieblingsgeſchäft Schriftſtellerei iſt. Die Einbildungskraft iſt nie thätiger und geſchäftiger, als bei der Stille der Nacht und die Seele iſt ganz in ſich gekehrt'; darum widerrieth Conradi Kaffee und Thee, 'beſonders zur Vertreibung des Schlafes' und empfahl Bewegung und Mäßigkeit:

Eine gewiſſe Auswahl der Speiſen werden der Herr Hofrath zu beobachten haben, indem bey Dero Körperbeſchaffenheit und Geſchäften es nicht gleichgültig iſt, welche Sie genießen. ... Trinken muß der Menſch, aber nur ſtarke Körper vertragen unter der Mahlzeit viel zu trinken. Es iſt ein großer Irrthum zu glauben, man verdaue leichter, wenn man gleich ins Eſſen trinkt. Die Art des Getränks kommt auf die Gewohnheit an. Da der Herr Hofrath Wein und Waſſer gewohnt ſind und nur mäßig trinken, ſo iſt dieſer Trank gut ... Gewiß Ihre mir ſo ſchäzbare Geſundheit wird feſter werden, wenn Sie meinem wohlmeinenden Rath Gehör geben und dieſe Regeln beobachten wollen. Conradi.

Jedoch einem 'diätetiſchen Vorſchlag' des guten Mannes, der auch an ſeinem Theil die allgemeine Verehrung für den Kranken offenbarte, folgte Schiller gern: um ſich Bewegung zu ſchaffen, kaufte der Penſionär des Auguſtenburgers im März 1792 ein Reitpferd, und es begleitete ihn im April zu Körner. Auch 'das Beitſche Geld' brachte er mit, den einſt in Dresden geliehenen Schuldpoſten, und er freute ſich, nun keines Menſchen Schuldner mehr zu ſein, als der des nächſten Freundes: 'Wie glücklich hat ſich dieſe mir ſo ſchwere Bürde doch gelöſt', ſchreibt er, 'und nichts fehlt mir jetzt als Geſundheit, um der glücklichſte Menſch zu ſein'. Noch einige andere Ausgaben dieſer Zeit half ihm das däniſche Geſchenk beſtreiten; er durfte auf bequemerem Fuße fortleben, und während er ſich, beſcheiden genug, mit dem 'harten Fleiſch' der Jungfern Schramm noch zufrieden giebt, erwirbt er eine 'Chaiſe', kauft fleißig Bücher ein, den Mendelsſohn und Webb für ſeine Aeſthetik, den Garve für ſeine Philoſophie, und hält ſich eine

koſtbare franzöſiſche Zeitung: den Moniteur. ‘Seitdem ich den Moniteur leſe’, ſchreibt er an Körner, den 26. November 1792, ‘habe ich mehr Erwartungen von den Franzoſen. Wenn Du dieſe Zeitung nicht lieſt, ſo will ich ſie Dir ſehr empfohlen haben. Man hat darin alle Verhandlungen in der Nationalconvention im Detail vor ſich und lernt die Franzoſen in ihrer Stärke und Schwäche kennen’.

Perſönliche Anläſſe mögen mitgewirkt haben, Schiller in dieſer Zeit für Politik lebhafter zu gewinnen. Einmal ſein Verhältniß zum Erfurter Dalberg: der Coadjutor wartete nur auf den Tod des Kurfürſten von Mainz, um als ſein Nachfolger Schiller anzuſtellen, und zumal Caroline fuhr fort, Plan auf Plan für dieſen Fall zu ſchmieden; Mainz aber, der franzöſiſchen Grenze benachbart, war im Kriegsfall ſchnell bedroht. Schon 1790, als Kaiſer Joſeph geſtorben war und Leopold II ihm folgte, der Feind der Revolution, ſchrieb daher Schiller an Körner: ‘Die politiſche Welt intereſſirt mich jetzt. Ich zittere vor dem Kriege, denn wir werden ihn an allen Enden Deutſchlands fühlen. Schreib’ mir doch, wenn Du etwas Wichtiges früher als ich erfährſt’; und der gute Körner antwortet ganz erſtaunt: ‘Du willſt Politica von mir wiſſen, das iſt ein neuer Zug von Dir. Vor der Hand wüßte ich Dir nichts zu melden, als daß ich noch immer für den Frieden wetten würde’. Körner behielt zunächſt Recht; es blieb Friede, wenngleich die aufgehäufte Spannung ihm keine Dauer verſprach; aber von einer andern Seite traten die franzöſiſchen Zuſtände Schiller plötzlich nahe: eines Tages, im September 1792, erfuhr er, daß die franzöſiſche Nationalverſammlung ihn zum Ehrenbürger Frankreichs gemacht hatte. Kein unmittelbares Zeugniß ſagt uns, was Schiller dabei empfunden hat; aber daß der Eindruck auf ihn ein großer werden mußte, läßt ſich aus innern Gründen ſo gut, wie den äußern Folgen der Ernennung erkennen. Aus den gleichen geiſtigen Quellen waren ſie geſpeiſt, die Ideen der jungen franzöſiſchen Revolution und der Schillerſchen Dichtung und Geſchichtsſchreibung: Rouſſeau und Montesquieu waren ihre Ahnherren. Der Kosmopolitismus, der Schiller eben erſt aus dem däniſchen Geſchenk gegrüßt

hatte, war mit französischen Accenten geprägt, und in der Nationalversammlung triumphirte er nun von Neuem: die fraternité über die Grenzen der Nation hinaus zu erweisen, ehrte man in achtzehn großen Ausländern die gemeinsame Sache der Freiheit. Gleich Klopstock, Pestalozzi, Campe, hatte man als Allerletzten 'le sieur Gille, publiciste Allemand' — in dieser französirten Verstümmelung nur wußte man den Dichter der französirten 'Räuber' zu benennen — ausgezeichnet als den 'ami de l'humanité et de la société'; und wie hätte sich Schiller solcher Titel nicht erfreuen sollen, der an dem Anerbieten der Kopenhagener eben noch die schöne Humanität gerühmt, und der ihnen zugerufen, dem Erbprinzen und dem Minister: 'Nicht an Sie, sondern an die Menschheit habe ich meine Schuld abzutragen'. Aus Paris kam ihm die Ernennung zugereist, in seinen stillen Professorenwinkel hinein, und den Contrast empfand er lebhaft: 'wer Sinn und Lust für die große Menschenwelt hat', so hatte er auf Wolzogens Berichte aus Paris hin geurtheilt, noch vor der Verheirathung, 'muß sich in diesem weiten, großen Element gefallen; wie klein und armselig sind unsere bürgerlichen und politischen Verhältnisse dagegen'. Und noch stand die Versammlung, die ihn ehrte, in erstem Jugendglanze da, als das große 'Vernunftgericht' der Menschheit: am 10. August 1792 hatte sie die königliche Gewalt suspendirt und die Berufung eines Nationalconvents ausgesprochen, am 26. August schon ward das Gesetz beschlossen, 'qui confère le titre de Citoyen François à plusieurs Étrangers'; die Minister Danton und Clavière hatten es unterfertigt, Roland schrieb den Begleitbrief am 10. October, 'l'an première de la République Françoise'.

Spät erst empfing Schiller das Diplom selber: 'Gestern', schreibt er an Goethe, den 2. März 1798, 'habe ich nun im Ernst das französische Bürgerdiplom erhalten, wovon schon vor fünf Jahren in den Zeitungen geredet wurde'. In den Wirren der Zeit war es an der Grenze, in Straßburg, liegen geblieben, und nun erst zu Schiller gelangt, in eine völlig veränderte Welt, 'ganz aus dem Reich der Todten': Danton und Clavière und Roland, alle waren sie nicht

mehr. Aber schon gleich nach der Ernennung war die Nachricht in Schillers Kreise viel bemerkt worden, und Frau von Stein fragte besorgt bei Lotte an, im Herbst 1792: was denn Schiller zur Vertheidigung oder zum Lobe der Revolution geschrieben habe; man theile ihr mit — Herzogin Luise von Sachsen-Weimar steckte hinter diesem 'man' —, die Nationalversammlung habe allen auswärtigen Schriftstellern, die ihr zu Gunsten geschrieben, angeboten, französische Bürger zu werden, jedoch glaube 'man', Schiller werde es ausschlagen und auf diese Ehre keinen Anspruch machen. 'Für jetzt', schrieb Frau von Stein, 'mag wohl das französische Bürgerrecht das Banditenrecht sein. Wollte Gott, die Franzosen hätten es nur bei ridicules bewenden lassen und nicht bei Scenen wovor die Menschheit schaudert'. Solche Anschauungen trugen ihr Schillers Widerspruch ein, und als sie die Mitglieder des Convents allesammt Räuber nannte, war er 'entsetzt': 'ich glaube, Sie haben die Aristokratin alle vergessen', so klagt sie dann halb im Scherz, aber dennoch deutlich den Gegensatz der höfischen Kreise kennzeichnend. Ganz anders klang aus Dänemark das Urtheil herüber, wo Sophie Baggesen schrieb, im October 1792: 'Was sagen Sie zu Frankreich? Welch ein Triumph der Freiheit und der herannahenden Vernunft! Wie müssen die Könige vor ihnen sinken! Man spricht nichts und hört nichts als Frankreich. Wie wird der Autor von Don Karlos sich freuen'!

Um diese Zeit aber war der Krieg, den Schillers weiter Blick fürchtete, schon ausgebrochen und sollte nicht enden durch zwanzig Jahre: die Kanonade von Valmy, am 20. September 1792, leitete 'eine neue Epoche der Weltgeschichte' ein, nach Goethes Wort, und mit den Verbündeten machte auch Karl August Kehrt. In Paris aber ward vom Convent die Republik erklärt, am 21. September. Alle diese Ereignisse mußten Schillers Interesse lebhaft aufregen; und eben um zwischen dem Für und Wider der Parteien ein eignes Urtheil zu gewinnen, und um das Land kennen zu lernen, dessen Bürger er geworden, ward jetzt Schiller ein eifriger Leser des Moniteurs. Weder durch die Ausschreitungen der Septembermorde ward seine Theilnahme

geſchwächt, noch durch die Ereigniſſe in Mainz, die ſeine Hoffnungen bedrohten: am 21. October hatte die Stadt ſich dem General Cuſtine ergeben, und Johannes Müller, der ſich aus den äußeren und inneren Wirren geſchmeidig herausgezogen hatte, berichtete auf der Reiſe durch Jena, im November 1792: es ſcheine möglich, daß die rheiniſchen Staaten für Deutſchland verloren gingen. 'Die mainziſchen Aſpecten werden ſehr zweifelhaft für mich', ruft Schiller nun; 'aber in Gottes Namen. Wenn die Franzoſen mich um meine Hoffnungen bringen, ſo kann es mir einfallen, mir bei den Franzoſen ſelbſt beſſere zu ſchaffen'. Und Caroline, in phantaſtiſchen Projecten Schiller gleich, berichtet ſofort an Humboldt von einer Reiſe des Schwerkranken nach Paris: 'Wenn es Friede iſt und Sie uns mitnehmen wollen', antwortete Humboldt, 'ſo ſind wir augenblicklich von der Partie. Mein Wagen wäre auch recht bequem dazu'.

Hält man dieſe Zeugniſſe und Daten zuſammen, ſo empfängt ein Vorſchlag beſonderes Intereſſe, den Schiller im ſelben November 1792 Körner machte: die 'Cromwellſche Revolution' für Göſchens Kalender zu bearbeiten. Das war auch 'Mode und Waare für den Platz', wie die Rebellion der Niederlande einſt; und wie Schiller die 'Wirkung auf das Zeitalter' bei all ſeinen geſchichtlichen Plänen erwog, ſo war zumal jetzt der Citoyen der Republik auf hiſtoriſch-politiſche Wirkungen unmittelbar bedacht. Als Göſchen den Gedanken einer Reformationsgeſchichte ausſpricht, ſchreibt er, den 14. October 1792: 'Jetzt über die Reformation zu ſchreiben, halte ich für einen großen, politiſch wichtigen Auftrag und ein fähiger Schriftſteller könnte hier ordentlich eine welthiſtoriſche Rolle ſpielen'; und über den Cromwell ſelber urtheilt er gegen Körner: 'Es iſt ſehr intereſſant, grade in der jetzigen Zeit ein geſundes Glaubensbekenntniß über Revolution abzulegen; und da es ſchlechterdings zum Vortheil der Revolutionsfeinde ausfallen muß, ſo können die Wahrheiten, die den Regierungen nothwendig darin geſagt werden müſſen, keinen gehäſſigen Eindruck machen'. Aber Körner dachte anders über den Stoff: 'Ihn als ein warnendes Beiſpiel zu behandeln', antwortete er, 'iſt ein geiſtloſes Geſchäft.

Und wird er mit Begeisterung für die Größe, die er enthält, bearbeitet, so ist es für die jetzigen Zeiten bedenklich. Das Feuer, welches jetzt brennt, ehre ich als das Werk einer höhern Hand, und erwarte ruhig den Erfolg. Ich mag weder Oel noch Wasser hineingießen. Was ich über diese Begebenheiten denke, darf ich nicht schreiben, und was ich schreiben darf, mag ich nicht denken'.

Allein je mehr in Frankreich die Dinge der Entscheidung zutrieben, je näher die Analogie ward zwischen dem Prozeß gegen den englischen König und den französischen, desto stärker auch ward Schillers Neigung: einzugreifen. Er war französischer Bürger, wählbar in den Convent, er sah sich in Gedanken schon mitten unter den Parisern, gleichwie manchen Deutschen, Forster, Reinhard, die Wirklichkeit in Paris sah; und da die Pariser Reise ein bloßes Projekt bleiben mußte, eine Seifenblase aus der Schrammei, so ward sein Vorsatz nun: mit der Feder mitzusprechen in dem Streit. 'Jeder selbstdenkende Mensch', so schrieb er bald darauf in den ästhetischen Briefen, 'darf sich als einen Beisitzer jenes Vernunftgerichts ansehen'; und er zumal sah sich im Geiste als conventionel, und weil er sich bewußt war, den Franzosen etwas zu gelten, so wollte er, ein 'Abgeordneter der ganzen Menschheit', sein Wort denn in die Wagschale werfen: 'Weißt Du mir niemand, der gut ins Französische übersetzte', so fragt er Körner, am 21. December 1792. 'Kaum kann ich der Versuchung widerstehen, mich in die Streitsache wegen des Königs einzumischen und ein Memoire darüber zu schreiben. Ein deutscher Schriftsteller, der sich mit Freiheit und Beredtsamkeit über die Streitfrage erklärt, dürfte wahrscheinlich auf diese richtungslosen Köpfe einigen Eindruck machen'. Und damit neben Schillerschem Idealismus auch Schillersche Klugheit nicht fehle, wiederholt er, daß, wie beim Cromwell, die Gelegenheit hier sei, freier mit der Sprache herauszugehen und 'einige wichtige Wahrheiten' mehr zu sagen: 'vielleicht räthst du mir zu schweigen', fügt er bei, 'aber ich glaube, daß man bei solchen Anlässen nicht indolent und unthätig bleiben darf. Hätte jeder freigesinnte Kopf geschwiegen, so wäre nie ein Schritt zu unserer Verbesserung geschehen.

Es giebt Zeiten, wo man öffentlich sprechen muß, weil Empfänglichkeit dafür da ist und eine solche Zeit scheint mir jetzt zu sein'.

Wieder antwortet Körner mit besonnener Kühle, aber die Thatenlust des Posa-Dichters ist nicht mehr aufzuhalten: am 30. Dezember fragt er bei Zacharias Becker in Gotha an, ob er es übernehmen wolle, die Übersetzung zu leisten, und schon hat er ein festes Honorar zu bieten: 'Ich möchte diese Arbeit nicht gern andern Händen anvertrauen', schreibt er, 'sowohl der Ausführung als der Verschwiegenheit wegen, die wenigstens vor der Hand dabei nöthig ist. Durch den Herzog von Weimar hoffe ich eine Anzahl Exemplare davon nach Paris zu bringen. Für die Zeitversäumnisse, die Sie dabei haben, kann ich Ihnen von H. Göschens Seite 8 Thr. p. Bogen anbieten. Ich ersuche Sie um baldige Antwort'. Die baldige Antwort kam und bejahte; wirklich fing Schiller seine Schrift zu schreiben an; aber schneller noch, als er, waren die Ereignisse: genau einen Monat nach jener Anfrage bei Körner, am 21. Januar 1793 fiel Ludwig Capets Kopf auf der Guillotine. Mit schneidender Kürze nur äußert Schillers Entsetzen sich gegen Körner, am 8. Februar: 'Was sprichst Du zu den französischen Sachen? Ich habe eine Schrift für den König schon angefangen gehabt, aber es wurde mir nicht wohl darüber, und da liegt sie mir nun noch da. Ich kann seit 14 Tagen keine französische Zeitung mehr lesen, so ekeln diese elenden Schindersknechte mich an'. Daß man die 'Menschenrechte' erklären und einen Menschen aufs Schaffot schicken könne, verstand er, mit der Mehrzahl der deutschen Zeitgenossen, nicht; und die Nothwendigkeit dieser Entwicklungen und ihre tragische Verkettung von Schuld und Zufall, die er einer historischen Vergangenheit gegenüber zu erkennen gewußt hätte, mochte seine Erregung jetzt nicht sehen: ihn 'ekelte', und die Empfindung verscheuchte jede Erwägung des Verstandes. Den Einfall, diesen richtungslosen Köpfen die Richtung finden zu wollen, mußte er nun als völlig verfehlt erkennen, er verzichtete hinfort auf eine unmittelbare 'Wirkung auf das Zeitalter', und es klingt wie der Abschluß dieser Zeit, wie der giltige Abschluß von Schillers Jugendzeit, wenn er an

Fischenich am 20. März 1793, eben mit Rücksicht auf die französische Revolution schreibt: 'Daß Sie bei diesen bedenklichen Constellationen leiser gehen, finde ich sehr billig. Man kommt mit jedem Tage mehr von dem jugendlichen Kitzel zurück, den Menschen das Bessere aufzudringen, weil unvorbereite Köpfe auch das Reinste und Beste nicht zu gebrauchen wissen'.

Aber ein Gedanke griff hier sogleich ein, der die Negation dieser ganzen Entwicklung in eine Position umwandelte: der Gedanke von der ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechts. Schillers ästhetische Studien, die seit dem Abschluß des 'dreißigjährigen Krieges', im September 1792, immer freier aufblühten und ihn in 'gewaltige Thätigkeit' versetzt hatten, ganz nach seiner Neigung, hatten zur ersten Entfaltung in den Briefen an Körner gedrängt und es war die Absicht: in einem Briefwechsel, wie einst zwischen Raphael und Julius, die ganze Breite dieser Probleme abzuhandeln. Volle 'Lastwagen', ausgeführte Untersuchungen über Schönheit und Freiheit und Natur, gehen in diesen Wochen an Körner ab; der aber antwortet nach seiner Weise zögernd, bedenklich. Und nun erst entsteht in Schiller, im engsten Anschluß an das politische Erlebniß, die rechte Grundidee der Briefe über ästhetische Erziehung, welche die von ganz anderer Seite, durch Kant und die Kantianer, in ihm aufgeregten abstracten Gedankengänge in den Zusammenhang der großen Zeitbewegung einstellt: am 8. Februar 1793 spricht er seinen Ekel aus über die französischen Schindersknechte, und schon den Tag darauf, am 9. Februar, fragt er beim Erbprinzen von Augustenburg an: ob er ihm seine Philosophie des Schönen, bevor er sie dem Publikum übergebe, in einer Reihe von Briefen zuerst vorlegen dürfe. Deutlich dann entwickelt der zweite Brief, vom Sommer 1793 die leitende Anschauung der 'ästhetischen Erziehung', und zwischen der 'Revolution in der philosophischen Welt', wie Schiller sagt, und jener in der politischen wird ein enges Band geknüpft: aus den 'Rebellionen' kommt der Verfasser des 'Abfalls' nun doch nicht heraus. Der 'große Rechtshandel' der Franzosen wird in seiner Weisheit wie in seiner

Thorheit gekennzeichnet, und grade aus ihm heraus die Erwartung auf eine unmittelbare Besserung der Zustände verneint: ‘Ja, ich bin so weit entfernt’, ruft Schiller, ‘an den Anfang einer Regeneration im Politischen zu glauben, daß mir die Ereignisse der Zeit vielmehr alle Hoffnung dazu auf Jahrhunderte benehmen’. Aber darum wandeln sich Schillers Ideale nicht, für die er gestritten bis nun, nur seine Kampfart: was er früher der Gegenwart erringen wollte, das erringt er jetzt, auf veränderten Wegen und Umwegen, der Zukunft. ‘Politische und bürgerliche Freiheit’, sagt er, ‘bleibt immer und ewig das heiligste aller Güter, das große Centrum aller Kultur — aber man wird diesen herrlichen Bau nur auf dem Grund eines veredelten Charakters aufführen, man wird damit anfangen müssen, für die Verfassung Bürger zu erschaffen, ehe man den Bürgern eine Verfassung geben kann’. Der Einfall war ganz im Geiste besonnener Einsicht, im Geist des gemäßigten Liberalismus gewonnen, und Mirabeau selbst hatte schon eine Schrift ‘sur l'éducation’ geleistet, welche Schillers lebhaftestes Interesse erregte: er schlug sie Körner am 15. October 1792 mit diesen Worten zur Übersetzung vor: ‘Es war mir schon eine große Empfehlung für den Autor, daß er gleichsam noch im Tumult des Gebärens der französischen Constitution schon darauf bedacht war, ihr den Keim der ewigen Dauer durch eine zweckmäßige Einrichtung der Erziehung zu geben. Schon der Gedanke verräth einen soliden Geist’. Der Gedanke war der eines französischen Politikers, aber die Wendung, die Schiller nahm, gehörte einem deutschen Künstler und Philosophen: durch die ästhetische Erziehung hindurch sollte die politische erst gewonnen werden: denn jede gründliche Staatsverbesserung, so meinte der Dichter der ‘Künstler’, ‘muß mit Veredlung des Charakters beginnen, dieser aber an dem Schönen und Erhabenen sich aufrichten’.

Allein anders noch sollte die Einwirkung der französischen Zustände auf Schiller sich wenden: seinem Empfinden riß sie die stärksten weltbürgerlichen Accente fort und führte ihn zu nationalen hin. Hatte er im Herbst 1789 ein armseliges, kleinliches Ideal es genannt, für

eine Nation zu ſchreiben, hatte er gemeint, daß der Philoſoph bei einer ſo wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menſchheit, wie die Nationen es ſeien, nicht ſtille ſtehen könne, und daß das vaterländiſche Intereſſe nur für unreife Nationen wichtig ſei, für die Jugend der Welt, ſo empfand er anders ſchon am Ausgang 1791: ‘Könnte ich es mit dem übrigen vereinigen’, ſagt er von ſeinen epiſchen Plänen, ‘ſo würde ein nationeller Gegenſtand doch den Vorzug erhalten. Kein Schriftſteller, ſo ſehr er auch an Geſinnung Weltbürger ſein mag, wird in der Darſtellungsart ſeinem Vaterlande entfliehen’. Es läßt ſich vermuten, daß der ſich ſchärfende Gegenſatz zwiſchen Deutſchland und Frankreich es war, welcher Schillers Anſchauung alſo wandeln half. Freilich ließ das vermodernde heilige römiſche Reich ſich als eine Einheit nicht empfinden, und noch als die Mainzer Wirren begannen, und deutſches Land verloren ſchien, war ein Mann wie Wilhelm von Humboldt von nationalen Erwägungen vollkommen fern und ſchrieb an Schiller, im December 1792: ‘Mein Intereſſe weiß kaum recht, wohin es ſich ſchlagen ſoll. Mehrere Gründe, worunter jedoch der Antheil an dem Coadjutor, und die Betrachtung, daß die Mainzer mir gar nicht auch nur eines Antheils an einer freien Conſtitution fähig ſcheinen, laſſen mich die Wiedergewinnung des Landes wünſchen. Auf der andern Seite ſähe ich indeß auch ſehr ungern die Franzoſen geſchlagen. Ein edler Enthuſiasmus hat ſich doch jetzt offenbar der ganzen Nation bemächtigt’. Allein da ein Intereſſe am Heiligthume des deutſchen Reiches nicht aufkommen mochte, ward das Gefühl für den Stamm doch geweckt, für die engere Heimath, die man, bezeichnend genug, ‘Vaterland’ damals nannte. Dieſe Heimath, Schiller war ihr vor elf Jahren entflohen, trat eben durch perſönliche Erlebniſſe wieder lebhafter in ſein Erinnern: Herbſt 1792 kamen die Mutter und die jüngſte Schweſter zu ihm gereiſt, zu Schillers herzlicher Freude, und der Wunſch ſeines Vaters ging auf ein Wiederſehen in Schwaben ſelbſt. Schiller entſchloß ſich zur Reiſe im Sommer 1793, wie ſchwierig auch ſein Zuſtand ſie erſcheinen ließ: den ganzen Winter, ſo berechnete

er, war er kaum fünfmal ins Freie gekommen, und als er, in Ungeduld auf den Frühling, seine Wohnung in der Schrammei nebst dem philosophischen Mittagstisch aufgab und schon im Anfang April ein Gartenhaus bezog, mußte er schwer büßen: ‘das alte Uebel hält so hartnäckig an’, sagt er, am 27. Mai, ‘daß ich immer von drei Tagen zwei verliere’.

Aber grade in Schwaben glaubte er Heilung sich erhoffen zu dürfen und bewegt rüstete er zur Reise in die Heimath: ‘Für meine eigenen Umstände erwarte ich sehr viel von der Luft des Vaterlandes’ ruft er, und er wiederholt: ‘die Liebe zum Vaterlande ist sehr lebhaft in mir geworden, und der Schwabe, den ich ganz abgelegt zu haben glaubte, regt sich mächtig’. An der Wende des Jahrhunderts dann, in dem Lied von der Glocke, sollte der Ehrenbürger Frankreichs, der Weltbürger durch den Mund des Meisters die heilige Ordnung preisen, sie,

Die das Theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.

Und an Goethe schrieb er um die gleiche Zeit: ‘Es ist ebenso unmöglich als undankbar für den Dichter, wenn er seinen vaterländischen Boden ganz verlassen und sich seiner Zeit wirklich entgegen setzen soll’. Frau von Steins Frage nach Schwaben hin: ‘Ist denn Schiller wohl jetzt ganz über die französische Revolution bekehrt?’ bejahte sich so in jedem Sinn; und noch aus den Worten des Attinghausen mahnt es, wie mit persönlichem Klange: ‘Ans Vaterland, ans theure, schließ dich an. . . . Seid einig — einig — einig’.

Mit dem Anfang des August trat Schiller die Reise an, auf die er eine frohe Erwartung mitnahm; seit drei Monaten hatte Lotte gekränkelt, und man erfuhr endlich was ihren Zustand erklärte: Schiller sollte Vater werden, eben im Vaterland. Große Sorge ward so in große Freude gewandelt, eine Zeit voll reichen innern Erlebens, voll Leides und Gewinns, Ungunst und Glück, eine Zeit überraschender Wendungen und neuer geistiger Gestaltung endete mit neuer Hoffnung.

und Schillers Empfinden strömte aus in diese Worte: ‘Die schönen Aussichten, die ich vor mir habe, erhellen mir das Herz. Ich werde zugleich die Freuden des Sohnes und des Vaters genießen, und es wird mir zwischen diesen beiden Empfindungen der Natur innig wohl sein. Es ist mir, als wenn ich die auslöschende Fackel meines Lebens in einer anderen wieder angezündet sehe, und ich bin ausgesöhnt mit dem Schicksal’.

Das Heimathsjahr.

Thüringen iſt das Land nicht, worin man Schwaben vergeſſen kann.

Schiller an Körner.

Darin bin ich doch nicht ganz mit Ihnen einig, daß Sie mir die Weimarer Welt auf Unkoſten meines Vaterlandes ſoviel gewinnen laſſen. Haben Sie ſich auch ſchon gefragt, ob es Ihnen darin nicht geht wie vielen, und wie es mir ſelbſt gegangen iſt, daß Sie da nur nicht gerne ſind, wo Sie ſein müſſen? Toleranz müſſen Sie nun einmal in alle Winkel der Welt mitbringen, und es iſt die Frage, ob ſie Ihnen überall ſo belohnt wird wie unter der gutartigen und kraftvollen Race der Schwaben?

Schiller an Wilhelm von Wolzogen.

1782 im Herbſt, war Schiller aus Schwaben geflohen, 1793 im Herbſt, kam er nach Schwaben zurück; ein Jüngling von 23 war gegangen, ein Mann von 34 kehrte wieder. Er war geſchieden als ein Werdender: 'in einer Epoche, wo noch der Ausſpruch der Menge unſer ſchwankendes Selbſtgefühl lenken muß, wo tauſend einſchmeichelnde Ahndungen künftiger Größe die ſchwindelnde Seele umgeben'; als ein fertiger Schriftſteller ſtand er im Augenblick der Heimkunft da: von Fürſten ausgezeichnet, Hofrath und Penſionär der däniſchen Großen; und über alle äußeren Ehren hinaus umgab ihn leuchtend die Liebe der Beſten, bewährt im Leid. Ein Verbannter im Vaterlande blieb er dennoch, und nur mit vorſichtigem Zögern überſchritt er darum die ſchwäbiſche Grenze: ein Aufenthalt in Heilbronn ward zuerſt verſucht, der freien Reichsſtadt, und erſt nach manchem vergeblichen Bemühen,

Herzog Karls Erlaubnis zur Rückkehr zu erlangen, ward die Übersiedlung nach Ludwigsburg gewagt und glücklich vollführt: ‘der Herzog scheint es will mich ignorieren und das ist mir grade recht’, schreibt Schiller, und er wiederholt noch einmal, nicht ohne Empfindlichkeit: ‘Der Herzog sucht etwas darin, mich zu ignoriren’.

Kläglich in der That, mit greisenhaftem Eigensinn, stand der Herrscher dem entflohenen Zögling der Karlsschule jetzt entgegen: nicht die Zeit, nicht Schillers wachsender Ruhm konnte den zähen Groll des Herzogs besiegen. Den Jenaer Gelehrten anzutasten und ihn wie die Moser und Schubart auf dem Asperg zu ‘bessern’, verbot sich freilich; darum strafte ein verbissenes Schweigen die Gesuche des Sohnes wie des Vaters, und auch als der Ludwigsburger Garnisonsrapport die Ankunft des Professor Schiller, nebst anderen Neuigkeiten, vermeldete, kam kein Wort der Entscheidung herab: daß man einem erkrankten Soldaten den Laufpaß gebe, ordnet die herzogliche Antwort sogleich an; aber von Schiller, da der Laufpaß ihm nicht zu geben war, hat die Resulution nichts zu vermelden, und sie sagt nur, verlegen-trotzig: wegen der übrigen Punkte werde dem General Sereniſſimi Entschließung zugehen. Doch ein Bescheid erfolgte nicht: wenige Wochen später schloß Herzog Karl die eigenwilligen Augen zu. Erst jetzt hatte Schiller volle Freiheit der Bewegung, erst jetzt konnte er nach Stuttgart wiederkehren.

Doch er verblieb in Ludwigsburg, der Stadt seiner Kindheit, wo Hovens alte Freundschaft sorgend um ihn bemüht war, und wo bald nach der Ankunft ein jüngster Schiller erschien: ‘Wünsche mir Glück, lieber Körner’, bittet er den Freund, am 15. September. ‘Ein kleiner Sohn ist da; die Mutter ist wohlauf, der Junge groß und stark und alles ist glücklich abgelaufen. Nicht 6 Tage waren wir hier angelangt, so ging es los’. Und Hoven erzählt in seiner Selbstbiographie: ‘Schiller hatte sich zu Bette begeben, die Entbindung verzögerte sich tief in die Nacht. Meine Frau brachte Schillern das Kind vor das Bette, er schlief noch, aber das Geräusch erweckte ihn. Sein erster Anblick, wie er die Augen aufgeschlagen hatte, war der ihm geborene

Sohn. Seine Freude war unausſprechlich'. Dem Coadjutor zu Ehren wurde das Kind Carl getauft, am 23. September, und die feierliche Handlung vereinigte Schillers ganze Familie um ihn; nach langer Trennung ſchloß ſich der Kreis der Nächſten nun reicher wieder zuſammen, und gemeinſam mit der Herzogin von Weimar und der Frau Hofmeiſterin von Lengefeld fungirten als Taufzeugen auch der 'Herr Hauptmann Schiller, nebſt deſſen Eheliebſte, Großeltern': 'der gute Vater und die liebe Mutter', ſagte Lotte ein Jahrzehnt darauf, 'ſahen ſo ehrwürdig an jenem Tage aus, wie ſie ihrem erſten Enkel ihren Segen gaben, daß mir ihr Bild ſtets im Herzen bleiben wird'.

Unverändert in Rüſtigkeit und Thatenluſt hatte Schiller den Vater wiedergefunden, nach ſo viel Jahren: 'er iſt in ſeinem 70. Jahre das Bild eines geſunden Alters', ſchreibt er, 'und wer ſein Alter nicht weiß, wird ihm nicht 60 Jahre geben'. Was den Vater ſo friſch macht, iſt nichts anderes, als des Sohnes Allheilmittel: 'er iſt in ewiger Thätigkeit', ſagt Schiller, 'und dieſe iſt es, was ihn geſund und jugendlich erhält'; und als der Sohn in jener Zeit den Eltern einmal ſchrieb: 'es iſt mir immer himmliſch wohl, wenn ich beſchäftigt bin und meine Arbeit mir gedeiht', da durfte er auf das beſte Verſtehen zumal des Vaters zählen. Der Friede mit den Seinen, der in der Wanderzeit ſo heftig bedroht worden, ward jetzt völlig wiederhergeſtellt; gleich als die Ehren des Profeſſorenthums den Heimathloſen wieder in eine 'gewiſſe Rechtlichkeit' gerückt hatten, beruhigte ſich des Vaters bürgerlicher Sinn, das ſteife 'Er', mit dem er den Sohn bisher angeredet, erweichte ſich zum 'liebſten Fritz', und in einem rührenden Schreiben zog er, am Geburtstag des Sohnes 1791, die Summe ſeines Schickſals und ſprach die Gründe für ſein eigenes Handeln offen aus: 'Durch wie viel Umwege hat Gott all dieſes an Ihm und uns gethan! Wie viel mußte der liebe Fritz erſt leiden, ſich öfters in dem härteſten Druck befinden, von ſeinen Eltern ohne Hülfe, in fremdem Lande einzig ſich ſelbſt überlaſſen und immer im Zweifel ſein, wie er Seine angefangene Rolle in der großen Welt würde fortſpielen können. Ich muß jetzt zu meiner Demüthigung bekennen, daß

ich für meinen Sohn immer mehr Furcht als Hoffnung genährt habe, und das vornehmlich deswegen, weil ich Ihn zur Erreichung Seiner über meinen Horizont gegangenen Absichten niemals unterstützen konnte. Theuerste Frau Tochter, ich wende mich jetzt an Sie und danke Ihnen mit dem wärmsten Gefühl eines Vaters für alle Ihre Liebe und Sorgfalt, die Sie Ihrem lieben Gatten, unserm Sohn, erwiesen. Gott segne Sie mit aller Fülle seines Segens'. In lebhafter Theilnahme verfolgt er nun den Gang Schillers von der Dichtung zur Geschichte, zur Aesthetik: als der Briefwechsel mit dem Prinzen von Augustenburg zu erscheinen beginnt, schreibt er, bescheiden und treffend: 'nach meinem geringen Urtheil wird derselbe bei den Herrn Gelehrten Sensation verursachen'; und gesteigertes Interesse nimmt er am 'Abfall der Niederlande', welcher in die Gegenden führt, die er selbst einst im Erbfolgekriege durchzogen, und meldet, erfreut von dem wachsenden Ruhme des Sohnes, an Reinwald: 'Fritz hat sehr gute Aussichten, steht auch in Göttingen in guter Reputation und die Gelehrten wünschen nur, daß er die niederländische Geschichte vollends herausgeben möchte. Ein junger Gelehrter, Namens Mohl, der erst von Göttingen zurückgekommen, sagte, daß man nicht vermuthet, daß es möglich wäre, eine Geschichte so philosophisch zu schreiben, hauptsächlich ist das, was ich selbsten anmerkt, am meisten aufgefallen, daß Fritz aus den factis die geheimen Triebfedern und Absichten, die Caractere der handelnden Personen und dergl. so artig zu entwickeln und zu schildern wußte'. Als dann 1792 Schillers Mutter und seine Schwester Nanette sich auf den Weg nach Jena machen und den Alten sein Amt zurückhält, sieht er in Sehnsucht und Trauer den Scheidenden nach: 'mir schneidet es hart ein', ruft er, 'daß ich nicht auch die Freude haben soll, nach einer Zeit von 10 Jahren meinen einzigen lieben Sohn zu umarmen'. Und so geschah es um des Vaters willen vor allem, daß Schiller die schwäbische Reise unternahm: 'ich kann und darf sie nicht aufgeben', sagt er, 'denn die ganze Hoffnung meines Vaters beruht darauf, und ich bin ihm diese Liebe schuldig. Er ist im Oktober 70 Jahre alt, und also läßt sich mit ihm nichts aufschieben'.

Im fröhlichen Familienkreiſe ward dieſer ſiebzigſte Geburtstag auf der Solitude begangen, am 27. Oktober, drei Tage nach des Herzogs Tode; und manches Geſpräch des Tages mag dem ‘alten Herodes’ noch gegolten haben, der eben in der Ludwigsburger Schloßkirche, bei nächtlichem Fackelſchein beigeſetzt worden. Mit der Freude über den Feſttag miſchte ſich die bange Frage nach der Zukunft der Solitude unter dem neuen Herrſcher, und die Sorge um des Hauptmanns Geſundheit: die Folgen von ‘acht ernſtlichen Campagnes’, auf die er zurückblickte, machten ſich nun doch, in rheumatiſchen Beſchwerden, arg geltend, aber mit Umſicht alle Vorbereitungen zum Geburtstag zu treffen, blieb er dennoch ſorgſam bemüht: ‘In all dieſer Betrachtung’, ſchreibt er, ‘iſt anjetzo mein Vorſchlag, daß ich Sonntag früh den Schäfer mit ſeinen Pferden nach Ludwigsburg ſchicke, um den lieben Fritz, Lotte und Karlgen, ſammt Nanette und der Kindswärterin hierher zu fahren. Für ſo viel Perſonen können wir Liege-Statt aufbringen. Über all dies ſchickt es ſich auch beſſer, meinen Geburtstag hier zu halten und etwa bis den 10. November nach Ludwigsburg zu kommen. Dem Schäfer will ich das Fuhrlohn ſelbſt bezahlen. Ein Fäßlein Wein von 24 Maaß hab’ ich von Stuttgart kommen laſſen, aber nicht von dem 80 fl.- ſondern nur 70 fl.-Wein, den wir jetzt probiren wollen. Die Maaß kömmt nur auf 25 Kreuzer, und da wäre doch des Monats gegen 4 fl. erſpart, wenn dieſer dem lieben Fritz ſchmecken ſollte’. Statt des Gegenbeſuchs am zehnten November, den die Rückſicht auf den Herzog verbot, ſtellte ſich dann, als eine willkommenſte Geburtstagsgabe, des Vaters Bild ein, von Frau Simanowitz ‘ausgemalt’, und Schiller antwortete erfreut: ‘Für Ihr, mir ſo werthes Bildniß danke ich Ihnen tauſendmal, liebſter Vater; ſo froh ich indeß bin, daß ich das Andenken von Ihnen habe, ſo viel froher bin ich doch, Sie ſelbſt zu haben und in Ihrer Nähe zu leben. Wir müſſen aber dieſe Zeit etwas beſſer nützen und keine ſo lange Pauſen machen, ehe wir wieder zuſammenkommen. Meinen Wagen will ich mit nächſter Gelegenheit hinaufſchaffen und bei Ihnen ſtehen laſſen, daß Sie ſich ſeiner immer bedienen können. Es kommt ja

gar nicht just auf den Tag an, wenn man zusammen fröhlich sein will, und jeder Tag, wo ich mit meinen lieben und besten Eltern zusammen bin, soll mir festlich und willkommen, wie ein Geburtstag sein. Jetzt meine und unser Aller herzlichste und kindlichste Grüße an Sie beide, und an die gute Nane meinen brüderlichen Gruß. Auf baldiges frohes Wiedersehen. Ihr gehorsamer Sohn Fr. Schiller'.

Wechselnd waren Schillers Schwestern, Nanette und Louise, in dieser Zeit seine Gäste, und während die Eltern kamen und gingen, und Besuche gewechselt wurden, halfen sie den Haushalt führen und den kleinen Karl pflegen; und Nanette zumal, eben an der Grenze von Kind und Jungfrau, ward Aller Liebling. Als Schiller floh, hatte sie grade das fünfte Jahr vollendet; nun sah er erstaunt, daß sie 'ein hübsches Mädchen geworden', zwar noch ganz 'Kind der Natur', aber aus schwärmenden braunen Augen verlangend in die Welt der Kunst blickend: die Werke des Bruders las sie und declamirte sie mit Begeisterung und strebte, wie Schiller in jungen Tagen, eifrig zur Bühne selber hin. Schon die Zwölfjährige hatte sich einst 'in Verfassung eines Trauerspiels' geübt; und daß sie auch äußerlich dem Bruder ähnlich ward, bezeugt der Vater: 'Für Nanette ist es schade', sagte er, 'daß ich ihr nicht eine bessere Erziehung geben kann; sie hat Kopf und das beste Herz, auch viel von des lieben Fritzen Bildung'. Ihr Porträt, von Frau Simanowitz gemalt, zeigt einen zugleich anmuthigen und charakteristischen Kopf, von freier Haltung und klug-träumerischem Blick; lange braune Locken fallen auf ein weißes Mädchengewand herab, das Hals und Brust offen läßt; und nach keinerlei Zier, weder Schmuck noch Band, scheint die jungfräuliche Schlichtheit dieser Erscheinung zu verlangen. Von anderer, festerer Art war Louise, Nanes ältere Schwester: sie hatte 'wenig Aeußeres', bezeugt Christophine Reinwald, und erst 1799, mit dreiunddreißig Jahren, führte ein ehrsamer Bewerber, Vikar Frankh, sie in die Ehe, dem sie eine brave schwäbische Pfarrersfrau wurde. Der Mutter glich sie, nicht dem Vater: geschäftig in der Wirthschaft, wie diese, weich und stets bereit zum Geben, schneller betrübt, als erfreut: 'sie hatte immer von Natur

etwas Aengſtliches, das ihr jede kleine Unannehmlichkeit vergrößert', ſagt Chriſtophine von ihr, und Schiller von der Mutter: 'ſie nährt ſich gleichſam von beſtändiger Sorge. Wenn ſie auf einer Seite keine mehr findet, ſo ſucht ſie ſie mühſam auf einer andern auf'. Und wie die Mutter es liebte, 'Päckle' zu ſenden, und dem Sohn ſorgſam einen warmen Leibrock ſtiftet, oder dem kleinen Karl etliche Sacktücher, ſo bittet Louiſe den Bruder wohl um die Erlaubniß, ihm eine Binde zu ſtricken und hält genauen Vortrag über den Stoff: 'ich dächte von feiner Wolle oder Baumwolle oder Flockſeiden würde es gut ausfallen; dies würde mir äußerſt viel Vergnügen machen'. Frauenhaft bemüht pflegten ſo Mutter und Schweſter den lang Entfernten, und Schiller ſchreibt ſehr befriedigt gleich nach der Ankunft: 'Meine zweite Schweſter verſteht die Wirthſchaft ſehr gut und führt jetzt meine Oekonomie'. Sein Wohlgefallen darüber mochte um ſo größer ſein, als offenbar Lotte dieſe bürgerliche Freude an der Wirthſchaft niemals gekannt hat.

Indem aber Schiller in den Kreis der Familie wiederkehrte und ſchöne Tage lebte, im Erinnern an erſte Jugend, kehrte er auch den Freunden zurück, die durch die ganze ſchwäbiſche Zeit ſeine Nächſten geweſen waren: Hoven und Peterſen, Haug und Zumſteeg, Dannecker und Conz werden ſein täglicher Umgang wieder, wie einſt in Lorch, in Ludwigsburg und auf der Karlsſchule. Conz hatte ſchon in Jena Schiller aufgeſucht, und beluſtigt ſah der Dichter, wie aus dem ſchmächtigen 'tübingiſchen Magiſterchen' ein umfangreicher, behäbiger Herr 'Helfer' ſich entwickelt hatte; Peterſen jedoch war geblieben was er war: ein Freund der Bücher und des Weines; und ein Verſuch Schillers, in burſchikoſer Laune den alten Kameraden unter den Tiſch zu trinken, gerieth übel: Schiller ſelbſt fiel als Opfer, und unter ausgelaſſenen Späßen wälzte er ſich, in der 'geiſtlichen Herberge' zu Stuttgart, auf dem Tiſche herum. Für Hoven, der Schillers Umgang am eifrigſten jetzt genoß, gab das Wiederſehen die mannigfachſten Anregungen, und Schiller bewog ihn nicht nur, alte dichteriſche Pläne aufzunehmen, er trieb ihn auch in die mediciniſche Schriftſtellerei hinein und gab ſo Anlaß, daß aus dem Ludwigsburger

Arzt ein Würzburger Professor wurde: denn was in jungen Tagen gegolten hatte, das galt noch immer, und Schiller durfte das Wort nun wiederholen: daß Er es sei, der die Neigungen der Freunde bestimme. Sie waren die Alten geblieben, sie hatten den Ort so wenig gewechselt wie den Vorstellungskreis, und darum fand Schiller, der als ein Anderer zurückkam, aus der Welt in die Enge der Heimath, so manchen der Freunde 'verbauert'; um so imponirender aber erschien Er den Freunden, und den Unterschied empfanden sie gut zwischen dem Schiller von ehemals und von nun: 'Er war ein ganz anderer Mann geworden', sagt Hoven, 'sein jugendliches Feuer war gemildert, er hatte weit mehr Anstand in seinem Betragen, an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit in seinem Anzuge war eine anständige Eleganz getreten, und seine hagere Gestalt, sein blasses kränkliches Aussehen vollendeten das Interesse seines Anblicks. Wie anständig war jetzt seine sonst etwas ausgelassene Jovialität! Kurz, er war ein vollendeter Mann geworden'.

Noch manche anderen Züge hat Hoven aufgezeichnet, die von Schillers Leben in dieser Zeit ein deutliches Bild gewähren. Er schildert ihn in der Freude an seinem Kinde, und wie er den Weihnachtabend, im Vorgefühl künftiger Christzeiten, ganz allein vor dem geputzten Tannenbaum verbringt, lächelnd und von seinen Früchten naschend; er schildert ihn in seiner Arbeit in der Stille der Nacht, wo die Plage der Brustkrämpfe am ehesten Ruhe gab, und erzählt, wie er als ein 'anderer Mann' auch zu geänderten Anschauungen gelangt war: von den 'Räubern' und seinen älteren Werken überhaupt hörte er nur ungern reden und schien sie am liebsten ungedruckt zu wünschen; und von der französischen Revolution urtheilte er, daß sie ein Ende mit Schrecken nehmen werde: die Republick, sagte er voraus, werde eben so schnell wieder aufhören, wie sie entstanden sei, sie werde in Anarchie übergehen und das einzige Heil der Nation werde sein, daß ein kräftiger Mann erscheine, er möge herkommen, woher er wolle, der den Sturm beschwöre, wieder Ordnung einführe und den Zügel der Regierung fest in der Hand halte, auch wenn er sich zum

unumschränkten Herrn nicht nur von Frankreich, sondern auch von einem Theil des übrigen Europas machen sollte. Unschwer erkennt man in solchen Aussprüchen den Eindruck wieder, den trotz allem die wachsende Kraft der Franzosen auf Schiller gemacht hatte, ihre von der Vertheidigung zum Angriff überspringende jugendliche Eroberungslust, wie sie damals etwa in Dumouriez und Custine Person ward; denn Scharffensteins Wort, bei allen Wandlungen, traf auf Schiller noch immer: 'Kraftäußerung begeisterte ihn vorzüglich'.

Neben all diese Erzählungen aber, welche des Dichters geistige Stärke und Hoheit aussprechen, sein nimmer ermattendes Streben und den allem Menschlichen zugewandten, frohen Sinn, muß man den Bericht Hovens über Schillers Krankheit setzen, wenn man sein Kämpfen und Erliegen und wiederum siegreich Kämpfen ganz verstehen will in seiner Größe. Nur ein einziges Mal, so berichtet Hoven, versuchte Schiller einen Spaziergang von etwa einer Stunde zu unternehmen und bitter genug mußte er das Wagniß büßen: so bald die Sonne nur am Untergehen war, empfand er schon Beschwerden, eilig wurde der Rückzug angetreten, aber mitten im Walde überfiel der Brustkrampf Schiller so stark, daß Hoven sich ängstlich nach Hilfe umsah: mehr tragend als führend brachte er den halb Ohnmächtigen endlich ins Haus zurück. In solchen Zeiten ärgsten Leidens mag es gewesen sein, daß der Angstruf sich Schiller entrang, gegen Körner: 'Gebe nur der Himmel, daß meine Geduld nicht reiße, und ein Leben, daß so oft von einem wahren Tode unterbrochen wird, noch einigen Werth bei mir behalte'.

Vielerlei hatte sich vereinigt, um Schillers Laune so erschreckend zu verdüstern, und von Neuem durchlebte er eine der härtesten Krisen jetzt: was er besaß, erschien ihm entwerthet, was er entbehrte, schien allen Werth des Lebens nun zu umschließen. Er kann nicht arbeiten, das ist das Erste: 'es giebt viele Tage', ruft er, 'wo ich Feder und Schreibtisch hasse'. Den wogenden Reichthum der Pläne, den er mit sich trägt, kann er nicht nützen, 'wegen des elendesten aller Hindernisse': und er muß froh sein, da er an größere Compositionen gar nicht mehr

denken darf, wenn wenigstens ein kleineres Ganze ihm gelingt. Einen Tractat über das Naive plant er darum gegen Jahresende, ‘doch nur für die Thalia’, sowie eine Schrift vom ästhetischen Umgange: aber grade diesen, den ästhetischen Umgang und die geistreich plaudernde Tischgesellschaft von Jena, muß er jetzt schmerzlich entbehren und findet sich ganz verlassen in einer ‘monatelangen Dürre’. Anstatt also Hilfe zu empfangen von der Außenwelt, muß er vielmehr mit aller Macht dem widrigen Eindruck entgegenstreben, den der Umgang anders gearteter Menschen auf ihn macht: und die Reizbarkeit des Kranken läßt ihn den Abstand zwischen derjenigen Cultur, aus der er herkommt, und dieser schwäbischen Uncultur nur um so heftiger gewahr werden. ‘Meine Gefühle’, sagt er, ‘sind durch meine Nervenleiden reizbarer, und für alle Schiefheiten, Härten, Unfeinheiten und Geschmacklosigkeiten empfindlicher geworden. Wäre ich mir nicht bewußt, daß die Rücksicht auf meine Familie den vornehmsten Antheil an meiner Hierherkunft gehabt hätte — ich könnte mich nie mit mir selbst versöhnen’. Auch Körner, so empfand er in der Verfinsterung seiner Laune und sprach es aus, fast wider seinen Willen, — auch Körner gab ihm die Anregung nicht, die Wärme des Verstehens, durch die er ihn sonst erfreut hatte; und in der That war Körners Streben durch diese ganze Zeit gewesen: den Freund von der Wissenschaft fort, fort von der Geschichte zumal, in die Kunst zurückzuziehen. Die inneren Nöthigungen in Schillers sich verzweigender Entwicklung erkannte er nicht, und spornte ihn, aus dem sicheren Gefühl heraus, daß Poesie sein Eigenstes bleiben werde, zum Dichten, nur zum Dichten an. Zu all diesen geistigen Nöthen aber kam für Schiller auch die Sorge um die Existenz wieder allgemach herauf: denn wenn die Zeit des dänischen Stipendiums abgelaufen war, — wie wollte er, ein todtkranker Mann, den wachsenden Haushalt künftig bestreiten? Da die ‘Mainzischen Aspecten sich ganz verfinstert hatten’, erwog er, von Lotte und Caroline berathen, den seltsamen Gedanken, Weimarischer Prinzeninstructor zu werden, wie einst Vater Wieland; und sehr bereitwillig kam er einem thatenlustigen jungen Verleger entgegen, der ihm durch Hang empfohlen worden, Johann

Friedrich Cotta, und erfreute ihn durch Vorschläge zu künftigen Unternehmungen.

So hoch war die Unlust Schillers an dem erst ersehnten schwäbischen Aufenthalt jetzt angestiegen, daß er scheiden wollte, mitten im Winter: nur fort, eilig fort ruft es in ihm, wie stets in geistigen Krisen, wie in Mannheim, in Dresden, wie in der Heimath selber einst. Als nun gar die Kriegsunruhen näher zu kommen schienen, war ein neuer Grund gefunden, zu reisen, und chère mère wurde um Übersendung des jährlichen Zuschusses von zweihundert Thalern ersucht; sie schickte das Geld am 11. Januar, mahnte aber dringend: 'thut ja keinen übereilten Schritt mit eurer Zurückreise in der jetzigen Jahreszeit mit Schillern, der schon die warme Abendluft in Jena nicht vertragen konnte'. Der Reiseplan ward vertagt, aber nur um nach wenigen Wochen wieder aufzutauchen; Verwundete von der kaiserlichen Armee sollten nach Ludwigsburg kommen, und dem Lärm und der Gefahr einer ansteckenden Seuche wußte der Kranke nicht eilig genug zu entgehen. Und auch die 'Lage der Sachen wegen Rudolstadt' mußte Hauptmann Schiller, zu Anfang März, traurig anerkennen als einen Grund zur Reise: er meinte die Sorgen, welche Caroline Beulwitz in dieser Zeit den Ihrigen gab, und über welche Schiller und Lotte chère mère persönlich zu trösten wünschten.

Den Vorsatz, sich von ihrem Gatten zu trennen, hatte Caroline lange gehegt, bis sie, im Juni 1793, mit der festen Absicht nicht wiederzukehren, nach Schwaben abgereist war, zur Beruhigung der Mutter von Fräulein Ulrike von Beulwitz, ihrer Schwägerin, bei dieser 'Badekur' begleitet. Im August hatten sich dann die Beiden mit Lotte und Schiller vereinigt und die Übersiedlung von Heilbronn nach Ludwigsburg mitgemacht. Aber seit demselben Sommer 1793 lebte in Schwaben, gradwegs aus dem Pariser Krater kommend, auch Wilhelm von Wolzogen: und Caroline wünschte nun, unmittelbar nach der Scheidung sich ihm zu vermählen. Weder Lotte noch Schiller waren dem Plane geneigt, und es wird an aufregenden Scenen nicht gefehlt haben, welche Schillers tiefe Verstimmung vielleicht im Letzten

erklären: er sah, daß seine geistige Macht über die nächste Freundin enden wollte, und sie von auffallenden Schritten zurückzuhalten fühlte er sich gänzlich außer Stande: mit dem Frühjahr gingen Caroline und Wolzogen plötzlich in die Schweiz und lebten dort gemeinsam, unter anderem Namen versteckt, — während Fräulein Ulrike, unbekannt wie, in die Heimath spedirt wurde. ‚Es wäre doch entsetzlich, wenn es noch vor der Scheidung heraus käme', schrieb Frau von Lengefeld damals. Die Entfremdung von Schiller ward eine vollständige: noch im September 1794, als die Neuvermählten durch Weimar kamen, wo Schiller grade zu Besuch war, vermied er es, Caroline zu sehen; und als er den Eltern, im November, die Heirath mittheilte, klingt seine Erregung noch deutlich nach: ‚Ich wollte Ihnen nicht früher von dieser Sache schreiben,' sagt er, ‚theils weil ich immer noch gehofft hatte, sie rückgängig zu machen, theils weil sie mir in so vielem Betracht fatal ist. Nun ist es geschehen und ich schlage sie mir aus dem Sinn so gut ich kann. Diese zwei Leute schicken sich garnicht zusammen und können einander nicht glücklich machen. Aber wem nicht zu rathen ist, dem ist nicht zu helfen. Ich bekümmere mich nicht mehr darum. Diese Geschichte hat meine Schwägerin und mich ziemlich gegeneinander erkältet'.

Hauptmann Schiller war gefaßt, in jenem Schreiben vom 7. März 1794, den Sohn reisen zu sehen und die Abschiedsstunde schien ganz nahe: ‚Der Wagen wird früh ankommen', schrieb er, ‚damit wir doch einige Stunden uns letzen können. Ihr Liebsten meines Herzens, ach! wie hab ich Gott gedankt, euch alle von Angesicht zu sehen'; aber noch einmal ward die Fahrt, um volle zwei Monate, vertagt, und nicht in hypochondrischer Verstimmung, in fröhlicher Frühlingslaune sollte Schiller die Heimath verlassen: von Ludwigsburg entschloß er sich nach Stuttgart überzusiedeln, er miethete sich in einem Gartenhause ein, wo er bei ‚beispiellos angenehmer Witterung den ganzen Einfluß des wiederauflebenden Jahres' genoß und fand nun endlich, zugleich mit dem körperlichen Behagen, in anregendem Verkehr auch die freie Geistesstimmung wieder, die er ersehnt. Mit dem Kaplan

Werkmeister, einem festen Kantianer, konnte er philosophische Conversation halten, und der getreue Zumsteeg und zumal Dannecker gaben seinen dichterischen Interessen den ersehnten 'ästhetischen Umgang': ein wahres Kunstgenie nennt er Dannecker, dessen Anregungen ihm gar wohl thun. So geschah es, daß er die ästhetischen Briefe, an denen er in Ludwigsburg zögernd geformt, bei Seite legte und sich zur poetischen Produktion gedrängt fand; er nahm den Plan zum 'Wallenstein' wieder vor, und im ersten Eifer sah er das weite Werk schon der Vollendung nahgerückt: 'ist nur der Plan erst fertig,' ruft er, 'so ist mir nicht bange, daß er in drei Wochen ausgeführt sein wird'. Nicht drei Wochen, ganze fünf Jahre sollten hingehen, bis daß seine Hoffnung sich erfüllte.

Eine kleine Reise, die Schiller jetzt mit Hoven unternahm, führte ihn zu Abel, seinem alten Lehrer in Tübingen, wo man, von dem erfreuten Professor verschleppt, in einem großen Studentenbau, der 'Burschi', aus ungeheuern Schüsseln gemeinsam mit den theologischen Stipendiaten speisen mußte, und wo Abels Enthusiasmus selbst Nachts nicht Ruhe fand: den Leuchter in der Hand, immer im Begriff, das Schlafzimmer zu verlassen, war er nicht eher von dem geliebten Gaste fortzubringen, als bis ihn Hoven überzeugt hatte, daß Schiller schon fest im Schlafe liege. Drei merkwürdige junge Theologen, Stubengenossen im Stift zu Tübingen, waren eben damals als Magister in die Welt gezogen: Schelling, Hegel und Hölderlin; jenen beiden sollte Schiller dann in Jena begegnen, diesen hatte er durch Stäudlin bereits kennen gelernt, den alten Gegner der 'Laura'-Lieder, welcher sich dem berühmten Landsmann voll Ehrerbietung nun genähert hatte; und mit wohlwollender Reserve empfahl Schiller den jungen Hölderlin als Hofmeister für Charlotte Kalbs Knaben. Auch Fichtes Bekanntschaft machte er jetzt, der zu Reinholds Nachfolger ernannt war: 'eine sehr gute Acquisition' für Jena, so meinte Schiller, von dem die Philosophie noch Großes zu erwarten habe. Und mit Johann Friedrich Cotta ward gleichfalls persönliche Bekanntschaft gestiftet und die Geschäftsverbindung einstweilen durch ein kleines Geldgeschäft

eingeleitet; bereitwillig ging Cotta auf Schillers Wünsche ein und zahlte, gegen Wechsel auf Göschen, 200 Thaler aus.

In der glücklichen Laune dieser Zeit, als er erkannte, daß es sich in Schwaben zuletzt doch leben ließ, hat Schiller auch über die Karlsschule sein Urtheil gefällt, anders als in Stuttgarter Tagen; und wie er der Familie, den Freunden sich wieder nahefühlte, so versöhnte er sich jetzt den geistigen Mächten, die über seiner Jugend gewaltet. Schon in Ludwigsburg hatte er die alte Lateinschule und den alten Lehrer, Professor Jahn, wieder aufgesucht, und wo er einst auf den Bänken eifrig gehorcht, da schaltete er nun vom Katheder herab: zu wiederholten Malen erschien, in Vertretung des leidenden Alten, der Jenenser Hofrath als Lehrer, und trug der aufmerkenden Jugend von Ludwigsburg Logik und Rhetorik und Geschichte vor. In Stuttgart dann, nach Karls Tode, suchte er die Militärakademie auf, und fand sein Andenken aus alten Zeiten so lebendig, wie sein Wirken in den neuen: noch zeigte man Schillers Bett vor, und den Platz, den er im Garten einst bestellt, jetzt ‘Schillergarten’ geheißen; und vierhundert Karlsschüler begrüßten den Besucher im großen Speisesaal mit enthusiastischen Rufen: ‘vor jeder Tafel’, so wird erzählt, ‘mit fünfzig Gedecken jede, unter Begleitung des Intendanten der Akademie und seiner Offiziere anhaltend, empfing Schiller mit Huld und sichtbarer Rührung das laut klingende Hoch’. Bald darauf aber hob der neue Herzog die Akademie gänzlich auf, und Schiller stimmte in die allgemeine Klage über das jähe Ende ein: ‘dieses Institut hat ungemein viel Kenntnisse verbreitet’, schrieb er, ‘artistisches und wissenschaftliches Interesse; die Künste blühen hier in einem für das südliche Deutschland nicht gewöhnlichen Grade; und die Zahl der Künstler hat den Geschmack an Malerei, Bildhauerei und Musik sehr verfeinert’.

Als ein lebendes frohes Zeugniß, für diese Wirkungen der Akademie, stand Dannecker ihm vor Augen: ‘bei weitem den besten’ unter den Stuttgarter Künstlern findet er ihn, den ein vierjähriger Aufenthalt in Rom vortrefflich gebildet hat. Dem Menschen und dem Künstler zugleich galt sein Wohlgefallen: eine der liebenswürdigsten

Erſcheinungen trat Schiller in dem alten Akademiegenoſſen entgegen, lebensfriſch und naiv: ‘il beato’, ſo hatte Canova ihn zu Recht getauft. ‘Ich lerne viel von ihm’, ſagt Schiller, in dankbarem Erinnern an empfangene Einſicht, und er giebt auch hier das Geſchenkte zurück, indem er dem Freunde den Homer in Voſſens Überſetzung überreicht, als eine Quelle der Anregung für den Künſtler. Grade Dannecker, der ‘an der Wahl des Gegenſtandes’ litt, nach Goethes Wort, empfand jetzt Schillers belebende Kraft, wie ſie Hoven eben empfunden, und er ſehnte ſich nach dem Entfernten zurück: ‘du warmer Mann würdeſt mich gewiß wieder aufgefrühren’, ruft er; ‘lieber Schiller, ich bin ſo glücklich ſeitdem ich deinen Homer beſitze’. Auf denſelben Weg weiſt hier Schiller den Schaffenden, wie die ‘Weimariſchen Kunſtfreunde’ ſpäter thaten, welche Homer die reichſte Quelle für den Künſtler nannten; und immer näher kommt er ſo, von verſchiedenen Seiten her, der claſſiciſtiſchen Anſchauung Goethes.

Danneckers Perſönlichkeit, ſchärfer als in ſeinen Werken, hat in ſeinen Briefen ſich ausgeprägt, in dieſen friſch hingeplauderten, geſprochen geſchriebenen Briefen; und was der Sohn des Homerüberſetzers, Heinrich Voß, von ihm geurtheilt, das beſtätigen dieſe liebenswürdigen Selbſtbekenntniſſe: ‘Welch eine freundliche Erſcheinung iſt der Dannecker’, ruft Voß, ‘wie habe ich mich an ſeinem ſcharfen Auge ergötzt, und an ſeinem lieblichen Weſen, das ich nur mit dem ſchwäbiſchen Ausdruck herzig zu bezeichnen weiß’. Nicht als ob er an einen Entfernten ſich wendete, ſchreibt Dannecker, ſeine Lebendigkeit arbeitet mit beſtändigen Ausrufen, Anreden, Unterbrechungen wie im Geſpräch: ‘Bravo!’ ruft er, ‘das thut mir wohl’, er ſpricht freimüthig heraus, wie's ihm um's Herz iſt und bittet dann etwa nachher: ‘verzeihen Sie mir, wenn ich mich verſchrieben habe’; er berichtet ganze Zwiegeſpräche und führt ſeinen Fürſten und ſich redend ein, wie ſie über Schillers Büſte ſtreiten: ‘Potz tauſend wie groß! ſagte er. Aber warum? Ich: Ihr. Durchlaucht Schiller m u ß ſo groß ſein. (In einem fermen Ton geſprochen, die beiden Arme geſtreckt, ſo daß das Innere der Hände en face kam.) Aber was wollen Sie damit machen?

Ich: Ihr. Durchlaucht der Schwab *muß* dem Schwaben ein Monument machen'.

Die Ausgestaltung dieser Büste aber ward ein heiliges Anliegen für Dannecker, in der Zeit von Schillers Aufenthalt bis über seinen Tod hinaus. Lieber will er sterben, als daß sie ihm mißlänge: 'und das Sterben', ruft der fröhliche Mann, 'ist so meine Sache nicht'. Eine Büste in Lebensgröße arbeitet er zuerst, 'streng nach der Natur', und sie findet den wärmsten Beifall aller: 'der Originalausguß', sagt Goethe, 'hat eine solche Wahrheit und Ausführlichkeit, daß er wirklich Erstaunen erregt'. Und als Schiller gestorben, da löste sich Danneckers Schmerz in dem Plane eines Denkmals in Stein: 'Ich glaubte die Brust müßte mir zerspringen', ruft er, 'und so plagte mich's den ganzen Tag. Den andern Morgen beim Erwachen war der göttliche Mann vor meinen Augen, da kam mir's in den Sinn, ich will Schiller lebig machen, aber der kann nicht anders lebig sein, als colossal. Schiller muß colossal in der Bildhauerei leben, ich will eine Apotheose'.

Noch zwei andere Bilder des Dichters sind in dieser Schwäbischen Zeit ausgeführt worden, ein Stich und ein Oelgemälde: jener von Johann Gotthard Müller gefertigt, auch einem alten Karlsschüler, nach einem Bilde Graffs von 1791, dieses von Frau Simanowitz geleistet, wie die andern Familienporträts, und in unzähligen Nachbildungen seither verbreitet. Die Dame hat einen Damen-Schiller gemalt, mit weichem Pinsel: die gläsernen Augen, die matte Haltung zeigen den leidenden Schiller an, nicht den, welchen Kraftäußerung begeistert; den Dichter des Fridolin, nicht den Dichter der Räuber. Näher ist Müller auf Graffs Spuren dem Wesen des Mannes gekommen: den zur Seite geneigten Kopf auf die rechte Hand gestützt, die linke nach der Tabaksdose greifend, sitzt der Dichter nachdenklich da, den leuchtenden Blick dem Beschauer zugekehrt; aber daß auch hier der ganze Schiller nicht ist, daß er abermals in's Weiche idealisirt worden, hat schon Lotte ausgesprochen: 'ich finde', schreibt sie, 'Schiller hat mehr Geist noch in seiner Physiognomie; aber schöner ist das Bild'. Den

echten Schiller hat Dannecker nur gegeben, den leidenden und den thatkräftigen, den milden und den ſtarken: Energie athmet der ganze Kopf, das Zuſammenſpiel von Mund und Naſe und Kinn hat den feinen Zauber und alle fließenden Linien des Lebens, und nichts iſt verſchwiegen, nichts verweichlicht: der lange Hals, wie die ſcharf herausſpringende Naſe, die eingefallenen Wangen und die hervorſteckenden Backenknochen, ein jedes iſt treu und ſcharf und bedeutend gefaßt. Man denkt an Goethes Wort gegen Eckermann: ‘Alles an Schiller war ſtolz und großartig; aber ſeine Augen waren ſanft’.

Schiller hatte ſeine Abreiſe auf den 6. Mai feſtgeſetzt; aber noch unmittelbar zuvor, am 4., fand eine Zuſammenkunft ſtatt, die den Beſuch in der Heimath bedeutſam abſchloß: Cotta kam nach Stuttgart und man unternahm, an einem unvergeßlichen Frühlingstag, einen Ausflug bis nach Untertürkheim und auf den Kahlenſtein (heute Roſenſtein genannt): noch nach einem Jahrzehnt erinnerten ſich Beide gern an jene erſte Fahrt, die ihrer Freundſchaft den Grund gab. Jetzt, die Gedanken ſchon auf's Scheiden wehmüthig gerichtet, mit dem Blick auf ſchönes ſchwäbiſches Land, auf die Thäler und Berge ſeiner Kindheit, Neckarthal und Remsthal und ſchwäbiſche Alp, — jetzt ſchloß Schiller ſich dem Landsmanne auf; den Plan zu einem großen Tagesblatt legte dieſer vor, Schiller erwiderte mit dem Project eines literariſchen Journals, das ihn ſeit mancher Zeit bewegte; und der ſpeculirende Zug in ihm, der publiciſtiſche Unternehmungsgeiſt, der ſeit den Tagen der Anthologie und des Württembergiſchen Repertoriums immer wieder in Schiller aufgelebt, traf nun endlich den verwandten, in's Große gehenden Geſchäftsſinn: der Schwabe verſtand den Schwaben. Bald wollte Cotta den Dichter in Jena aufſuchen, und dann wollte man zu feſten Abmachungen ſogleich gelangen.

Es ging zum Scheiden. Ein Greis von ſiebzig und ein Kranker ſollten auseinandergehn, auf viele Tagereiſen, und bang trat vor ihre Seele die Frage nach dem Wiederſehen: ‘Der Abſchied wird mir herzlich ſchwer werden’, ſchrieb Schiller an Chriſtophine, ‘da doch niemand für die Zukunft ſtehen kann. Der liebe gute Papa hat große

Luſt, uns künftiges Jahr zu beſuchen. Dieſe Ausſicht erleichtert mir einigermaßen unſere Trennung, und über der Hoffnung verſchmerze ich vielleicht das Bittre des Augenblicks. Unſer Aufenthalt im Lande iſt ſchnell vorübergerauſcht und wir haben einander nicht ſo oft genießen können als wir wünſchten'. Schiller nahm den Auftrag mit, für das neue Werk ſeines Vaters von der Baumzucht einen Verleger zu beſtellen: und von dem Gelde, das dieſe Schrift ihm eintrug, ſo plante der Alte, wollte er ein Pferd erſtehen und noch einmal, der Weitgereiſte, einen Ritt durch's deutſche Land wagen, den lieben Fritz und die Tochter in Meiningen zu beſuchen. Auch eine lebendig plaudernde Erinnerung an die Heimath nahm in Schillers Reiſewagen Platz, die Kindsmagd Wezel aus Neckarrems die den kleinen Schwaben Karl, den 'Goldſohn', behütete; und noch eine zweite Jungfer Wezel ward ſpäter als Hausmagd nachgeſchickt.

Schillers Reiſe ging über Meiningen, wo er drei Tage mit Chriſtophine und Reinwald angenehm verlebte; und am 15. Mai, nach einer glücklichen Fahrt von im Ganzen neun Tagen, traf er in Jena wieder ein. Mit fröhlichem Gefühl ſah er auf dies Heimathsjahr nun zurück, auf die 'ſchöne Erneuerung der Jugendfreundſchaft', der 'brüderlichen Neigung' zu den Genoſſen; er empfand, daß der ſchwäbiſche Aufenthalt, mit ſeinen Freuden und Schmerzen, eine große Lebensepoche ihm abſchloß, und daß die Zeit der leidenſchaftlichen Kriſen nun endlich vorüber ſei; und ſeine eigene Einſicht bekräftigte der Freund, der dem Rückkehrenden in Jena entgegentrat, Wilhelm von Humboldt: 'Immer glaubte ich', ſo ſchreibt er an Schiller, 'ſeit Ihrer Zurückkunft nach Jena eine Aenderung an Ihnen zu bemerken. Alles Beſte von ſonſt fand ich wieder und erhöht, aber außerdem eine ſo gleichmäßige Ruhe und Milde. Gewiß iſt Ihre Geiſtesform jetzt auf ewig beſtimmt.'

An einem entſcheidenden Wendepunkt ſteht Schillers Entwicklung: die Lehrjahre ſind beendet; es beginnen die Meiſterjahre.

Aeſthetik.

Kants Philoſophie giebt, nach meiner gegenwärtigen Ueberzeugung, die feſten Grundſteine her, auch ein Syſtem der Aeſthetik zu errichten. Weit entfernt, mich für denjenigen zu halten, dem dieſes vorbehalten iſt, will ich wenigſtens verſuchen, wie weit der entdeckte Pfad mich führt. Führt er mich gleich nicht zum Ziel, ſo iſt doch keine Reiſe ganz verloren, auf der die Wahrheit geſucht wird.

Schiller an den Prinzen von Auguſtenburg.

Der Gang unſeres Geiſtes wird ſo oft durch zufällige Verkettung beſtimmt. Die metaphyſiſch-critiſche Zeitepoche, welche beſonders in Jena herrſchte, ergriff auch mich; es regte ſich das Bedürfniß nach den letzten Principien der Kunſt; und ſo entſtanden jene Verſuche, denen ich keinen höhern Werth geben darf und will, als daß ſie eine Stufe meines Nachdenkens und Forſchens bezeichnen, und eine vielleicht nothwendige Entladung der metaphyſiſchen Materie ſind, die, wie das Blatterngift, in uns allen ſteckt, und heraus muß.

Schiller an Rochlitz.

Schillers Abſicht, als er in Kants Philoſophie nur eben eingetreten, war geweſen: die neue Lehre ganz in ſein Eigenthum umzuwandeln. Sein Ehrgeiz und der innere Zwang ſeiner Natur miteinander treiben ihn, aus der Maſſe der Schüler ſich abzuſondern und ausdrücklich faßt er den Vorſatz: nicht kantiſch zu ſein; denn nur ſo könne man auf dem Jenenſer Katheder etwas Neues ſagen. Der Werthung ſeiner Aeſthetik iſt damit die Richtung gezogen: nach Schillers 'Eigenthum' geht die Frage, eifriger als nach dem überlieferten Schatz der Vorgänger. Nicht die Stellung Schillers in der

Geschichte der Aesthetik gilt es zu bestimmen, in einer Wissenschaft also, welche, als Metaphysik, in Selbstzersetzung endigte und welche, als Empirie, von der Gegenwart nur eben wieder erbaut wird: sondern zu zeigen ist, wie Schillers Individuum und Schillers Epoche in seiner Aesthetik sich abformte; und wie sein Schaffen Impulse und neue Stützen gewann in dieser Zeit der Speculation.

Die philosophische Anschauung Schillers, am frühsten und am naivsten, hatte aus den beiden Schriften der Elevenzeit gesprochen: aus der 'Philosophie der Physiologie' und dem 'Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen'; und wenn in der einen Schillers ursprünglicher Glaube an die zwei großen Weltbezirke, Geist und Materie, unverhüllt redete, und ein spiritualistischer Trieb für die Selbstherrlichkeit der Seele begeistert kämpfte, wenn in der andern das bedingte Recht der Sinnlichkeit verfochten ward, als der ersten Leiter zur Vollkommenheit — so spiegelt dieser frühe Widerstreit die ganze philosophische Entwicklung der Folge schon ab: immer wieder will ein leidenschaftlicher Idealismus emporkommen in Schiller, das Erbe theologischer Erziehung, und die Seele will den Erdenkloß meistern, in den sie gebannt; aber immer wieder auch gewinnt der Künstler in Schiller Macht, der die Erscheinung vertheidigt, die Welt des Seienden: und der Zusammenhang beider Naturen darum, ihr harmonischer Zusammenklang im Aesthetischen wird oberstes Princip.

Geist und Materie, die hoffnungslos Geschiedenen, in Verbindung zu setzen, hatte schon der Eleve eine ungewisse 'Mittelkraft' gefunden; und der Verfasser der 'Schaubühne als moralische Anstalt' schon hatte die Vereinigung der Getrennten in der Kunst sich anbahnen sehen: 'unsere Natur', rief er, 'gleich unfähig, länger im Zustand des Thiers fortzudauern, als die feineren Arbeiten des Verstandes fortzusetzen, verlangte einen mittleren Zustand, der beide widersprechende Enden vereinigte, die harte Spannung zu sanfter Harmonie herabstimmte, und den wechselweisen Uebergang eines Zustands in den andern erleichterte. Diesen Nutzen leistet der ästhetische Sinn oder das Gefühl

für das Schöne'. Bestimmter dann hatte der Dichter der 'Künstler' dargestellt, wie die Kunst erst die freie schöne Seele aus dem Sinnenschlafe loswand:

Jetzt fiel der Thierheit dumpfe Schranke,
Und Menschheit trat auf die entwölkte Stirn,
Und der erhab'ne Fremdling, der Gedanke,
Sprang aus dem staunenden Gehirn.

Von solchen Anschauungen erfüllt, hatte Schiller jetzt im Kant gelesen, wie zur Bestätigung: 'Der Geschmack macht gleichsam den Uebergang vom Sinnenreize zum habituellen moralischen Interesse ohne einen zu gewaltsamen Sprung möglich' — und der neue Grundgedanke seiner ästhetischen Speculation war nun gefunden, im Verfolg des alten: Kunst allein ist zwischen den beiden Grundtrieben im Menschen der Mittler, Kunst allein stellt den vollen Menschen her.

Noch von einer andern Seite können Schillers Rede von der 'Schaubühne' und Schillers 'Künstler' an seine Aesthetik heranführen. Die Verachtung, mit der 'Facultäten auf freie Künste herunterſehen', hatte jener den Impuls gegeben, wie diesen, und ihr Zweck war gewesen: die Würde der Kunst zu bezeugen, durch die moralische Wirkung der Schaubühne dort, durch die culturbildende Macht der Schönheit hier. Nach weitester Geltung für die Göttin über seinem Leben rang der Mannheimer Dichter, wie der Weimarer, und der Jenenser Professor setzte nun fort, was jene begonnen: abermals treibt es ihn an, die 'mit dreifach Erz umpanzerte Brust der Gelehrten' zu durchdringen, und die neue Aufgabe entsteht dem Kantschüler: 'die seelenbildende Kunst zum Rang einer philosophischen Wissenschaft zu erheben'. Während die vorzüglichsten Denker die Metaphysik, das Naturrecht und die Politik auf neuen Grundlagen ausbilden, will er, der Anfänger, der erst seit gestern in das Heiligthum hineingeblickt, an der verstoßenen Kunstphilosophie zum Ritter werden. Denn auch die Schönheit, dünkt ihn, muß wie ihr Geschwister, die Wahrheit, auf ewigen Fundamenten ruhen: 'und die ursprünglichen Gesetze der Vernunft müssen auch die Gesetze des Geschmacks sein'.

Vor den Thron der Vernunft ward so die Kunst geladen im idealistischen Eifer: nicht aus der Welt der ästhetischen Erfahrung mehr, wie die Winckelmann und Lessing und Herder, aus der Welt der philosophischen Vorstellung wollte Schiller die Lehre von der Kunst aufbauen. Gegen die 'Schnürbrust' der socialen Gesetze hatte einst Karl Moor gehadert mit Flammenworten; aber schlimmer durften jetzt die Gesetze der Vernunft schnüren und pressen: die Mannigfaltigkeit der Dinge engten sie in Formeln ein. Der Wolffischen Schule, Baumgarten, Herder noch, war Aesthetik die Lehre vom 'sinnlich Vollkommenen' gewesen; jetzt hatte sie Kant, mit der 'Kritik der Urtheilskraft', ganz in den Zusammenhang seiner Vernunftkritik eingestellt: und dem Zwange seiner Gedankenwelt erlag Schiller auch, trotz ursprünglichen Sträubens, der gegen den Uebermuth des Denkers in den 'Künstlern' noch protestirt hatte, der der Schönheit nicht den ersten Sklavenplatz nur geben wollte neben der Wahrheit, und der mit der Kunst Cultur hatte beginnen und schließen sehen. Zum rechten Despoten der Epoche war sie erwachsen, diese Vernunft: gleichviel, ob sie nun auf dem Kaiserstuhle saß und Joseph der Zweite hieß, oder Robespierre und Republiken leitete, ob sie auf dem Professorenstuhl sich destillirte zur 'reinen Vernunft', — überall wollte sie geschichtlich Gewordenes meistern aus Begriffen; und die 'Göttin Vernunft', die leibhaftig in Notre Dame thronte, ward zum wahren Symbol der Aufklärungszeit. Nicht auf die Nation und den Staat, auf die 'Regierungsform der Vernunft' vertraut der Kosmopolit, so lautete, recht im Sinne der Epoche, Wielands Katechismus; und Schiller Julius schon lernte von Raphael: daß Vernunft die einzige Monarchie in der Geisterwelt ist, und daß der Mensch seinen Kaiserthron im Gehirne trägt.

Aber grade in Schiller, dem begeisterten Anhänger der reinen Vernunft, wendete sich und ergänzte sich, durch seine Natur wie sein Erleben, dies Ideal: geschreckt von der blinden Tyrannei der Begriffe stellte er neben sie den gereinigten Willen und das veredelte Gefühl; und geschreckt von der Wuth der französischen Revolution erstand der

Gedanke der ästhetischen Erziehung ihm: nicht von außen, durch Doctrin, sollten die Gebote der Vernunft herangetragen werden an die verstumpfte Menschheit, von innen heraus sollten sie gebildet werden durch organisches Entwickeln der schon keimenden Gabe. Zwar der Glaube besteht an die Obmacht der Vernunft, und aus ihr unmittelbar die Gesetze der Kunst abzuleiten, die einzig wahren, die ewigen, bleibt das Ziel; doch immer wieder corrigirt sich philosophischer Drakonismus durch gerechte Milde des Poeten, und gegen das Moralgesetz der Neuern stellt sich das antike Gesetz des Natürlichen: wohl hält Schiller in der einen Hand den Kant, als er auftritt von 'Anmuth und Würde' zu reden, aber in der andern trägt er den Homer, und hoch hebt er ihn heraus aus der Folge der Zeiten, ein ewiges Muster des Schönen.

Gleich im Sommer 1790, als das ästhetische Interesse in Schiller aufwacht, giebt ihm die reichste Anregung seine junge Begeisterung für die Antike; und wenn der Hamburger Dramaturgist fest an Aristoteles geglaubt hatte, so glaubt Schiller, auf seinen Spuren, fest an die Vorbilder des griechischen Dramas selbst: 'kein Buch, blos Reminiscenzen und tragische Muster' leiten sein Colleg an. Im Herbst dann, mit der neuen Vorlesung, wiederholt sich sein enthusiastisches Bekenntniß, und als die Vorbedingung für eigenes Schaffen erscheint ihm die Einsicht in antike Kunst, in Kunst überhaupt: 'ehe ich der griechischen Tragödie mächtig bin', ruft er, 'und meine dunklen Ahnungen von Regel und Kunst in klare Begriffe verwandelt habe, lasse ich mich auf keine dramatische Ausarbeitung ein'. Und indem er nun die Forderungen, welche die classicistische Kunstanschauung in ihm entwickelt, zu einer ersten principiellen Darlegung zusammenfaßt, und sie prüft, mit der ganzen rücksichtslosen Subjectivität des Producirenden, an einem gegebenen Object, entsteht seine Recension von Bürgers Gedichten, im Winter 1790, kurz vor dem Ausbruch der Krankheit. Januar 1791 erschien sie in der Jenaer Literatur-Zeitung, anonym.

Schiller hatte Bürger persönlich kennen gelernt, das Jahr zuvor in Weimar, und hatte einen graden ehrlichen Kerl in ihm gefunden,

mit dem sich allenfalls leben ließe: 'sein Aeußeres', schreibt er, 'ist plan und fast gemein: dieser Character seiner Schriften ist in seinem Wesen aufgegeben'. Schiller und Bürger verabredeten einen 'kleinen Wettkampf der Kunst zu Gefallen': sie wollten beide das nämliche Stück aus Virgils Aeneide übersetzen, jeder in einer andern Versart. Schiller wählte sich Stanzen aus, nach Wielands Muster im 'Oberon'; und hatte er einst, als Eleve, diese selbe Aeneide in den vollen Sturm- und Drangstil hineinzutreiben gesucht, so wünschte er jetzt, im Sinne seiner neuen Kunstanschauung, durch die spielenden Reize der Form mit dem 'oft empörenden' Inhalt zu versöhnen. Wie beim 'dreißigjährigen Krieg', so dachte er auch hier an ein weibliches Publikum: 'Schiller hat diese Arbeit für Damen unternommen', so bezeugt Reinhold. Das zweite und vierte Buch übertrug er frei, zumeist im Krankheitsjahr, er gab willig dem 'Kitzel Poesie zu treiben' nach, und nahm es erfreut als ein Pfand künftiger Thaten, daß diese Verse ihm so leicht und warm und lebendig geriethen.

Aber nicht nur durch poetische Praxis, auch in der Theorie stellte er gegen Bürgers Ideale die seinen: und der Wettkampf ward zum Streit. Indem er aber Gottfried August Bürger zu recensiren schien, recensirte er vielmehr Friedrich Schiller: denn ein Dichter von seiner Art, wenn er Andere characterisirt, characterisirt sich. Und grade die productive Stärke, mit der sich neue Ideale in ihm jetzt aufrichteten, ließ ihn ohne alle Rücksicht reden, einseitig, leidenschaftlich.

Wieder ist sein Ausgangspunkt das Verhältniß von moderner Wissenschaft und Kunst: die Gleichgiltigkeit, mit welcher das philosophirende Zeitalter auf die Dichtung herabzusehen anfängt, treibt den Jenenser Professor, auch in 'so unpoetischen Tagen' eine sehr würdige Bestimmung für die Kunst zu finden: die getrennten Kräfte der Seele soll sie vereinigen zu harmonischem Bunde, und den ganzen Menschen in uns soll sie wieder herstellen. Das aber vermag sie nur, wenn sie auf der geistigen Höhe des Zeitalters steht; wenn blos reife und gebildete Hände sie ausüben. Kann der gebildete Mann in Gedichten die Vorurtheile und gemeinen Sitten wiederfinden wollen, die ihn im

wirklichen Leben verſcheuchen? Die Matadorſtücke der Jugend werden zunichte, vor einem männlichen Geſchmack; aber beſtehen bleibt die veredelte, zur reinen Menſchheit hinaufgeläuterte Individualität. Idealiſirung, ſo erkennt der Verfaſſer der 'Räuber' nun, iſt eins der oberſten Erforderniſſe des Poeten; idealiſiren aber heißt: das Vortreffliche des Gegenſtandes von gröbern oder doch fremdartigen Beimiſchungen befreien, alle einzelnen Züge der Harmonie des Ganzen unterwerfen, und das Individuelle und Locale zum Allgemeinen erheben; und was der Dichter ſo an Idealen gewinnt, muß einem innern Ideal von Vollkommenheit entſtammen, das in der Seele des Schaffenden ſelbſt wohnt. Jedoch Bürger iſt weit entfernt von dieſer Idealiſirkunſt: der ganze trübe Strudel einer ungebändigten Leidenſchaft brauſt und wallt noch in ſeinen Liedern, ſie beſingen den Schmerz mitten im Schmerz, ſtatt ihn aus der ſanftern und fernenden Erinnerung zu formen, ſie ſind oft nichts mehr als pathologiſche Gelegenheitsgedichte, denen die idealiſche Reinheit mangelt und deren unreife Eruditäten den gebildeten Geſchmack beleidigen. Daß Bürger ſie auch bei wiederholter Durchſicht begnadigte, zeigt, daß ihm ſelbſt, nicht nur ſeinen Werken, die letzte Hand noch fehlt; aber weil er, ſo gut wie einer, es werth iſt, ſich zu vollenden, ſo ſtrebe er ſeine reichen Gaben zu gatten mit immer gleicher äſthetiſcher und ſittlicher Grazie, mit männlicher Würde, mit Gedankengehalt, mit hoher und ſtiller Größe, und die höchſte Krone der Claſſicität wird er erringen.

Bürger glaubte einen Haupttrumpf auszuſpielen, als er in ſeiner ſcharfen 'vorläufigen Antikritik' den anonymen Kritiker als einen Metaphyſikus kennzeichnete, nicht einen Künſtler: 'er hat, wie Macbeth, keine Kinder'; denn hätte er welche, meinte Bürger — er würde auch ihnen das Todesurtheil geſprochen haben. Schiller konnte mit Recht erwidern, daß er für die Hoheit der Kunſt ſtreite, nicht für den Ruhm ſeiner eigenen Producte, und daß der Gegner gegen ſeine Gedichte nur ſo viel Vernünftiges vorbringen ſolle, als er immer vermöge. Er hatte ſie nicht 'begnadet', die wildeſten Lieder der Jugend, er wußte genau, daß er, zugleich mit Bürger, dem Vorbild ſeiner Lyrik, ſich

ſelber preisgab; und weit entfernt, für den 'Venuswagen' und die Derbheiten der 'Anthologie' väterliche Zärtlichkeiten zu hegen, wünſchte er vielmehr, von neuen Forderungen bewegt, das Beſte ſeiner Frühzeit nur, in geläuterter Form, fortleben zu ſehen. Und dies grade, das Gericht über ſich ſelbſt, erklärte die naive Heftigkeit der Recenſion: ſtatt auf den Boden des Gegners zu treten, und ihn zu treffen, von da aus, ſtellte er, wie einſt in der 'Egmont'-Kritik, ſeine Natur der fremden mit unbefangener Sicherheit entgegen: und während ſo die wuchtigſten Hiebe in die Luft gingen, ließ er ſeine eigene künſtleriſche Perſönlichkeit nur anſchauen und legte die Wurzel frei ſeines Claſſicismus.

Auch in jener andern Kritik eines Lyrikers, welche am Ausgang von Schillers Aeſthetik ſteht, wie dieſe am Eingang, in der Beſprechung von Matthiſſons Gedichten aus dem Herbſt 1794, wird mehr Schillers Kunſtauffaſſung deutlich, als die Eigenart des Kritiſirten, — wenngleich hier ein ſympathiſch wägendes Lob den Gegenſtand dennoch mit anſchauen läßt. Einfachheit ſucht Schiller, von Schwaben rückkehrend, Stimmungen der Kindheit, der Einſamkeit, ſanfte Schwermuth und Stille der Natur; und er findet ſie in Matthiſſons ſentimentaliſch verzierten Gedichten wieder, wo Sylphen im Nebelduft tanzen, wo Lunas Dämmerlicht leuchtet, und eine mit Aufzählungen und Contraſten bewußt operirende, verzopfte Kunſt der Natur Herr zu werden ſtrebt. Nicht weil ihn Matthiſſons Perſon (der ihn in Ludwigsburg aufgeſucht) mehr zugeſagt hatte als diejenige Bürgers, ſondern weil er hier einen ſorgſam geſtaltenden Künſtler zu erkennen glaubte, der einem Maximum der Schönheit ſtreng und keuſch zuſtrebte, maß er ihm das Lob reichlich zu, gleichwie Bürger den Tadel; und in einer umſtändlichen äſthetiſchen Deduction aus Principien begründete er ſein Urtheil und gelangte von Neuem zu der Anſchauung ſeiner Claſſik: daß nur in dem allgemein Menſchlichen der echte Gegenſtand der Dichtung liege; je weniger individuell alſo der poetiſche Ausdruck ſei, je weniger zufällig, deſto näher komme er dem Ideal: dem großen Stil.

Schillers oberſte poetiſche Intereſſen hießen Lyrik und Drama; und war er über jene ſich theoretiſch klar geworden an dem Object

Bürgers, ſo fragte er nun, in zwei Aufſätzen für die ‘Neue Thalia’, nach dem ‘Grund des Vergnügens an tragiſchen Gegenſtänden’ und nach dem ſpecifiſchen Weſen der ‘tragiſchen Kunſt’. Aus den Vorleſungen von 1790 noch hervorgegangen, aber geformt erſt gegen Ende 1791, zeigen dieſe Abhandlungen einen Doppelkopf: von der Empirie gehen ſie aus, von Schillers eigenen Erfahrungen und den Leſſingſchen Ideen in der Dramaturgie, und gradweg wollen ſie lehren, wie die Wirkungen der Tragödie erzeugt werden; aber ſchon zieht es ſie hinüber zu den abſtracten philoſophiſchen Formeln, und Kants Größe verkünden ſie beredt. Wie der tragiſche Affect Luſt gewähren könne, war eine Frage, welche Leſſing und ſeinen Kreis, Mendelsſohn, Nicolai, intim beſchäftigt hatte; Schiller beantwortete ſie, noch unter dem erſten Eindruck der ‘Kritik der Urtheilskraft’, Kantiſch, nicht Leſſingſch-Ariſtoteliſch. Ganz ſcheint er den Zuſammenhang der beiden Naturen im Menſchen zurückzuſchieben, und nur ihren Widerſtreit noch empfindet er, nur die Ohmacht des Geiſtes. ‘Den preiſe ich ſelig’, ſo hatte er einſt an Körner geſchrieben, ‘dem es gegeben ward, der Mechanik ſeiner Natur nach Gefallen mitzuſpielen und das Uhrwerk empfinden zu laſſen, daß ein freier Geiſt ſeine Räder treibt’; und die nämliche Anſchauung, aus der Sprache des Gefühls in die Sprache der Doctrin überſetzt, legt er nun der Begriffsſtimmung der Tragödie zu Grunde. Als ein freies Vergnügen definirt er, im Anſchluß an Kants ‘unintereſſirtes Wohlgefallen’, die Kunſt, und Schillers Lieblingswort begegnet ſo gleich hier, am Eingang ſeiner Aeſthetik: auch durch ſie, in einem neuen Sinne, geht ‘die Idee von Freiheit’ hindurch. Frei aber iſt dasjenige Vergnügen, bei dem die Seele nicht dem Mechanismus unterworfen wird, bei dem nicht phyſiſche Urſachen die Empfindung bedingen und nicht fremde Geſetze die Herrſchaft ſich anmaßen über den Geiſt. Wo das Umgekehrte eintritt, wo die Kunſt darſtellt, wie Vernunft Herr wird über die Sinne, da entſteht das Erhabene: auf dem Vermögen des Widerſtands in uns gegen die ſcheinbare Uebermacht der Natur ruht es, ſo lernte Schiller von Kant, und das Gelernte giebt er freudig nun weiter.

Welche Weisheit auch hätte der leidende Mann begeisterter auffassen können, als die ihn spornte, sein heroisches Ich aufzurichten gegen den kranken Körper? Die ihn hieß, jede gesammelte Kraft der Seele einzusetzen, um Meister zu werden des stockenwollenden 'Uhrwerks'? Aller Haß des Idealisten, aller Widerwille seiner Natur gegen grobe Mechanik verkörpert sich jetzt für Schiller in diesen Begriff des 'Uhrwerks'; und wenn ihn Leibnitzens Optimismus einst gelehrt, mit jenem berühmten Gleichniß, die prästabilirte Harmonie der beiden Uhren, Geist und Materie, zu erkennen, wenn der Zögling der Medicin den Zusammenhang der thierischen und geistigen Natur begriffen, so wird dem vom Krankenbett Erstehenden nun doch der Körper zum Kerker des Geistes nur, und im Kant findet er, im Kant sucht er sich für sein Gefühl den Beweis. In dem Sieg des moralischen Zweckmäßigen über bloße Naturkraft, über alles, was nicht moralisch ist, was nicht unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft steht, sieht er das Wesen der Tragödie: denn was sorgen wir uns um die Natur mit allen ihren Gesetzen, fragt er, wenn grade die verletzte Natur, Schmerzen der Triebe, Sinne, Leidenschaften, die moralische Zweckmäßigkeit in uns in ihrem vollsten Lichte zeigt? 'Uebereinstimmung im Reich der Freiheit ergötzt uns unendlich mehr, als alle Widersprüche in der natürlichen Welt uns zu betrüben vermögen'. Dies Reich der Freiheit aber ist das Reich des Geistes, und auch die echte Tragik offenbart ihn so, den Triumph des Geistes über Natur.

'In dem Aufsatz, das tragische Vergnügen betreffend, wirst Du viel Kantschen Einfluß gewahr werden', hatte Schiller an Körner geschrieben, den 4. December 1791; aber in das tiefere Studium Kants trat er erst jetzt, nach dem dänischen Geschenk, ein, und aus der vollen Abhängigkeit vom Meister gelangte er zu eigener Theorie: in den Vorlesungen vom Winter 1792 auf 93, welche Schillers Hörer Michaelis herausgegeben hat, in dem Briefwechsel mit Körner, der auf das philosophische Gespräch 'Kallias' vorbereiten sollte, in den Aufsätzen 'Ueber Anmuth und Würde' und 'Vom Erhabenen' hat er diese Theorie entfaltet, bis sie, in Jena, in Schwaben und nach

der Heimkunft, in den Briefen ‘Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen’ zum letzten Abſchluß kam.

‘Ich wollte Poeſie treiben’, berichtete Schiller, am 15. October 1792, ‘aber die nahe Ankunft der Collegienzeit zwingt mich, Aeſthetik vorzunehmen. Jetzt ſtecke ich bis an die Ohren in Kants Urtheilskraft’. Was vor Kant in der Aeſthetik geleiſtet, erſcheint dem eifrigen Jünger nun als ſpärlicher Anſatz: pſychologiſch-empiriſche Regeln ohne Vollſtändigkeit ſind es, ſo erzählt er ſeinen Studenten, und eine nach vorhandenem Muſter ängſtlich gebildete Theorie. Er aber will nicht, wie die engliſchen und franzöſiſchen Aeſthetiker, wie die Leſſing und Herder in Deutſchland, den Weg von unten herauf wählen, von der Erfahrung zum Geſetz, er will, von oben herabſchreitend, legislative Aeſthetik begründen: was das Schöne iſt, das Erhabene, gilt es aus der Vernunft heraus zu beſtimmen, aprioriſch, nicht empiriſch. Mit den üblichen Eintheilungen des akademiſchen Unterrichts nun, in Schulformeln und lehrbaren Sätzen, entwickelt Schiller ſein Thema: zum erſten Mal laſſen dieſe Collegienhefte Schiller im Profeſſortalar anſchauen; denn was er aus ſeinen Vorleſungen ſelber veröffentlicht hat, Hiſtoriſches wie Aeſthetiſches, iſt ſorgſam gefeilt und für den Druck umgeformt. Wie Burke, wie Moritz, wie Kant das Schöne beſtimmt haben, wird wiſſenſchaftlich entwickelt, und auf der Kantiſchen Anſchauung ruht aller Nachdruck des Lehrers, ihr Terminus iſt auch der ſeine; aber ſchon regt ſich deutlich der Gegenſatz ſelbſt zu ihr, und in zwei Sätze drängt ſich Schillers Widerſpruch zuſammen: ‘Die Kantiſche Kritik leugnet die Objectivität des Schönen aus keinem genügenden Grunde’, lautet der eine, der andere aber: ‘Eine Handlung nach dem Geſetze der Vernunft iſt dann ſchön, wenn ſie ausſieht, als geſchähe ſie aus Neigung’. Jenes iſt der Grundgedanke des ‘Kallias’ geworden, dieſes der Grundgedanke von ‘Anmuth und Würde’.

Auf den erſten Bericht Schillers bereits, daß er in Kants Studium eingetreten, hatte Körner erwidert, am 13. März 1791: ‘Ich bin äußerſt begierig darauf, was Kants Ideen in Deinem Kopfe hervorbringen werden. Kant ſpricht bloß von der Wirkung der

Schönheit auf das Subject. Die Verschiedenheit schöner und häßlicher Objecte, die in den Objecten selbst liegt, untersucht er nicht. Daß diese Untersuchung fruchtlos sein würde, behauptet er ohne Beweis, und es fragt sich, ob dieser Stein der Weisen nicht noch zu finden wäre.' Die Anregung, welche Körner hier gegeben, und welche bei Schillers Besuch in Dresden, im Frühjahr 1792, sich verstärkt haben wird, nahm Schiller auf: so fern ursprünglich seiner eigenen Subjectivität die Frage nach dem objectiven Schönen gelegen haben mag, so eifrig doch strebt er dem Punkte zu, wo ein Weiterbau der Aesthetik schien beginnen zu können; und als er endlich meint, jenen Stein der Weisen zu besitzen, meldet er, ganz erfüllt von der Größe des Ereignisses, um das Jahresende 1792: 'Den objectiven Begriff des Schönen glaube ich gefunden zu haben. Ich werde meine Gedanken darüber ordnen, und in einem Gespräch: Kallias oder über die Schönheit, auf die kommenden Ostern herausgeben. Du wirst Deine Freude daran erleben, denn es wird in mir heller mit jedem Schritt. Oft wünsche ich, daß mir meine Gesundheit auch nur so lang bleiben möchte, bis dieser Kallias geendigt ist'. Und weil seine temperamentvolle Ungeduld die giltige Ausgestaltung des Fundes nicht erwarten mag, drängt es ihn gebieterisch, in einer Reihe von umfangreichen Berichten, philosophischen Abhandlungen mehr als Briefen, das wichtigste Neue dem Freunde sogleich zu entfalten.

Nun ist es aber characteristisch zu sehen, wie Schiller, indem er ein Objectives zu suchen glaubt, ein Subjectives findet, aus nur subjectiven Antrieben heraus. Ein 'Bedürfniß der Vernunft', so gesteht er selbst, spornt ihn, nicht eine Erkenntniß des Wirklichen oder gar eine Erfahrung: das Bedürfniß nämlich, auch im Aesthetischen das Walten der Vernunftgesetze nachzuweisen; und weil er zwischen Wahrheit und Schönheit die Grenzen doch erhalten will, so kommt er zu dem Schlusse: das Schöne muß zwar keineswegs vernunftmäßig, allein es muß vernunftähnlich sein. Das Wesen der Vernunft aber, so hat er aus Kant gelernt, verlangt, daß sie frei sei, daß sie sich rein aus sich selbst bestimme, ohne alle Einmischung der Triebe, ohne alle

Rückſicht auf Nutzen oder Legalität des Handelns; und auch das Weſen des Schönen verlangt demnach, daß es zwar nicht frei ſei, aber frei erſcheine. Und ſo iſt denn der Stein der Weiſen gefunden in der Formel, welche er am 8. Februar 1793 verkündet (demſelben Tage, da er ſeinen Ekel ausſpricht an den entarteten Söhnen der Freiheit, den franzöſiſchen Schindersknechten): ‘Schönheit iſt Freiheit in der Erſcheinung’. Zwiſchen den zwei Welten, welche die tragiſchen Abhandlungen noch in Gegenſatz und Kampf ſehen, ſchlägt Schiller nun die Brücke, und zwiſchen Geiſt und Natur, zwiſchen dem Reich der Freiheit und dem Reich der Erſcheinungen ſtellt Kunſt die Verbindung her.

Und wie bezeugt ſich nun dieſe Schönheit in den Objecten, dieſe Freiheit der Erſcheinungen? Durch das Subject dennoch, welches ſeinen eigenen Freiheitsbegriff den Erſcheinungen nur leiht und unterſchiebt; die Idee der Selbſtbeſtimmung, an der der Geiſt ſich berauſcht, trägt er hinüber in die Natur, und rückſtrahlend ſieht er ſie nun ſein Ich glanzvoll wiederum erhellen: ‘die ſchöne Sinnenwelt’, ſchreibt Schiller, ‘iſt das glücklichſte Symbol, wie die moraliſche ſein ſoll, und jedes ſchöne Naturweſen außer mir ein glücklicher Bürge, der mir zuruft: Sei frei wie ich’. Der ganze Ichcultus des Jahrhunderts, philoſophiſch geſteigert und geweitet, ſcheint ſich in ſolchem Wort zu ſammeln; und gleichwie ſpäter ein anderer Kantſchüler, Heinrich Kleiſt, Glück das erfreuliche Anſchauen unſerer eigenen moraliſchen Schönheit nennt, ſo gewinnt jetzt auch in Schiller dieſes ethiſche Narciſſusthum noch einmal Macht, und ein einziger herrlicher Spiegel der freien Menſchenſeele ſcheint ihm die ganze Welt des Schönen. Nur eine Conſequenz ſolcher Anſchauung iſt es, wenn er ſpäter an Matthiſſon es lobt, daß er die todte Natur durch ſymboliſche Operationen vermenſchlicht; denn, ſagt er, ‘ein edler Geiſt begnügt ſich nicht damit, ſelbſt frei zu ſein, er muß alles Andere um ſich her, auch das Lebloſe, in Freiheit ſetzen. Schönheit aber iſt der einzig mögliche Ausdruck der Freiheit in der Erſcheinung’. Schon der Jüngling hatte ähnlich empfunden, der Verfaſſer der Anthologie, wenn er bekannte: ‘Stünd’

im All der Schöpfung ich alleine, Seelen träumt ich in die Felsensteine'; der Dresdener Dichter dann hatte gemeint, der größte Schatz des Menschen sei: sein 'Ebenbild'; und in einfachster Form hatte Schiller die philosophische Theorie verkündigt, den Sommer vor dem großen Funde, als er mit dem Blick auf den Abendhimmel ausrief: 'Ach man muß doch das Schöne in die Natur überall hineintragen'. Von solcher Anschauung aus das objective Schöne zu finden, mußte freilich mißlingen, und schon Körner erwiderte trocken: 'Dein Princip der Schönheit ist blos subjectiv; es beruht auf der Autonomie, welche zu der Erscheinung hinzugedacht wird'.

Merkwürdig aber bleibt, wie Schiller, seinen Beweis verfehlend, dennoch in genialem Treffen eine Reihe ästhetischer Bestimmungen entdeckt, fruchtbar für höhere Kritik. In ungestümem Ansturm wirft er seine Natur hinein in Kants Princip; und er findet, zwar nicht was er suchte, aber doch was des Suchens werth war. Stärker als seine Theorie erweist sein poetisches Temperament sich, und in die Natur des Schönen, nach seiner Terminologie, in das Wesen des Kunstwerks, nach der heutigen, glücken ihm tiefe Blicke. Die Leerheit dieser Bestimmungen zu überwinden und den Begriff der Freiheit, jenes negative Ideal, zu erfüllen mit positivem Gehalt, bedurfte es nur der Selbstbesinnung auf Schillers eigene Erfahrung; und hätte er nicht, in der Jagd nach der puren Vernunft, alles Empirische jetzt zurückgewiesen, sein weiter Blick und sein genialer Eifer hätten ihn wirklich können Steine der Weisen finden lassen. Denn diese großartige ästhetische Mythologisirung, die jedem Ding eine Persönlichkeit gab, lehrte alles Fremde, alles was nicht zum Wesen des Objectes gehörte, fernhalten: den Zweck und die Regel zuerst, weil 'eine Regel, ein Zweck nie erscheinen kann'. Nicht allein die Beziehung auf das Moralische war damit abgeschnitten, es war auch ausgesprochen, daß der Grund ästhetischen Wohlgefallens nur aus den Gegenständen selber fließen könne, nicht aus auswärtigen Gesetzen: es war 'Natur in der Kunstmäßigkeit' gefordert, als welches 'sich selber die Regel giebt, durch seine eigene Regel ist'. Und auch die Technik des schönen

Gegenstandes kann darum nichts Auswärtiges sein, aus der ganzen Existenz des Dinges muß sie fließen, und dieses muß der Technik gleichsam freiwillig zugestimmt haben: denn alle Dinge betrachtet der Geschmack als Selbstzwecke, und er duldet ganz und gar nicht, daß in seiner Republik eins dem andern als Mittel dient oder gar das Joch trägt. 'In der ästhetischen Welt ist jedes Naturwesen ein freier Bürger, der mit dem Edelsten gleiche Rechte hat und nicht einmal um des Ganzen willen darf gezwungen werden, sondern zu allem schlechterdings consentiren muß.'

Und hier ist nun der Punkt gefunden, wo der Widerspruch Schillers gegen Kant vom Aesthetischen ins Ethische überspringt: gegen den Zwang seines Moralsystems empört er sich, gegen die mönchische Härte und 'Rigidität' seines Pflichtbegriffes. Das ist, im Tiefsten, der Ausgangspunkt von 'Anmuth und Würde'.

Angedeutet war dieser Gegensatz schon in den beiden ästhetischen Briefen an Körner, vom 18. und 23. Februar 1793. Hatte Kant gelehrt, daß der freie Wille sich blos durchs sittliche Gesetz bestimme, mithin unter Abweisung aller sinnlichen Antriebe und 'mit Abbruch aller Neigungen, so ferne sie jenem Gesetz zuwider sein könnten', und hatte er vor der 'Herabwürdigung des Sittengesetzes zu unserer vertraulichen Neigung' gewarnt, so strebte Schiller zunächst nur, die moralische Handlung zu ergänzen durch den Begriff der schönen Handlung: und diese, sagt er, kommt zu Stande, wenn die Pflicht mit einer Leichtigkeit erfüllt wird, als handelte blos der Instinct: 'aus diesem Grunde ist das Maximum der Charaktervollkommenheit eines Menschen moralische Schönheit, denn sie tritt nur alsdann ein, wenn ihm die Pflicht zur Natur geworden'. Und weil dem Begriff der Freiheit, welchen die Schönheit einschließt, alle Härte, aller Zwang naturgemäß entgegensteht, so kann auch ein Character nicht schön sein, welcher unter dem Zwange des Sittengesetzes seine Sinnlichkeit demüthigt: 'daher gefällt uns Cäsar weit mehr als Cato, Thomas Jones weit mehr als Grandison'. Schon der Eleve Schiller hatte den gleichen Gedanken ausgesprochen, wenn er den Starkſinn eines

Cato, den Gleichmuth eines Seneca 'ein wirkliches Extremum' nannte, 'das den einen Theil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt'.

An diesem Punkte also befand sich Schiller bereits, und eben hatte er Körner einen weiteren Brief versprochen, 'wo alles dies mehr entwickelt werden' sollte, als eine neue Kantsche Schrift ihm zur Hand kam: 'Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft'; und obgleich es ihn verdroß, daß Kant darin die christliche Religion durch Philosophie zu stützen und somit das 'morsche Gebäude der Dummheit' zu flicken suchte, so ward er doch von Neuem von der geschlossenen Schärfe dieses Denkens tief ergriffen. 'Zwar einer seiner ersten Grundsätze', schreibt er am 28. Februar, 'ist empörend für mein Gefühl. Er behauptet eine Propension des menschlichen Herzens zum Bösen, das er das radicale Böse nennt. Er setzt es über die Sinnlichkeit hinaus in die Person des Menschen, als den Sitz der Freiheit. Gegen seine Beweise läßt sich nichts einwenden, so gern man auch wollte'. Sehr viel drastischer sprach sich damals Goethes Ablehnung dieses philosophisch-protestantischen Rigorismus aus, und er schrieb an Herder: 'Kant hat seinen philosophischen Mantel, nachdem er ein langes Menschenleben gebraucht, ihn von mancherlei sudelhaften Vorurtheilen zu reinigen, freventlich mit dem Schandfleck des radicalen Bösen beschlabbert, damit doch auch Christen herbeigelockt werden, den Saum zu küssen'. Und Herder, Spinozist wie Goethe und auf die Einheit des Alls leidenschaftlich dringend, befestigt im Glauben an die Güte der Menschennatur, nicht an ein radicales Böse — Herder trat auf ähnlichen Wegen wie Schiller, nur mit der ganzen morosen Bitterkeit seines Temperaments und mit der Entrüstung des überzeugten Monisten, seinem alten Lehrer Kant entgegen: das objective Schöne wollte auch er, in der 'Kalligone', finden; und daß die Pflicht zur Natur werde, hatte er schon 1787 in seiner Schrift 'Gott' gefordert: ihr hatte, in Schillers erster Weimarer Zeit, ein Gespräch Herders und Schillers gegolten.

Von vielen Seiten vorbereitet, gesammelt in stiller Betrachtung, dem nächsten Freunde vertraulich entfaltet, und lebendig geweitet durch

Zustimmung und durch Widerspruch, trat so Schillers neue ästhetische Anschauung in die Welt hinaus; und aus dem versprochenen Brief an Körner ward die Abhandlung für die Neue Thalia, 'Anmuth und Würde'. An die christliche Lehre hatte Kant sein jüngstes Werk, deutend und umdeutend, geknüpft; Schiller zeigte sogleich die Uebereinstimmung zu Kant, wie den Gegensatz, indem auch er von alter Mythologie ausging, aber nicht von christlicher, sondern von griechischer: wie Herder einst aus dem Bilde der 'Nemesis' sein Thema entwickelt hatte (eine Schrift, von der Schiller ganz 'voll' gewesen), so ging auch er von antiker Götterlehre aus: 'Die griechische Fabel', so beginnt er, 'legt der Göttin der Schönheit einen Gürtel bei, der die Kraft besitzt, dem, der ihn trägt, Anmuth zu verleihen', und er zeigt, wie also Anmuth ein Anderes sei als die 'Schönheit des Baus'; keine freie Gabe der Natur, sondern ein erworbener Reiz, eine bewegliche Schönheit, die auch vom Minder-Schönen, die vom Nicht-Schönen selbst kann gewonnen werden. An Lessings Untersuchungen im 'Laokoon', an Mendelssohns Aufsatz 'Ueber das Erhabene und Naive in den schönen Wissenschaften' waren diese Sätze angelehnt, aber Schillers 'Eigenthum' waren sie dennoch geworden: seinem Individuum war es völlig gemäß, eroberte Schönheit höher noch zu schätzen, als die angeborene, die architektonische nach seinem Wort. Wieder empfindet er begeistert die Selbstherrlichkeit der Seele und läßt jenes Wort des 'Wallenstein' vorklingen, wenn er ruft: 'endlich bildet sich der Geist sogar seinen Körper und der Bau selbst muß dem Spiele folgen'; er läßt an Franz Moors und Wurms Ungestalten denken, wenn er ausführt, wie ein feindseliger, mit sich uneiniger Geist jede Schönheit des Baus zerstören müsse; und er tritt von hier aus dem einseitigen Genie-Cultus entgegen, welcher, nach der verkehrten Denkart der Menschen, grade das am höchsten schätzt, was von Naturbedingungen abhängig ist, nicht was bewußter Wille sich eroberte. So hatte er einst an Erhard gerühmt, seinem jungen Freunde, der sich aus widrigsten Verhältnissen heraufgearbeitet: daß sein moralischer Character 'größtentheils sein eigenes Werk' sei; und gegen die bloßen

'Günſtlinge der Natur' unter den Poeten, deren ganzes Talent oft die Jugend iſt, ſprach er nun bittere Worte. Schiller dachte offenbar an Bürger, aber noch ein anderer fühlte ſich verletzt: Goethe; und nur der Zuſammenhang mit Kant trat ihm aus 'Anmuth und Würde' entgegen, nicht der Gegenſatz gegen Kant, in welchem Schiller ihm nahe kam: 'Die Kantiſche Philoſophie', ſo empfand Goethe, 'hatte Schiller mit Freuden in ſich aufgenommen; ſie entwickelte das Außerordentliche, was die Natur in ſein Weſen gelegt, und er, im höchſten Gefühl der Freiheit und Selbſtbeſtimmung, war undankbar gegen die große Mutter, die ihn gewiß nicht ſtiefmütterlich behandelte. Anſtatt ſie als lebendig vom Tiefſten bis zum Höchſten geſetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er ſie von der Seite einiger empiriſchen Natürlichkeiten. Gewiſſe harte Stellen ſogar konnte ich direct auf mich deuten: ſie zeigten mein Glaubensbekenntniß in einem falſchen Licht; dabei fühlte ich, es ſei noch ſchlimmer, wenn ſie ohne Beziehung auf mich geſagt worden: die ungeheure Kluft zwiſchen unſern Denkarten klaffte nur deſto entſchiedener'.

Die Kluft klaffte, ſofern dem Monismus Goethes Schillers Dualismus entgegenſtand; und ſcharf ſonderte Schiller, erfüllt von der 'Würde des Menſchen', nach dem Glauben der Zeit, erfüllt von chriſtlich-ſpiritualiſtiſchem Hochmuth trotz allem, den freigeborenen Menſchen aus der Reihe der Naturweſen noch ab: den Ring der Nothwendigkeit, der durch Thier- und Pflanzenwelt geht, ſah er durchbrochen vom ſich ſelbſt beſtimmenden Willen; und wenn Herder das Reich des Schönen durch alles, was organiſche Natur iſt, bewußt hindurch verfolgte, wenn Goethe, der Entdecker des 'Zwiſchenkiefers', der Verfaſſer der 'Metamorphoſe der Pflanzen', ihm auch hier zur Seite war in der Ehrfurcht vor dem 'lebendig geheimnißvollen Ganzen' der Welt, ſo mußte Schiller, ſchon im 'Kallias', ſich die Natur vermenſchlichen, um ihr Schönheit nur zu 'leihen', und auf den Menſchen ſchränkte er die Wirkungen der Anmuth jetzt ausdrücklich ein: aus den thieriſchen Bildungen, meint er, ſpricht blos die Natur, nie die Freiheit; ſprechend im engern Sinne iſt nur die menſchliche Bildung.

Und die Bestätigung seines Glaubens findet er wiederum im griechischen Mythus: Aphrodite repräsentirte nur die menschliche Gattung, sagt er, und ihr Reich endet an der Grenze der Freiheit, da, wo auch der Mensch weiter nichts ist, als ein Naturding und ein Sinnenwesen.

Aber grade Schillers Glaube an die Griechen, seine bis zum Aberglauben gesteigerte Pietät für die Antike gab den gemeinsamen Boden her, auf dem er mit Goethe, mit Herder zusammentreffen, von dem aus er Kant bestreiten konnte. Dem humanen Gefühle des Griechen, so erkennt er, ist es gleich unmöglich, die Sinnlichkeit zu vereinzeln, wie die Intelligenz, und Natur und Sittlichkeit, Materie, Geist, Erde und Himmel fließen in seinen Dichtungen schön und wunderbar zusammen. 'Dem Griechen ist die Natur nie bloß Natur, darum darf er auch nicht erröthen, sie zu ehren; ihm ist die Vernunft niemals bloß Vernunft, darum darf er auch nicht zittern, unter ihren Maßstab zu treten'. Gegen den Absolutismus der reinen Vernunft kämpft er von hier aus; und der von Kants Größe noch ganz Erfüllte richtet, ähnlich wie Herder, was er gegen den Meister auf dem Herzen hat, scheinbar nur an seine Jünger, diese Kärrner des bauenden Königs. Er freilich, der unsterbliche Verfasser der Kritik, dieser heitere und freie Geist, er hat sich gegen die Mißdeutung verwahren wollen, welche auf dem Wege einer finstern Ascetik Vollkommenheit sucht; welche die herrliche Aeußerung moralischer Freiheit umwandelt in eine Knechtschaft der Sinne; aber wie das Geschlecht der Ausleger sich eher den Geist als den Buchstaben des Systems entreißen ließe, so hat es auch hier grade an dem Punkte sich festgeklammert, wo vielleicht mehr die Zeitumstände, als objective Maximen den Meister leiteten. Die unwürdige Gefälligkeit der Philosophen gegen den schlaffen Zeitcharakter auf der einen Seite, und der nicht weniger bedenkliche Perfectionsgrundsatz auf der andern Seite, der um eine abstracte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, die Wahl der Mittel wenig achtete — diese beiden Extreme, meint Schiller, erklären zur Genüge die Härte jenes Sittlichkeitsbegriffes: und beiden entgegenzutreten, wie der Lehrer,

war auch er bereit. Auch er, wenn er vom Philosophischen ins Dichterische hinüberblickte, fand auf der einen Seite die Auswüchse der Empfindelei vor, er sah, daß auf 'Siegwarts' Thränen Kotzebues rührselige Frivolität folgen wollte, und daß der jugendliche Geniecult und der Regeltrotz zur Carricatur ward, wenn er sich bis ins Mannesalter hinüberschleppte, wie bei Bürger; und eben damals schrieb er im rechten Gegensatz zur Sturm- und Drangmoral an den Augustenburger: daß das Herz allein (dieses Idol der Geniezeit) nur ein unsicherer Führer sei. Aber auch jener Illuminatenmoral, welche um des humanen Zweckes willen mit gefährlichen Mitteln jesuitisch agirte, und welche 'unvorbereiteten Köpfen' das Gute aufdrängen wollte, war er seit Ludwig Capets Tode feind geworden; und darum verwarf der Dichter des Posa nun auch dieses Jugendideal des 'Perfectionsgrundsatzes', und von dem Despotismus der Aufklärung ward er frei.

Da aber Schiller nicht die durch Zeitumstände bedingte Wahrheit, da er ewige Wahrheit zu finden hofft, so muß er abstreifen von Kants Lehre, was nur dem Moment zu gehören schien: nicht für die entarteten Knechte will er sorgen, sondern für die Kinder des Hauses, welche jene Härten niemals verschuldeten. Die Natur, ruft Schiller nun und tritt dem Goetheschen Standpunkt dicht zur Seite, 'die menschliche Natur ist ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist sie erscheinen zu lassen. Nicht um sie wie eine Last wegzuwerfen, oder wie eine grobe Hülle von sich abzustreifen, nein, um sie aufs innigste mit seinem höheren Selbst zu vereinbaren, ist der reinen Geisternatur im Menschen eine sinnliche beigesellt; und Tugend ist nichts anderes als eine Neigung zu der Pflicht'. Die beiden großen Gegensätze, Pflicht und Neigung, glaubt er so in einem höhern Dritten lösbar, zu dem ethisch wie ästhetisch muß gestrebt werden; nicht gilt es, die Triebe zu vergewaltigen, sondern sie milde zu besänftigen; keine Unterdrückung durch den Geist, aber auch keine Usurpation durch die Sinne soll sein: nicht Monarchie und nicht Ochlokratie, Freiheit!

Derjenige aber, welcher jenen idealen Ausgleich gefunden hat, die inſtinctive Harmonie von Sittlichkeit und Neigung, iſt wahrhaft eine ſchöne Seele zu nennen: ſie hat kein anderes Verdienſt, als daß ſie iſt, und ohne von der Schönheit ihres Handelns zu wiſſen, ohne Wahl und ohne Zwang, reißt ſie hin durch ihr anmuthiges Leben und Sein.

Groß und kühn ſteigen dieſe Auseinanderſetzungen auf, in welchen der 'Anmuth' benannte erſte Theil der Abhandlung endigt: zwar von dem äſthetiſchen Ausgangspunkt der Unterſuchung iſt Schiller, durch den friſchen Eindruck des 'radicalen Böſen' gereizt, weit abgeirrt, aber grade dieſer innerſte Trieb zum Bekenntniß giebt ihm Stärke und Wucht. Von dichteriſcher Wärme ſind ſeine Sätze ganz erfüllt, und dichteriſche Bilder auch ſcheinen in Schiller ſchon aufſteigen zu wollen: jenes Ideal der ſchönen Seele, wie es vorgedeutet war in der Eliſabeth des 'Karlos', ward neu geformt dann in Max Piccolomini, der zwiſchen Pflicht und Neigung das Rechte trifft durch bloßen Inſtinct, nicht aus Wahl; 'ſprich und laß Dein Herz entſcheiden', ſo bittet er Thekla, die aber erwidert: 'O, das Deine hat längſt entſchieden. Folge Deinem erſten Gefühl'. War doch der Gedanke, dramatiſirten Kant zu geben, Schiller gradezu ausgeſprochen worden durch Fiſchenich, welcher an Lotte ſchrieb: 'Ich wünſchte, daß Schiller einmal das Ideal eines ſittlichen Mannes nach Kantiſchen Grundſätzen darſtellte und dieſen herrlichen Anblick durch die verſchiedenen Gradationen der menſchlichen Handlungsweiſe contraſtirte. Ich bin von der mächtigen Wirkung überzeugt. Jeder bewahrt dieſes Ideal in ſich, und wird eine treffliche Nachahmung außer ſich mit Innigkeit umfaſſen. Bei jeder Handlung wird ihm der Held als Richter vorſchweben, und wie an einem Gott wird er ſeinen Muth aufrichten. Schiller könnte mich durch nichts ſo ſehr als durch dieſes Unternehmen verbinden'.

In der Darſtellung der 'Anmuth' hatte ſich Schiller von Kant frei entfernt; in der Darſtellung der 'Würde' näherte er ſich ihm wieder an, durch den Begriff des 'Erhabenen'. So wie die Anmuth

der Ausdruck einer schönen Seele ist, sagt er, so ist Würde der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung; und im Affect, wenn die Nothwendigkeiten der Natur sie bestürmen, muß die schöne Seele selbst in eine erhabene sich wandeln: sie muß würdig dulden, doch nicht mit kalter Ruhe; wie ein Mensch, doch nicht wie ein Stoiker. Eine Fülle der Antitheſen geht ihm auf, in die er sich verlieren will: Anmuth ist weibliche Tugend, Würde männliche, beide vereinigt erst geben die volle Menschheit; daß Würde nicht Härte wird, muß sich ihr Anmuth verbinden, daß Anmuth nicht in Schlaffheit entartet, muß sich ihr Würde gesellen; man fordert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Deutlich scheint das Geschenk des Augustenburgers, Schillers eigenes Empfangen und das edle Geben der Freunde in seine Erinnerung zu treten, wenn er fortfährt: der verpflichtende, 'um sich eines kränkenden Vortheils über den andern zu begeben, soll die Handlung seines unintereſſirten Entschlusses durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läßt, zu einer affectionirten Handlung herunterſetzen, um sich dadurch den Schein des gewinnenden Theiles zu geben. Der andere soll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menschheit (deren heiliges Palladium Freiheit ist) nicht in seiner Person zu entehren, das bloße Zufahren des Triebs zu einer Handlung seines Willens erheben und auf dieſe Art, indem er eine Gunst empfängt, eine erzeigen'. Eindrücke seines Lebens, wie hier, läßt Schiller mannigfach in die Darstellung belebend eindringen; er scheint Mannheimer Erfahrungen auszusprechen, wenn er nicht ohne Bitterkeit die Unarten der Komödianten aufzählt, ihre nachgeahmte, steife Würde, ihre Tanzmeisteranmuth; und Jenenſer Erfahrungen kommen zu Wort, wenn er von der falschen Gravität der Gelehrten redet, die man 'beſonders auf hohen Schulen' studiren kann: 'Nicht anders, als wenn sie Allem, was Natur heißt, einen unverſöhnlichen Haß gelobt hätte, steckt sie den Leib in lange faltigte Gewänder, die den ganzen Gliederbau des Menschen verbergen, beſchränkt den Gebrauch der Glieder durch einen läſtigen Apparat unnützer Zierrath und schneidet sogar die Haare ab, um das Geschenk

der Natur durch ein Machwerk der Kunst zu ersetzen'. Schiller selbst hatte an diesem Unfug einst theilgenommen und war mit einer Perrücke in Leipzig eingezogen, er hatte sich ohne Sorgfalt und Geschmack oft gekleidet, seit der Elevenzeit her, aber ein Anderer war der Gatte Lottens auch äußerlich jetzt geworden und seine gewählte Eleganz, das 'schön verzierte seidene Kleid', in dem er etwa bei Staatsvisiten erschien, stach den guten Schwaben in die Augen. Und noch einmal spricht (zugleich mit Nachwirkungen aus Winckelmanns Darstellung vom Laokoon) Schillers eigenes Erleben, wenn er die Ruhe im Leiden schildert, 'als worin die Würde eigentlich besteht', jene heroische Ruhe, die selbst dem Tode nicht ungerührt zwar, doch gefaßt entgegensieht: 'Gesetzt wir erblicken an einem Menschen Zeichen des qualvollsten Affectes. Aber indem seine Adern auflaufen, seine Muskeln krampfhaft angespannt werden, seine Stimme erstickt, seine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwärts gepreßt ist, sind seine Gesichtszüge frei und es ist heiter um Aug und Stirn'. Die Freiheit des Geistes von dem Zwang der Sinnlichkeit bezeugt sich ihm hier von Neuem, und es ist deutlich, wie aus diesem eigenen Erleben Schillers Theorie vom Erhabenen sich immer reicher und größer ausbildete.

'Nicht gar sechs Wochen' hatte Schiller gebraucht, um 'Anmuth und Würde' zu vollenden, und er war des raschen Gelingens froh: 'Urtheile daraus ob ich fleißig bin', ruft er, 'und fleißig genug für einen Kranken. Die Arbeit hat mir viel Freude gemacht, und, ich denke, keine ganz ungegründete'. Lebhaft redet diese Freude zu dem Leser aus der frei entwickelten und sorgsam gegliederten Abhandlung, mit ihrem klaren Bau der Sätze, ihren reizvollen Abbiegungen vom Wege und dem ausgebreiteten Detail geistreicher Beobachtung, die nur selten ermüdet durch allzuviel Sprünge auf demselben Fleck: 'das Werk einer Meisterhand', so nannte sie der für Schiller competenteste Beurtheiler, Kant. 'Ich kann Dir nicht sagen', schreibt Schiller, 'wie es mich freut, daß diese Schrift in seine Hände fiel, und daß sie diese Wirkung auf ihn machte'. In der zweiten Auflage seiner 'Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft' hatte sich Kant über Schiller

'herausgelaſſen' und hatte den Begriff einer 'Neigung zur Pflicht' abgelehnt, als ſeiner Vorſtellungsart nicht gemäß: die Grazien, ſagt er, müſſen ſich in ehrerbietiger Entfernung von dem Geſchäft der Pflichtbeſtimmung halten, ſonſt werden ſie 'aus Begleiterinnen der Venus Urania Buhlſchweſtern im Gefolge der Venus Dione'. Aber nicht in karthäuſerartiger Stimmung, vielmehr mit fröhlichem Herzen ſoll die Pflicht erfüllt werden: nicht mit Anmuth, aber auch nicht mit verborgenem Haß des Geſetzes, nach Sklavenart. In der That mochte Schiller, im Eifer der Polemik, Kants Anſchauung ſtark ins Extrem getrieben haben; und den entſcheidenden Ausgangspunkt ſeiner Ethik hatte er nicht völlig erkannt. Grade weil Kant den alten Glauben an einen Zuſammenklang von Glückſeligkeit und Sittlichkeit ſtarr abwies, hatte er das Weſen des Sittlichen im Kampf gegen jedes Glücksverlangen gefunden: und dies eben, den Kampf, die Seele Kantiſcher Ethik, hatte der auf Harmonie dringende Poet überwinden — und Kantianer hatte er dennoch bleiben wollen. So hatte er den vergeblichen Verſuch gemacht, hier wie ſpäter, Beſtimmungen miteinander zu verſöhnen, die nur außerhalb des Syſtems zu vereinigen waren. Die nachkantiſche Philoſophie hat ein Aehnliches auf breiteſter Baſis dann erſtrebt, von Fichte über Schelling zu Hegel, und ganz in dieſe kommende Richtung fallen Schillers Verſuche: auf einem eben erſt betretenen Gebiet glückt es dem Neuling doch, Zukunftspfade einzuſchlagen.

Zwei Aufſätze zugleich hatte Schiller zu ſchreiben begonnen, ſo meldete er am 27. Mai 1793: 'Der eine handelt von Anmuth und Würde, der andere iſt über pathetiſche Darſtellung. Ich glaube, daß beide Dich intereſſiren werden'. Auch der zweite erſchien ſogleich in der 'Neuen Thalia' unter dem Titel: 'Vom Erhabenen. (Zur weiteren Ausführung einiger Kantiſcher Ideen)'; ihr ſchloß ſich die Abhandlung 'Zerſtreute Betrachtungen über verſchiedene äſthetiſche Gegenſtände' an, von verwandtem Gedankengange. Zu dem Thema von 'Anmuth und Würde' iſt hier die Gegenſeite gefügt: der Harmonie von Moralgeſetz und Sinnlichkeit dort, tritt

der tragiſche Conflict beider Mächte entgegen, dem Schönen und dem Anmuthigen das Erhabene und das Pathetiſche; und wie in unwillkürlicher Reaction fällt Schiller nun doch aus ſeinem neuen Standpunkt zurück auf den alten: wieder gewinnt Kants Theorie vom Erhabenen Macht über ihn, und nur die 'weitere Ausführung Kantiſcher Ideen' ſetzt er ſich beſcheiden zum Ziel. Der letzte Zweck der Kunſt, heißt es jetzt, iſt die Darſtellung des Ueberſinnlichen; und die tragiſche Kunſt insbeſondere erreicht dieſe Aufgabe, indem ſie uns die Unabhängigkeit von Naturgeſetzen im Zuſtand des Affects vergegenwärtigt. Beide dieſe Momente fordert alſo das Pathetiſche: unſer Sinn muß gefeſſelt ſein durch die Darſtellung des Leidens, unſer Geiſt durch die Darſtellung der Freiheit. Erhalten wir nur das Erſte ohne das Zweite, ſo entſteht die bloß zärtliche Rührung, die Wirkung auf die Thränendrüſen: Kotzebue. Erhalten wir das Zweite ohne das Erſte, ſo entſteht eine kalte Verſtandeswirkung: wo der Ausdruck der leidenden Natur fehlt, fehlt auch die äſthetiſche Kraft, und unſer Herz bleibt ungerührt. Darum kein falſcher Stoicismus, keine franzöſiſchen Drapirungen aus Rückſichten der Decenz: voller Kampf, welcher uns unſere Kraft erſt recht ſoll kennen lehren. Je mehr unſer Gemüth nach außen Grenzen findet, deſto mehr erweitert es ſich nach innen; und herausgeſchlagen aus allen Verſchanzungen der Natur, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unſerer Freiheit. Die Nothwendigkeiten dieſer Welt ſchafft ſo der Menſch gleichſam in ein Ding ſeiner freien Wahl um: zu einer eigenen Willenshandlung ſieht Schiller, von ſeinem Gegenſtand fortgeriſſen, Laokoons Tod ſich wandeln, und er ſelbſt ſollte ſpäter ein Aehnliches darzuſtellen unternehmen, in dem Untergange ſeiner 'Maria Stuart'. Als ein Auswärtiges und Fremdes empfindet er nun den phyſiſchen Zuſtand, im vollen Gegenſatz zu 'Anmuth und Würde'; aber gegen die Härte des Imperativs richtet ſich ſein Mißfallen noch immer, und er ſtellt dem moraliſchen Urtheil das äſthetiſche bewußt entgegen: jenes demüthigt, weil es ein ethiſches Ideal aufſtellt, daß wir auch im beſten Falle nie ganz erreichen können, dieſes erfreut, weil es unſer Freiheitsbedürfniß beruhigt durch die Anſchauung ſeines

möglichen Sieges. Nicht weit genug kann er darum Aesthetisches vom Ethischen jetzt abrücken: nicht die Tugend, sagt er, gewinnt uns im Künstlerischen, sondern die Kraft: die Richtung, nach der sie geht, ist gleichgültig. Wie der große consequente Bösewicht Object der Tragik ist, entwickelt er, hier wie in Tagen des Franz Moor und des Fiesko; und er warnt vor der Sulzerisch aufs Praktische bedachten Kunstübung, welche die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet und ohne Weiteres gute Menschen und gute Staatsbürger erziehen will: 'Den Menschen moralisch auszubilden und Nationalgefühl in dem Bürger zu entzünden ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter. Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortrefflich macht, würde ihr, unmittelbar, nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt nie ein besonderes Geschäft aus. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur. Sie kann dem Menschen weder rathen, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehen, zu Thaten kann sie ihn rufen, und zu Allem, was er sein soll, ihn mit Stärke ausrüsten'.

Was eine sich verfinsternde Zeit in Schiller an productiven Gedanken aufregte, ist hier in allgemeinen Linien bereits angedeutet: entwickelt und vollendet ist es in den Briefen 'Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen'. In drei großen Abschnitten erschienen sie 1795, im ersten, zweiten und sechsten Stück von Schillers neuer Zeitschrift 'Die Horen'; aber mannigfacher Wechsel der Intention hat auch dieses Werk nur ganz allmählich zu gestalten vermocht, vom Anfang 1793 bis in die Mitte 1795 läuft die Arbeit fort, und ein Fragment ist sie geblieben, das nach verschiedenen Seiten hin Ergänzung forderte und erhielt: in einem zweiten Aufsatze 'Ueber das Erhabene' und in drei Abhandlungen: 'Von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten', 'Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten', 'Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten'.

Aelter als das Wort der 'ästhetischen Erziehung' ist der Gedanke bei Schiller: sieben ausführliche Briefe hatte er bereits an den Prinzen

von Auguſtenburg gerichtet, aus Jena und aus Ludwigsburg, ehe er, im Februar 1794 gegen Körner, den Ausdruck zuerſt brauchte: er wolle, bevor er auf den Begriff der Schönheit ſelbſt eingehe, dieſen Briefen eine allgemeine Betrachtung 'über die äſthetiſche Erziehung des Menſchen' voranſchicken. Und den endgültigen Titel des Werkes beſtimmt er erſt im September 1794: 'Ich bearbeite jetzt meine Correſpondenz mit dem Prinzen von Auguſtenburg', ſchreibt er, 'die ich Dir gewiß binnen drei Wochen ſchicke. Sie wird unter dem Titel: Ueber die äſthetiſche Erziehung des Menſchen ein Ganzes ausmachen, und alſo von meiner eigentlichen Theorie des Schönen unabhängig ſein'. Zwiſchen zwei großen Themen: einer Analyſe des Schönen, wie ſie im 'Kallias' geplant war, und dem Problem äſthetiſcher Erziehung, ſchwankt ſo Schiller durch dieſe ganze Zeit, und der Zwieſpalt des Planes ſetzt ſich fort, zum großen Nachtheil des Werkes, bis in die Ausführung hinein. Grade in Jena, nach der Rückkunft aus Schwaben, wird die Begriffsbeſtimmung des Schönen ihm von Neuem zur Aufgabe; und hatte der Umgang mit den Stuttgarter Künſtlern ihn ganz von den äſthetiſchen Briefen fort zum 'Wallenſtein' geführt, ſo brachten nun der vertraute Verkehr mit Humboldt und der ſtarke Eindruck, den Fichtes neue Lehre ihm machte, erſt die letzte metaphyſiſche Vertiefung, von der die Umarbeitung der Briefe das Product iſt: ſtatt in drei Wochen ſie zu vollenden, rang er neun Monate noch mit dem Stoff, und bekannte zuletzt erſchöpft gegen Ende 1795: 'Es iſt hohe Zeit, daß ich für eine Weile die philoſophiſche Bude ſchließe. Das Herz ſchmachtet nach einem betaſtlichen Object'.

Zwiſchen der älteren und der neueren Faſſung der Briefe hat die Betrachtung alſo zu ſcheiden: dieſe liegt vor in den Werken, jene hat ein glücklicher Fund aus den Hauspapieren des Auguſtenburgers ans Licht gebracht. Sie iſt friſcher in der Form, von unmittelbarer Beziehung auf das Leben, unphiloſophiſcher und fragmentariſcher; ſie ſtrebt der Analyſe des Schönen weniger eifrig, dem Problem des neuen Titels eifriger nach, und Schillers Ausgangspunkt läßt ſie

deutlicher anschauen: die Verknüpfung von philosophischen und politischen Gedanken, von Kant und der französischen Revolution, von Aesthetik und geselliger Erziehung.

Nicht zufällig fand Schiller in Schwaben erst den rechten Ausdruck für sein Thema: über Erziehung nachzudenken, die wahre und die falsche, lag im Anblick der sich auflösenden Karlsschule ihm doppelt nahe. Er selbst, am eigenen Schicksal, hatte die Erziehungskünste der Zeit empfunden; und wohl konnte es Rousseaus alten Schüler reizen, neben den 'Emile' ein Grundbuch künstlerischer Erziehung jetzt hinzustellen. Hatte Lessing in seinen theologischen Zeiten von der 'Erziehung des Menschengeschlechts' gehandelt, hatte Kant gemeint: 'Die Cultur, nach wahren Principien der Erziehung zum Menschen und Bürger zugleich, ist vielleicht noch nicht recht angefangen, viel weniger vollendet', so glaubte nun auch Schiller, die Lösung der großen Frage fördern zu sollen, nach seiner Art. Die Lösung war neu in ihm, aber das Interesse alt: schon als der Karlos der 'Thalia' über seine 'viehische Erziehung' klagte, sprach mehr der Dichter als sein Held, und mit Recht tadelte Vater Schiller das harte Wort; und nicht minder deutlich prägten persönliche Eindrücke Schillers sich aus, als der Verfasser der 'Schaubühne als moralische Anstalt' die Worte niederschrieb: 'Von der Schaubühne würden sich Irrthümer der Erziehung bekämpfen lassen; das Stück ist noch zu hoffen, wo dieses merkwürdige Thema behandelt wird. Falsche Begriffe führen das beste Herz des Erziehers irre; desto schlimmer, wenn sie sich noch mit Methode brüsten und den zarten Schößling in Philantrophinen und Gewächshäusern systematisch zu Grund richten. Der gegenwärtig herrschende Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserei, Menschen zu drechseln, verdiente es mehr als jede andere Ausschweifung der Vernunft, den Geißel der Satire zu fühlen'. Von so derb unmittelbaren Absichten war Schiller jetzt fern, so fern, wie von jeder directen 'Wirkung auf das Zeitalter'; nur auf einem weiten Umwege sollte die Kunst wirken, nur mittelbar, hier wie überall: aber wie groß der Abstand auch sein mochte zwischen jenem alten Ideal und diesem

neuen — Glieder einer Kette sind sie dennoch und Schillers Natur ist es, die sie zusammenhält.

Ausschweifungen der Vernunft die Geißel der Satire fühlen zu lassen — diese Absicht zuletzt bestimmt die ästhetischen Briefe, diese ist Schillers rechtes 'Eigenthum'. Der Allbeherrscherin Vernunft wird das relative Recht der Sinne nicht nur ethisch und ästhetisch entgegengestellt, gleichwie in 'Anmuth und Würde', — auch was in der politischen Welt die Despotin angestiftet, wird gegeißelt, und ein weites Bild entrollt sich von der Cultur der Zeit, in satirischer Absicht. Der ideale 'Menschenfeind', der sociale Pessimist ist Schiller noch immer, der die Wirklichkeit tief unter den Forderungen seiner Seele erblickt, der nur mit dunkelsten Farben das Gegenwärtige malt, die Erschlaffung wie die Verwilderung des Zeitalters; und um so größer ist seine Entrüstung, um so bitterer sein polemischer Zorn, als der Versuch, den Staat umzuformen, unternommen worden im Namen der Göttin Vernunft selber. 'Eine geistreiche, muthvolle, lange Zeit als Muster betrachtete Nation hat angefangen, ihren positiven Gesellschaftszustand gewaltsam zu verlassen und sich in den Naturzustand zurückzuversetzen, für den die Vernunft die alleinige und absolute Gesetzgeberin ist' — so bestimmt nicht nur der Correspondent des Prinzen von Augustenburg den Inhalt der Revolution, so erschien sie führenden Geistern in Frankreich und Deutschland überall. Vergeblich, daß die Besonnenheit vor dem unmöglichen Sprung in die Natur zurück gewarnt hatte, vor dem Hochmuth der Vernunft, welcher Staatsordnungen willkürlich entstanden glaubte und willkürlich tilgbar, vergeblich, daß Mirabeau ausgerufen mit klarer Einsicht in geschichtliches Werden: 'Wohl freilich sind wir keine nackten Wilden vom Orinoko, die eine bürgerliche Gesellschaft 'erst bilden wollen' — Principien hatten es über die Erfahrung davongetragen, Doctrinen aus Rousseaus Schule über das Vorbild der englischen Geschichte. 'Ich fand das Gegengewicht der menschlichen Leidenschaften in der Aufklärung', so schreibt 1791 aus Paris Karl Reinhard, Schillers Landsmann, an ihn, und die ganze Theorie der Zeit steckt in solchem

Wort: die Theorie, der Schiller geglaubt bis jetzt, und der er nun voll sittlichen Unwillens den Rücken wendet.

Die 'reichhaltigsten Ideen aus den Künstlern', so gestand Schiller seinem Körner, hatte er in den ästhetischen Briefen philosophisch ausführen wollen, und 'ordentlich verwundert' hatte er wahrgenommen, daß seine gegenwärtigen Gedanken, von der Schönheit, die den Weg zur Wahrheit erst bahnen müsse, dort bereits vorgedeutet waren. Aber wie weit doch stand der Optimismus der 'Künstler' ab von jenem heiligen Zorn, welcher Schiller jetzt erfüllte, über den Epikuräismus der Zeit, die Beschränktheit im Denken, die Kraftlosigkeit im Handeln, die klägliche Mittelmäßigkeit im Hervorbringen! Mit dem Lobe des Jahrhunderts hatte er damals begonnen:

> Wie schön, o Mensch, mit deinem Palmenzweige
> Stehst du an des Jahrhunderts Neige,
> In edler stolzer Männlichkeit, ...
> Frei durch Vernunft;

doch nun erkannte er es als einen lieblichen Wahn nur, daß einst die Philosophie den moralischen Weltbau würde übernehmen können, und scharf empfand er, daß der Schattenthron des Aberglaubens, daß das Barbarische der Sitten nicht eher umfallen werde, als bis sich der reinen Vernunft die geläuterte Thatkraft einst gesellt habe: nicht an Licht, sondern an Wärme fehlt es der Zeit, ruft er, nicht an philosophischer, sondern an ästhetischer Cultur. Und diese zerst, weil sie vom politischen Zustand vollkommen unabhängig ist, weil in ihr der ganze Mensch aufgerufen wird, Sinnlichkeit und Vernunft zumal, wird den Zukunftsstaat vorbereiten, der die vereitelten Hoffnungen wirklich macht.

Denn keineswegs ist Schiller, wenn er die Kunst von dem Leben des Tages jetzt abrückt, wenn er sie als Spiel und Schein bestimmt, die der Wirklichkeit entgegensteht — keineswegs ist er gemeint, das Aesthetische aus der Beziehung auf Gesellschaft und Staat völlig zu lösen; vielmehr ist es grade sein Enthusiasmus für die kommende Zeit, welcher seine Flucht aus der gegenwärtigen erst erklärt. Es ist

Haß aus Liebe; und wenn einſt Marquis Poſa das Jahrhundert ſeinem Ideal nicht reif fand und darum ein Bürger derer leben wollte, welche kommen werden, ſo fühlt jetzt Schiller ſich an die Gegenwart, aus der es ihn hinaustreibt, mit ſtarken Banden dennoch gebunden: 'Ich möchte nicht gern in einem andern Jahrhundert leben', ruft er, 'und für ein anderes wirken. Man iſt ebenſo gut Zeitbürger, als man Weltbürger, Staatsbürger, Hausvater iſt'. Aber weil denn dieſe Zeit ſo ſchlecht iſt, ſo ſchlaff, ſo nichtig, bedarf ſie der anſpannenden Kunſt, der idealiſtiſchen, der erhabenen: für den Menſchen aus der Hand der Natur, ſagt er, iſt das Schöne Bedürfniß, für den Menſchen aus der Hand der Kunſt dagegen das Erhabene. Weit entfernt alſo, jene ewigen Principien zu finden, zu denen es ihn doch hintreibt, giebt er vielmehr der Kunſt ſeiner Epoche nur zeitlich beſtimmte Geſetze: daß ſich der Künſtler über den Zeitgeſchmack erhebe, zu den Muſtern der Griechen und einiger verwandten Neueren, fordert er eben deshalb jetzt, weil das entwürdigte Jahrhundert ſelbſt das Bild des höchſten Schönen ſcheint verloren zu haben. Und wie weit er auch von dem primitiven Standpunkte der Nützlichkeitspoeſie jetzt abgewichen iſt, — zuletzt iſt doch die Wirkung der Kunſt außerhalb der Kunſt noch geſucht, nicht in ihr: Bändigerin der Triebe iſt ſie, Erzieherin, Helferin zur Tugend; und auch dem Gottesglauben iſt ſie verſchwiſtert, jetzt wie einſt: noch dieſer beiden ſtarken Anker, Religion und Geſchmack, bedarf die Pflicht, trotz Kant, um im Drange des Lebens nicht zu ſcheitern.

Der nämliche Gedankengang, philoſophiſch vertieft bald, und bald reicher aufblühend im ſchönen Affect der Beredſamkeit, eröffnet die neue Faſſung der äſthetiſchen Briefe. Gefallen iſt manches ſchärfere Wort, und daß der ſchwäbiſche Aufenthalt Epoche macht, beſtätigt ſich auch hier: die letzten Klänge der Jugend verſchwinden, der Nachhall der Sturm- und Drangtöne, der ſelbſt in die äſthetiſchen Schriften ſich noch gerettet, mit realiſtiſchen Schilderungen von den Wirkungen der Sinnlichkeit, von der Ungereimtheit der Sitten und dem Druck der Convenienzen. Minder prägnant in der Anknüpfung auf die Gegenwart werden die politiſchen Lehren der Zeit jetzt entwickelt, aber

mit mehr wissenschaftlicher Haltung und in scharfsinniger Logik: beide Jenenser Freunde konnten Schiller darin angeregt haben, Wilhelm von Humboldt, der von den 'Grenzen der Wirksamkeit des Staates' geschrieben, in einem Aufsatz für die 'Thalia', Fichte, der eine 'Berichtigung der Urtheile des Publikums über die französische Revolution' angestrebt und auf dessen beiden Schriften, die 'Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten', wie die 'Wissenschaftslehre' die ästhetischen Briefe ausdrücklich hinweisen. 'Die neue Ansicht, welche Fichte dem Kantschen Systeme giebt', schreibt Schiller an Körner, im Juli 1794, 'trägt nicht wenig dazu bei, mich tiefer in diese Materie zu führen'; und an Hoven schreibt er im November, obgleich ihm bereits Zweifel über diesen 'subjectiven Spinozismus' gekommen waren, welcher im Ich seine eigene 'Gottheit' gefunden: 'Fichtes überlegenes Genie wird alles zu Boden schlagen, denn nach Kant ist er gewiß der größte speculative Kopf in diesem Jahrhundert'.

Eine unmittelbare Hinneigung zu Fichtes Ideen mußte Schiller in sich vorfinden, trotz manchen Widerspruches: das erschaffende Subject in den Mittelpunkt der Erkenntniß zu stellen, war seiner Anschauung gemäß gewesen, auch ohne alle Transcendentallehre. Die Briefe des Julius an Raphael, so gut wie der 'Kallias', spiegeln diese Philosophie des Ichs ab; und im Anklang an Fichte sprechen nun die ästhetischen Briefe von dem ewig beharrenden ICH, von der 'Anlage zu der Gottheit' im Menschen, und von dem Absoluten in ihm, dem eigentlichsten Merkmal der Gottheit. Ein umständlicher metaphysischer Weg wird beschritten, welcher Person und Zustand im Menschen, den Sach- und den Formtrieb scharf auseinanderlegt und einen dritten Grundtrieb, der beide verbände, für unmöglich hält: der alte Dualismus lebt auf in gewandelter Form, die alte Neigung des Dichters zum Contrast, die bei dem Philosophen auf Verwandtes trifft. 'Alles bestimmte Denken beruht auf dem ursprünglichen Act des Entgegensetzens', meinte Schiller; und so ist seine ganze Aesthetik denn von Antithesen erfüllt, im Großen wie im Einzelnen: das

Schöne und das Erhabene ſtellt ſie gegeneinander, die ſchmelzende und die energiſche Schönheit, Anmuth und Würde, naiv und ſentimentaliſch. So hatte ſchon der Knabe, aus dem Naturell heraus, nicht aus der Theorie, ſeine Mitſchüler characteriſirt, indem er Gruppen zuſammenraffte zu einem 'Widerſpiel'; und der geborene Dramatiker, dem ſich die Welt in Contraſten auseinanderlegt, in Geſtalten, Anſchauungen, Wechſel der Rede, hatte dort geſprochen wie hier.

Aber daß die Gegenſätze ſich auflöſen in einem Dritten, nicht daß ſie ſich befehden, iſt Schillers, des Aeſthetikers, Ziel. Die ſchmelzende und die energiſche Schönheit verſpricht er in einem ungewiſſen 'Idealſchönen' aufzuheben, Anmuth und Würde findet er in den Götterbildern der Griechen vereinigt, im Belvederiſchen Apoll und der Juno Ludoviſi; und ſo ſtellt auch das ganze Reich der Kunſt zwar nicht die reale Verſöhnung des ewig Antithetiſchen dar, aber doch ihre ſymboliſche Ausgleichung: der äſthetiſche Trieb, der Spieltrieb, iſt es, der den Sachtrieb und den Formtrieb in ſich beſchließt und die vollſtändige Anſchauung der Menſchheit giebt: 'der Menſch ſpielt nur, wo er in voller Bedeutung des Wortes Menſch iſt, und er iſt nur da ganz Menſch, wo er ſpielt'.

Characteriſtiſcher als die philoſophiſchen Abſtractionen von ſolcher Art, Ideengänge, die bei allem Scharfſinn und aller Beweglichkeit der Darſtellung um ſo leichter ermüden, weil Schiller, unzufrieden mit ſich ſelber, ſie immer von vorne wieder aufnimmt, mit neuen Entſchuldigungen über die Weite des Weges — kennzeichnender für Schillers Kunſtübung iſt, was er über das Ideal des modernen Dichters ausſagt, über Inhalt und Form in der Poeſie, über den äſthetiſchen Staat der Zukunft: ſeine beſten Gedanken über das Thema der 'äſthetiſchen Erziehung' umſchließen dieſe Ausführungen. Zur Zeitflucht mahnt er den Künſtler, wie in der erſten Faſſung der Briefe; zwar der Sohn der Zeit iſt er, doch nicht ihr Zögling oder Günſtling ſoll er ſein: ſeinen Stoff zwar mag er von der Gegenwart nehmen, aber in einer edleren Zeit, in dem Muſter der Griechen, ja,

jenſeits aller Zeit ſoll er ſeiner Kunſt die Form finden. Aufwärts nach ſeiner Würde und dem Geſetz des Schönen blicke er, nicht niederwärts nach dem Glück und dem Bedürfniß, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen ſtrebe er das Ideal zu erzeugen, präge es aus in Täuſchung und Wahrheit und werfe es ſchweigend in die unendliche Zeit. Nicht auf augenblickliche Wirkung ſoll er dringen (wie jener junge Dichter der 'Räuber', der ſein Buch lieber vom Schinder verbrannt, als es unbeachtet wiſſen wollte): befragte er ſich auch, ſo ruft er, der ſo ungeduldig zur That ſtrebt, ob dieſe Unordnungen in der moraliſchen Welt nicht mehr ſeine Selbſtliebe ſchmerzen, als ſeine Vernunft?

Begeiſtert und begeiſternd, groß und prächtig auch in ihren Irrthümern, erhebt ſich die Rede des Dichters, ſie eilt zu einem rhetoriſchen Schluſſe hin, für den erſten Theil der Briefe in den 'Horen', als ſie an die Jünger der Kunſt ſich wendet; und alſo, mag man ſich vorſtellen, wie der Strom der Rede hier ausfließt, in ſchön geſchwungenen Sätzen, hat Schiller zu ſeinen Jüngern enthuſiaſtiſch geſprochen, den Hardenberg und Karl Graß: 'Gieb, werde ich dem jungen Freunde der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, gieb der Welt, auf die Du wirkſt, die Richtung zum Guten, ſo wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkürlichkeit, fallen muß es, es iſt ſchon gefallen, ſobald du gewiß biſt, daß es ſich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äußern Menſchen muß es ſich neigen. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber ſei nicht ſein Geſchöpf; leiſte deinen Zeitgenoſſen, aber was ſie bedürfen, nicht was ſie loben. Der Ernſt deiner Grundſätze wird ſie von dir ſcheuchen, aber im Spiele ertragen ſie ſie noch; ihr Geſchmack iſt keuſcher als ihr Herz und hier mußt du den ſcheuen Flüchtling ergreifen. Ihre Maximen wirſt du umſonſt beſtürmen, ihre Thaten umſonſt verdammen, aber an ihrem Müßiggange kannſt du deine bildende Hand verſuchen. Verjage die Willkür, die Frivolität, die Rohigkeit aus ihren Vergnügungen, ſo wirſt du ſie unvermerkt auch aus ihren Handlungen, endlich aus ihren Geſinnungen

verbannen. Wo du sie findest umgieb sie mit edeln, mit großen, mit geistreichen Formen, schließe sie ringsum mit den Symbolen des Vortrefflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet'.

Mit großen Formen soll der Künstler die Zeit umgeben, so lehrt Schiller: scharf unterscheidet er vom Stoff die Form, und allen Werth der Poesie will er jetzt in diese legen, nicht in jenen. Vom philosophischen Begriff geht er auch hier aus, nicht von der Erfahrung des künstlerischen Bildens, für welche auch Inhalt und Form 'ein verbundeneres Ganze' ausmachen, als Kants gelehrte Scheidekünste empfunden hatten. Aus dem Innersten der 'Kritiken' ist er geflossen, dieser Gegensatz, und Schiller selbst schreibt einmal an Fischenich: 'Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erschallen'. Wie Kant an den Erscheinungen diese Beiden unterschieden: die Materie, welche uns von außen gegeben wird, und die Form, welche unsere Vernunft ihr ertheilt, so schlug durch ihn die gleiche Entgegensetzung auch in die Kunst zum ersten Mal hinüber mit voller Schärfe, und ein nothwendiges Resultat seines gesammten Denkens war es nur, wenn er in der Kritik der Urtheilskraft alles ästhetische Urtheilen auf die Form gründete. Darum widersprach Herders consequenter Monismus heftig dem 'groben Töpferwort Form', Schillers Dualismus aber übernahm jetzt den Gegensatz in voller Ueberzeugung und bildete ihn fruchtbarer aus, als der kunstfremde Kant vermocht hatte: wieder hatte seine Neigung zur Antithese und sein eigenes dichterisches Temperament als ein unbedingtes Kunstprincip gefaßt, was höchstens für eine besondere Gruppe von Werken und von Wirkungen galt. 'In einem wahrhaft schönen Kunstwerk', so meinte der Verfasser der 'Schaubühne als moralische Anstalt' nun, 'soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun'; und er fand das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters darin: daß er den Stoff durch die Form vertilge. Und doch war er schon im Eingang seiner 'Kallias'-Studien dem Wesen der Sache näher gewesen, als er aussprach, daß für den Künstler, was man Stoff nennt, 'schlechterdings ein geformter Stoff' sei; und er

ahnte also gut, daß jener verstandesmäßige Contrast sich in dem Augenblick bereits aufhebt, wo der Künstler die Natur schaffend anblickt durch sein Temperament. Solcher genialen Ahnungen giebt es manche noch in den ästhetischen Schriften, wo sich Schiller plötzlich, ruckweise über sich selbst erhebt: dort etwa, wo er nun doch erkennt, daß auch die Natur, nicht bloß der Mensch, am Aesthetischen theilhat, daß auch das Thier spielt; oder wo über seiner moralistischen Anschauung der ferne Gedanke aufblitzt: daß in der Zeit des erfüllten sittlichen Ideals von Moralität und moralischen Thaten nicht mehr die Rede sein werde, so wenig wie im goldenen Alter der Natur und der Kindheit.

Woher wir kommen und wohin wir gehen — immer von Neuem erfassen diese beiden großen Fragen den Dichter, der an der Gegenwart kein Genügen hat. Das Schöne der Antike und das Idealschöne der Zukunft, die Entstehung der Cultur in den Urzeiten und der kommende Staat, in diesen Gegensätzen beginnt die Betrachtung der ästhetischen Briefe, in ihnen setzt sie sich fort, endet sie. Vom Staate hat der Mensch seiner Zeit sich abgewendet, erkennt Schiller, weil jener nicht gewußt hat, den einzelnen Menschen zu ehren, die lebendige Individualität; weil er bestenfalls die Vernunft befriedigt, aber nicht die Stimme der Empfindung. Indem der Staat das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, so fordert der Poet, soll er doch das Reich der Erscheinung nicht entvölkern: Einheit fordert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannigfaltigkeit, und von beiden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Und darum müssen sich wohl die Theile zum Ganzen heraufstimmen, aber auch das Ganze muß wissen, die Theile sich ausleben zu lassen.

Allein diese freie Polypennatur der antiken Welt — wie weit sind wir Modernen von ihr abgekommen. Zu einer gemeinen und groben Mechanik ist die staatliche Organisation herabgesunken, zu einem bloßen 'Uhrwerk'; keine Harmonie mehr, kein Ganzes -- Fragmente der Menschheit nur in hundert Bruchstücken. Ein Abdruck von seinem Amt, seinem Geschäft, seiner Wissenschaft ward jeder

Einzelne: und nur die Kunſt vermag wiederherzuſtellen, was verloren ging: Totalität. Sie wird wirklich im äſthetiſchen Staat; und ſie iſt vorgebildet ſchon jetzt in den Kreiſen des ‚äſthetiſchen Umgangs', in jenen ‚auserleſenen Cirkeln', auf jenen Inſeln der Glückſeligen, wo (wie in Schillers eigenem Heim) nicht Convention herrſcht, ſondern ſchöne Natur; wo der Menſch durch die verwickeltſten Verhältniſſe (man denkt an Schillers Doppelliebe) mit kühner Einfalt hindurchgeht, mit ruhiger Unſchuld. Auch das Grundgeſetz dieſes kommenden Reiches kann nur Freiheit ſein, Schillers unwandelbares Ideal: weder der Einzelne wird hier mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen ſtreiten, und die endlich gewonnene Harmonie wird Natur ſein und Vernunft zugleich: keines braucht nachzugeben, damit das andere mächtig ſei; nur Sieger ſind, nicht Beſiegte. In rhythmiſch bewegten Sätzen, reich und mächtig zeichnet Schiller dieſes Zukunftsbild ab und läßt in ihnen glanzvoll ſein Werk ausklingen: ‚Kein Vorzug, keine Alleinherrſchaft wird geduldet, ſo weit das Reich des ſchönen Scheins ſich verbreitet. In ſeinem Gebiete muß auch der mächtigſte Genius ſich ſeiner Hoheit begeben, und zu dem Kinderſinn vertraulich herniederſteigen. Die Kraft muß ſich binden laſſen durch die Huldgöttinnen und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Beflügelt durch ihn entſchwingt ſich auch die kriechende Lohnkunſt dem Staube und die Feſſeln der Leibeigenſchaft fallen, von ſeinem Stabe berührt, von den Lebloſen wie den Lebendigen ab. In dem äſthetiſchen Staat iſt alles – auch das dienende Werkzeug ein freier Bürger, der mit dem edelſten gleiche Rechte hat'.

Verſöhnung von Natur und Geiſt hatte Schiller gefordert, wieder und wieder, und ſie zu vollziehen in ſeinem eigenen Schaffen war die Aufgabe, die jetzt ihm zu Füßen lag. Was er denkend begonnen, mußte er dichtend vollenden: die äſthetiſche Erziehung ſeines Selbſt. Die vereinzelten Kräfte ſeiner Seele zuſammenfaſſen zur Totalität, zur Harmonie ſollte ihn das Anſchauen des lebendigſten Beiſpiels nun lehren: Goethes. Einſt hatte er ſie

jugendlich erſtürmen gewollt, die Freundſchaft des Mannes, und ſie hatte ſich ihm verſagt; jetzt, da die Zeit erfüllt war, fiel die reife Frucht ihm in den Schooß. Und ſo ward in zwei genialen Menſchen denn Schillers ideale Forderung lebendige Wahrheit: die Verſöhnung von Natur und Geiſt.

Anmerkungen.

Zu S. 17. Die Endnersche Wohnung in Gohlis. Daß die Schwestern Stock bei Endner wohnten, ist nicht ausdrücklich bezeugt, darf aber angenommen werden; sie theilten in Leipzig die Wohnung mit ihrem Bruder, in Gohlis wird es nicht anders gewesen sein. Mit Rücksicht auf die Freundinnen hat vermuthlich dann Schiller seine Wohnung im Nebenhause aufgeschlagen. Die Tradition meldet, daß später er selbst mit Göschen in die Endnersche Wohnung gezogen sei: offenbar dann, als durch Körners Vermählung die Wohnung der Schwestern frei ward.

S. 27. Schiller an Huber. Die Briefe Schillers an Huber sind bisher stets nur unvollständig in gelegentlichen Publicationen mitgetheilt worden. Hoffentlich entschließt sich die Besitzerin, die Cottasche Buchhandlung, recht bald, diese Secretirung aufzuheben, für welche ein Grund nicht erkennbar ist.

S. 27. Unterthänigstes Pro Memoria an die Consistorialrath Körnersche weibliche Waschdeputation. Das durch die Tradition überlieferte Datum der Entstehung, Herbst 1785 (vergl. Neue Berlinische Monatsschrift, August 1804, S. 93 f.), läßt sich auch aus inneren Gründen wahrscheinlich machen; denn an Huber schreibt Schiller am 5. October 1785: 'Eine schwere Scene im Karlos, die mit der Fürstin, ist bis auf das letzte Viertel zu Ende', und eben von der gestörten Arbeit an dieser Scene erzählt das Gedicht, das auch hier an die Wirklichkeit des Tages fest anknüpft.

S. 29. An die Freude. Körner und nach ihm Caroline von Wolzogen verlegen die Entstehung des Liedes nach Gohlis, wie es scheint irrig. Denn Schillers Freunde Göschen und Kunze haben es (nach Schillers Brief an Göschen vom 29. November und Kunzes Brief an Schiller vom 11. December 1785) erst in der Dresdener Zeit kennen gelernt: und bei dem vertrauten Verkehr zwischen Schiller und ihnen in Gohlis scheint es unmöglich, daß ein damals entstandenes Werk (und eines, welches seinem Wesen nach so völlig auf die Theilnahme der Freunde gestellt war) ihnen nicht sogleich hätte mitgetheilt werden sollen.

S. 64. 'Ich drücke Dich im Geiste an mein Herz — mein Rodrigo.' Wittmann, in den 'Bildern aus der Schillerzeit' S. 86, übersieht, daß Schiller damals nur auf den Posa der ersten Conception anspielen konnte, und ist daher erstaunt, dem unreifen Huber die Rolle des Mentors zuertheilt zu sehen; aber niemals hätte Schiller den Marquis der letzten Akte mit Huber vergleichen können, und eben unter diesem Gesichtspunkt wird die Aeußerung doppelt interessant.

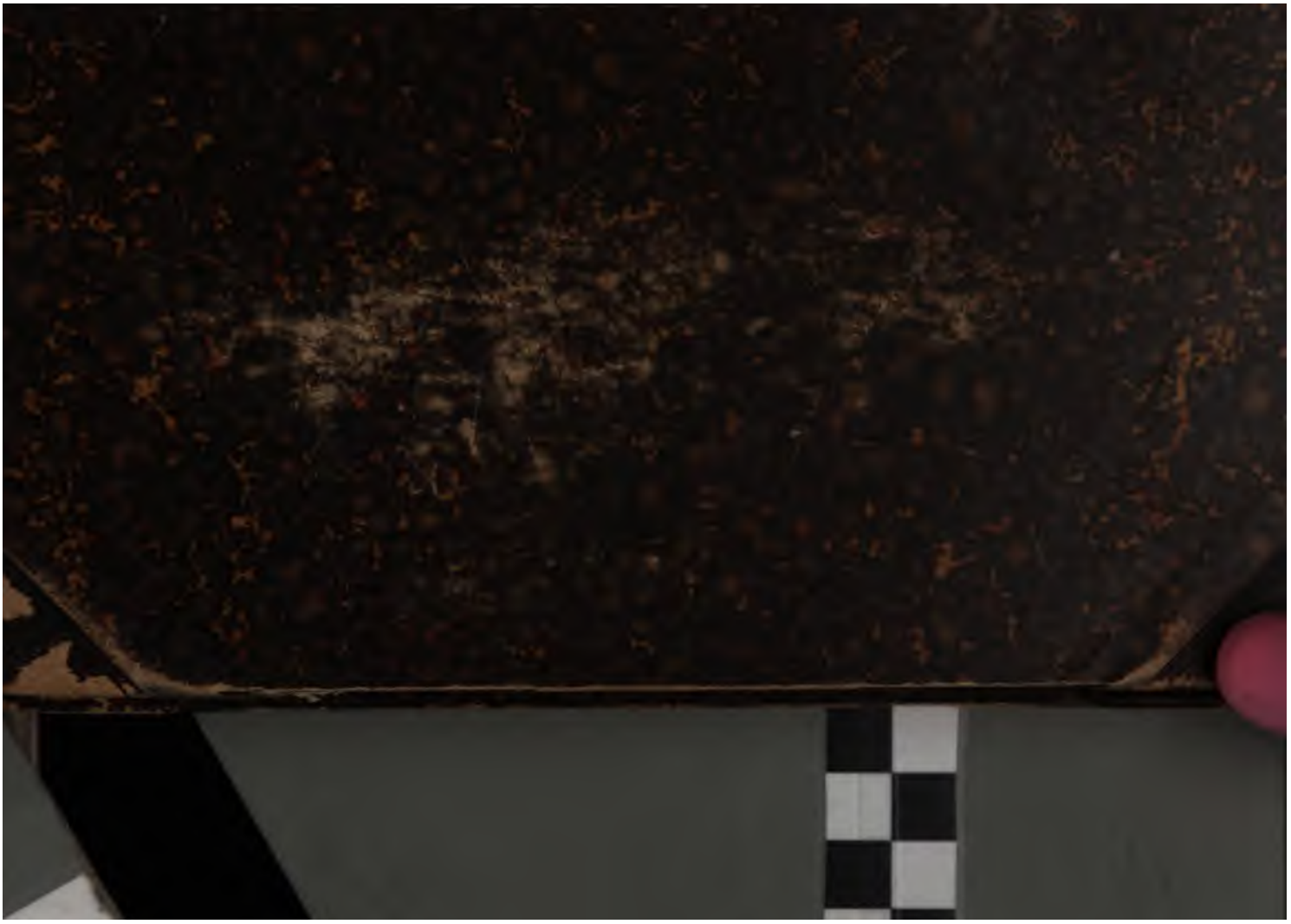
S. 93. 'Resignation'. Daß das Gedicht in Dresden entstand, macht auch der Eifer wahrscheinlich, mit welchem Schiller es im December 1785 an Göschen sendet (Geschäftsbriefe Schillers S. 10 f.) und die Drucklegung unter allen Umständen empfiehlt, auch in einer Nachschrift nochmals auf den Gegenstand zurückkommt: nur für Schöpfungen, denen er noch unmittelbar nahe steht, pflegt er ein so lebhaftes Interesse zu hegen; fiele das Gedicht in die Mannheimer Zeit (wie Viehoff u. A. wollen), so würde er auf die Veröffentlichung vermuthlich weniger beredt hingedrängt haben. Meine Angabe in Bd. I, S. 367 ist nach dieser Erwägung zu verbessern.

S. 134. Der Kurfürst von Mainz. Vergl. Fischenich an Lotte, 18. November 1793: 'In mehreren Reden sind alle seine Schwachheiten und Laster aufgedeckt, und wenn nur die Hälfte wahr ist, so hatte die Maitressenregierung in Mainz nie ihres Gleichen.'

S. 135. Lottens Opfermuth. Nicht Caroline v. Dacheröden, wie ich im Text sagte, sondern Wilhelm v. Humboldt ist der Erzähler.

S. 138. Heron an Lotte, Juni 1787. Bisher ungedruckt. Original im Goethe-Schiller-Archiv zu Weimar.

S. 148. Die berühmte Frau. Die Hypothese von Fielitz (Schiller und Lotte I, 148), daß Sophie von Laroche in dem Gedicht vorschwebt, ließe sich mit der im Text ausgesprochenen Vermuthung wohl vereinigen.

S. 181 f. Fragebogen der Jenaer Universität. Bisher ungedruckt. Original im Besitz des Herrn Oberstlieutenant Dr. Jähns.

S. 200 f. Schiller und Charlotte von Kalb. Die Darstellung in Charlottens Memoiren setzt den entscheidenden Brief um ein Jahr früher, in Schillers ersten Rudolstädter Aufenthalt; Schillers Briefe aus Jena (in 'Schiller und Lotte' 2, 46 f.) scheinen aber deutlich auf den Herbst 1789 hinzuzeigen. Demnach hätte Schiller Charlotten vorgeschlagen, nach Jena, nicht nach Rudolstadt, zur Besprechung über ihre Scheidung zu kommen, und hätte am 11. September jene Ablehnung seines Vorschlages empfangen, von welcher die Memoiren S. 147 berichten; zwischen dem 11. und dem 28., dem Tage des Briefes an Körner, folgte dann dasjenige Schreiben Schillers, welches für Charlotte ihres 'Lebens Loose' enthielt.